...o. germ.
...390
...62

P. o. germ. Polens
W
1790 t (2

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

36930.

<36631014270014

<36631014270014

Bayer. Staatsbibliothek

36930

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München ...pl. 16

Sühne

Sühne

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilian-pl. 16

Roman

von

Wilhelm von Polenz

Zweiter Band

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1890

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Zweites Buch.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Nach jener Unterredung mit Mörner währte Friedrichs Bleiben in Berlin nicht lange. Der Boden brannte ihm hier unter den Füßen. Er scheute sich, den Leuten, denen er am nächsten stand: Mörner, Burt, Schaurotts, zu begegnen. Sein Zustand war der eines Verbrechers nach vollbrachter That; innere Unruhe treibt ihn von dem Orte, wo sie geschehen, in einer veränderten Umgebung, fern von den Zeugen seines Unrechts allein noch kann er hoffen, seinen Gleichmuth wiederzufinden. —

Friedrich beschloß daher, sein Bündel zu schnüren und Berlin zu verlassen. Schon immer hatte es ihm im Sinne gelegen, Dresden, das er noch nicht kannte, aufzusuchen. Jetzt schien ihm der geeignetste Zeitpunkt, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Er wartete nur noch auf ein Telegramm, das ihm Eva verabredetermaßen von Dzöröneck aus schicken sollte. Das Telegramm traf ein, es meldete ihm Evas glückliche Ankunft bei den Freunden.

Friedrich ging von Berlin ohne die üblichen Abschiedsbesuche zu machen, nur Burt und seiner Schwester

schickte er die Nachricht, daß er für die nächste Zeit auf Reisen nach Süddeutschland gehe. —

Friedrich sah die sächsische Hauptstadt in dem Kleide, das ihr am besten steht: im Frühlingsgewande. Vom wolkenlosen Himmel schien eine prächtige Sonne hernieder und täuschte mit ihrem verschönenden, goldverbrämenden Glanze freundlich über die bräunliche Färbung des Elbstromes und die düster schmutzigen Töne der engen Straßen und rußigen Häuser der inneren Altstadt hinweg. In den Gärten des englischen Viertels, auf den Zwingeranlagen, im großen Garten und der Bürgerwiese, prangten Bäume, Strauchwerk und Rasen in saftigem hellem Frühlingsgrün, und rings auf den Anhöhen am Strome entlang, die zur altehrwürdigen Augustusbrücke und der Brühl'schen Terrasse herüberblicken, lag es wie Schnee; ein lieblicher Nachwinter: die Baumbluth.

„Hier ist gut sein," dachte Friedrich; und vor seiner Seele entstand schnell ein reizvolles Phantasiegemälde: Hierher wollte er einst mit Eva ziehen, wenn sie einander ganz zugehören würden; hier, in dieser schönen Stadt, wollten sie sich niederlassen, hier gedachte er sich einen Wirkungskreis zu schaffen, hier würde er Arbeit finden, Geld verdienen und im Kreise seiner Familie der glücklichste Mensch unter der Sonne werden. Diese Fatamorgana beständig vor Augen, ging Choiseule umher wie ein Träumender. Er spielte unaufhörlich mit seinen Phantasien; wie im Kaleidoskop den bunten Steinchen, so gab er seinen Plänen jeden Augenblick eine andere Zusammen-

stellung. Daß Schwierigkeiten, ja vielleicht unüberwindliche Hindernisse in seinem Wege lägen, davon wollte er jetzt nichts wissen. Er eliminirte die Faktoren, die ihm in seine Rechnung nicht paßten, einfach aus dieser.

Gänzlich befangen von dem süßen Zauber dieser Traumwelt eilte er, mehr von einem gewissen Pflichtgefühl, denn von Interesse getrieben, in die Museen. Er sah die Madonna, den Zinsgroschen und ungezählte andere Perlen, und wunderte sich über sich selbst, daß er so gleichgiltig blieb, und über die Kunstwerke, daß sie ihm nichts zu sagen hatten. Dann dachte er daran, daß er ja hierher zurückkehren werde und sah sich im Traume an Evas Seite diese Gallerien durchwandern; wie reizend würde es sein, ihr die Bedeutung und Schönheit all der Schätze zu erläutern. —

Am dritten Tage seines Aufenthaltes in Dresden erhielt Friedrich einen Brief von Eva. Wie hastig riß er das Couvert auf. Eva schrieb:

„Lieber Friedrich! Wie Du schon durch mein Telegramm erfahren hast, bin ich glücklich in Dzöröneck angekommen. Die Fahrt war so endlos und so entsetzlich einsam, ach, wie viel habe ich an Dich gedacht und mich zurückgesehnt nach Dir, und jede Minute vermehrte doch nur die Entfernung zwischen uns. Ich freue mich, daß Du jetzt in Dresden bist; Du bist mir dort doch um ein kleines Stück näher gerückt. Nun aber von hier, denn Du wirst gewiß begierig sein, zu erfahren, wie ich mich mit den Landskerrotitschs eingerichtet habe. Laß Dir denn

sagen, daß sie mich reizend freundlich aufgenommen haben. Ich war zuletzt doch im Zweifel, ob es auch ganz passend sei, daß ich mich so mir nichts dir nichts bei ihnen angesagt hatte, und ich war recht verlegen, als ich Angelika wiedersah, denn ich konnte ja noch nicht wissen, wie sie das, was inzwischen geschehen ist, auffassen werde. Aber sie war ganz die alte; herzlich und liebenswürdig. Die eigentliche Ursache meines Kommens wurde zunächst garnicht von uns berührt. Sie ist doch eine Frau von sehr viel Welt, findest Du nicht auch? — Ich bewohne zwei reizende Zimmer hier im Schloß, elegant und komfortabel wie alles in Dzöröneck. Wände und Möbel des Schlafzimmers sind mit demselben Stoffe überzogen; das Muster ist japanisch mit großen bunten Phantasieblumen und Vögeln. Das Wohnzimmer hat eine mattgelbe Tapete, und Möbel mit Goldbrokatstoff. Ein Bechstein-Flügel ist darin, den mir der Graf hat hereinsetzen lassen, damit ich meiner Kunst unter den Barbaren nicht ganz fremd werde, wie er sagte. Er ist so amüsant, der Graf, und wie vortrefflich paßt er zu Angelika. Sie verkehren allerliebst mit einander, die Beiden. Ach Friedrich, wäre uns doch auch ein solches Glück beschieden, wie selig wollte ich sein und nie, nie wieder würde ich Dir Grund zu Betrübniß geben, verlaß Dich darauf.

„Ich habe in den ersten Tagen mit Angelika nicht über Dich gesprochen, sie fing von selbst nicht an, und ich scheute mich davor. Endlich gestern Abend, als sie mir gute Nacht sagen kam, faßte ich mir ein

Herz und erzählte ihr Alles. Sie sagte nicht viel und meinte, sie habe vorausgesehen, daß es so kommen werde. Dann fragte sie mich, ob ich wisse, welche Schritte Mörner thun werde, um mich zur Rückkehr zu ihm zu veranlassen. Ich wußte darüber natürlich nichts; verstand auch nicht recht, was sie meinte, aber es hat mich erschreckt. Kann mich denn Mörner zwingen, zu ihm zurückzukehren? Mir ist recht bange geworden, Friedrich; was wir gethan haben, ist doch sehr gewagt. Ach Friedrich, schreibe doch bald an mich und beruhige mich, sage mir, daß Du mich liebst, und daß alles gut werden wird, dann will ich ganz ruhig sein, denn ich vertraue Dir, mein Geliebter, über alles.

„Im übrigen fühle ich mich hier so glücklich. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie schön alles ist: das Schloß, der Park, die Umgebungen. Die Menage ist fürstlich und doch fühlt man sich nicht gedrückt, denn der Graf ist die Courtoisie in Person und Angelika so schlicht und einfach in ihrem Wesen, wie wir sie in Berlin kennen gelernt haben. Eine Verwandte des Grafen, ich glaube eine Cousine seiner verstorbenen Mutter, ist hier: Prinzeß Oblonska, eine ältere, unverheirathete Dame. Sie spricht sehr gutes Französisch, weiß eine Menge Geschichten, scheint selbst viel erlebt zu haben und ist sehr freundlich gegen mich. Der Graf fährt uns viel spazieren, um uns die Umgegend zu zeigen. Alles ist hier so eigenartig; die Leute küssen einem den Arm, so oft sie unser ansichtig werden. Gestern Abend kam eine Zigeuner=

bande, die reizende Lieder aufspielte, so süß und melancholisch. Ich war froh, daß es dunkel war, sonst hätten die anderen meine Thränen gesehen. Die Sehnsucht nach Dir, mein Geliebter, überkam mich allzumächtig. Friedrich, darf es denn nicht sein, müssen wir getrennt von einander leben, und wie lange soll diese Qual dauern!

„Ich will nun schließen, obgleich ich die ganze Nacht hindurch so weiter mir Dir plaudern könnte. Ist es nicht als wären wir Jahre von einander getrennt und es ist doch noch keine Woche her, daß ich zum letzten Male in Deinen Armen ruhte. Lebe wohl, schreibe bald und viel an Deine, Dir in alle Ewigkeit treue Eva.“ —

Der Inhalt dieser Zeilen war so charakteristisch für die Schreiberin, daß es Friedrich beim Lesen zumuthe ward, als stünde sie leibhaftig vor ihm und spräche zu ihm, und mit Riesengewalt packte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe. —

Von Dresden aus reiste Friedrich über Prag, wo er nur einen kurzen Aufenthalt machte, nach Wien. Dort endlich fand er den Muth, einen Brief an seine Mutter zu richten. Er theilte ihr das Geschehene in schonendster Form mit, und versuchte es, Evas und sein Thun nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Wie bereits Mörner gegenüber, betonte er das Recht ihrer Liebe und erklärte die eheliche Verbindung mit Eva als das Ziel seines Strebens.

Friedrich kannte seine Mutter zu genau, um annehmen zu können, daß dieser Brief, soviel Beredtsam-

keit er in demselben auch aufgewandt haben mochte, sie umstimmen und seinen Plänen geneigt machen werde; er wußte, daß ihm mit seiner Mutter der schwerste Kampf bevorstehe, aber er hoffte viel von dem Einfluß der Zeit, die selbst harten Stein mürbe macht.

Die aufdringliche Pracht der Wiener öffentlichen Gebäude, die Ringstraße mit ihren glänzenden Läden, das elegante Treiben der Frühjahrssaison im Prater, die das Entzücken jedes Reisenden hervorrufen, waren ihm in seiner jetzigen Gemüthsverfassung zuwider. Er sehnte sich nach dem Genusse des Unverfälschten, Ursprünglichen. Was waren für ihn Sehenswürdigkeiten, wie klein erschienen sie ihm neben dem, was ihn durchglühte. Nur die Natur in ihrer unwandelbaren Frische, mit ihren Reizen, die sich nicht anspruchsvoll aufdrängen, sondern bescheiden warten, daß man sie empfinde, durfte sich neben seine Liebe stellen.

Er verließ das bereits im Frühjahr sonnenheiß staubige Wien und ging über den Semmering tiefer hinein nach Steiermark. Das Wandern durch dunkel schattige Tannenwälder, das Erklimmen von Felswänden und Gipfeln, der Anblick von leuchtenden Schneefeldern und tiefgrünenden Waldseen, von steinigen Halden, blumigen Matten und friedlichen Gebirgsdörfern erfrischte ihm Körper und Seele, aber Evas Bild vermochten diese Eindrücke nicht in den Hintergrund zu drängen, es stand fest auf seinem Altare und in inbrünstiger Andacht beugte der Liebende seine Kniee vor ihm.

Die Sehnsucht nach einem Briefe von ihr trieb ihn nach Wien zurück und seine Erwartung hatte sich nicht getäuscht, er fand ein Schreiben von Evas Hand dort vor.

Evas Brief war in anderem Tone gehalten als der erste, sie schrieb: „Geliebter Friedrich! Mörner hat an mich geschrieben, er fordert meine sofortige Rückkehr zu ihm. Der Ton seines Briefes hat mich erschreckt, er schreibt so, als habe er noch irgendwelche Gewalt über mich. Kann er mich denn zwingen, zu ihm zurückzukehren. Das wird niemals geschehen, eher gebe ich mir selbst den Tod. — Ich hatte gehofft, nie wieder von ihm zu hören, die drei Jahre an seiner Seite kommen mir vor wie ein böser Traum, ich versuchte ihn zu vergessen, und nun das! Sage mir, Friedrich, wie ich diesen Brief zu verstehen habe, hilf, rathe, was soll ich thun? Soll ich von hier weggehen an einen Ort, wo er mich nicht ausfindig machen kann, wo ich vor jeder Verfolgung sicher bin? Ach ich bin so rathlos, so furchtsam, mir ist, als müsse ich vergehen vor Sehnsucht nach Dir, mein Friedrich. Ende doch diese Pein, was hindert Dich daran, uns beide glücklich zu machen? Es sind nur Skrupel, übertriebene Gewissenhaftigkeit. Ich habe um Deinetwillen meinen Gatten verlassen und habe darum ein Recht zu fordern, daß Du fortan an meiner Seite bleibst zu meinem Schutz und meiner Vertheidigung. Sollte man darin etwas Unrechtes finden können? Nun, wir sind über das Urtheil der Welt erhaben. Angelika und ihr Gatte wenigstens denken groß genug,

sich über derartige Vorurtheile hinwegzusetzen, sie würden nichts gegen Deine Hierherkunft einzuwenden haben; daß alle Dehors zwischen uns auf's strengste gewahrt werden, ist ja selbstverständlich. Also, Friedrich, wenn Du mich lieb hast, so komme, beweise, daß ich Dir mehr werth bin als jene kleinlichen Rücksichten auf das Urtheil anderer, folge der Stimme Deines Herzens, die Dir räth, hierher in meine Arme zu fliegen, wenn anders mir dieses Herz seine Treue gehalten hat. Wenn es noch eines weiteren Ansporns für Dich bedarf, so höre denn, daß Dein Freund, Doktor Burt, heute hier erwartet wird. Schreibe nicht, komme selbst! In dieser Hoffnung begebe ich mich jetzt zu Bett, süße Hoffnungsträume werden mich umgaukeln, möchten sie doch in Erfüllung gehen. Deine in alle Ewigkeit treue Eva."

Eine Stunde nachdem Friedrich diesen Brief erhalten, waren seine Sachen gepackt, die Hotelrechnung bezahlt und eine Droschke wartete, um ihn nach dem Bahnhofe zu bringen.

Zweites Kapitel.

Friedrich fuhr die Nacht durch. Als gegen vier Uhr des Morgens der Tag zu grauen anfing, befand er sich bereits in der ungarischen Ebene mit ihren Weizen- und Kuckurutzfeldern. Auf den Bahnhöfen, durch die der Zug eilte, zeigten sich fremdartige Gestalten: Magyarische Bauern im weißen Kamisol, Kniestiefeln und breitrandigem Hut, Schwaben (wie man dort zu Lande die eingesessenen Deutschen nennt) mit langem Haar, kleinen runden Hütchen und bunten mit Silberknöpfen verzierten Westen, Zigeuner: schwarzbraune Gesellen, die Männer und Frauen in phantastische Lumpen gehüllt, die Kinder eben so nackt, wie sie ihr trauriges Geschick auf die Erde geworfen, die Alten musizirend, die Jungen bettelnd.

Es war Nachmittag, als Friedrich in der Station ankam, von der aus man zur Besitzung des Grafen Landskerrotitsch gelangt. Friedrich hatte es unterlassen, seine Ankunft telegraphisch anzusagen, er wollte Eva durch sein Kommen überraschen, er mußte sich also selbst um eine Fahrgelegenheit nach Dzöröneck bekümmern.

Der Stationschef, an den er sich zunächst um Rath gewendet hatte, theilte ihm mit, daß Dzöröneck

per Wagen in zwei Stunden zu erreichen sei und nannte ihm den Ort, wo er ein Gefährt miethen könne.

Friedrich ging in die Stadt, die aus einer breiten ungepflasterten Hauptstraße bestand, in welche die engen Nebengassen wie Bäche in einen Fluß einmündeten. Die meisten Häuser waren aus Lehm aufgerichtet, einstöckig und mit Stroh bedeckt. In der von Pfützen häufig unterbrochenen Gasse waren wenig Menschen zu erblicken, aber umsomehr Vierfüßler: Hunde, Kühe, Schweine, Pferde. Nur um das Rathhaus, einem umfangreichen, steinernen Gebäude, gruppirten sich einige mit moderner Eleganz ostentativ prunkende Häuser, von mehreren Etagen, im Parterre Schaufenster, und blickten wie eine Anzahl feinerer Leute von ihrem Standplatze hochnasig auf die geringeren herüber.

In dieser Umgebung fand Friedrich auch den Gasthof, an den er gewiesen worden war; sein jüdischer Besitzer war zu gleicher Zeit Pferdehändler und Fuhrwerksvermiether.

Der Jude erklärte Friedrich, die Besitzung des gnädigen Herrn Grafen liege soweit entfernt, daß er sie heute unmöglich mehr erreichen könne, und schlug ihm vor, in seinem Hotel zu übernachten, um am nächsten Tage die Fahrt anzutreten. Als ihm aber Friedrich versicherte, er kenne die Entfernung genau und werde sich, falls er hier nicht bedient werde, nach einer anderen Fahrgelegenheit umthun, beeilte sich der Hebräer, ihm seine eleganteste Kalesche und

ein Paar magere Braune, die er als vorzügliche Renner pries, zur Verfügung zu stellen.

Die Fahrt ging mit Benützung von Feldwegen, theilweis auch ohne Wegegleis, querfeldein über hügeliges Land, das mit kurzem Grase bewachsen war; Pferdeheerden, vermischt mit Rindvieh und Schafen, weideten darauf.

Die Braunen schienen an diese Art von Terrain gewöhnt zu sein; in gleichmäßigen Galoppsprüngen ging es bergab, bergauf, ohne Hemmzeug mit schlaffen Zügeln! der Kutscher dirigirte sie mehr mit der Zunge als mit der Hand.

Frischer Steppenwind wehte Friedrich ins Gesicht, hinter ihm dehnte sich die Ebene ins Unendliche, vor ihm aber in weiter Ferne thürmten sich mächtige Gebirgsmassen zu einer Mauer. „Dos die Karpathen,“ sagte der Kutscher, der einige Brocken deutsch aufgeschnappt hatte, mit dem Peitschenstiele nach der Bergkette deutend. Dann verließen sie das kahle Hügelland und kamen in eine Niederung mit Feldern, zwischen denen Akazienhaine und Dörfer verstreut lagen. „Dort Magyar — dort Schwob — dort Slovak,“ erklärte der Kutscher auf die einzelnen Ortschaften aufmerksam machend. Er hielt sich nun mehr auf der Landstraße.

Als sie auf den Kamm eines Hügels gekommen, wies er auf einige in der Entfernung aus den Wipfeln alter Bäume hervorschimmernde Gebäude und rief „Dzöröneck“, indem er dabei ehrfurchtsvoll den Hut lüftete.

Von der Landstraße ging jetzt eine kiesbestreute, schattige Kastanienallee ab, in die sie einbogen; bald befanden sie sich in einem Park mit wohlgepflegten Rasenplätzen und Baumgruppen, und bei einer Biegung des Weges lag in einem Parquet von Blumen ein weißes Gebäude mit hohem Mansardendach vor ihnen, an dessen Portal sie anhielten.

Die Phisiognomie des Dieners, der an den Wagen trat, war Friedrich nicht unbekannt, es war derselbe, den Landskerrotitsch mit in Berlin gehabt hatte. Friedrich erfuhr, die Herrschaften seien im Park und bat, zu ihnen geführt zu werden.

Bald wurden Stimmen vernehmbar und helle Kleider leuchteten hinter einem Boskett hervor. Friedrich ließ den Diener zurückgehen, er selbst blieb stehen, durch Sträucher gedeckt, er fühlte sein Herz ungestüm klopfen.

Man war beim Lawntennisspielen. Friedrich hatte Evas Stimme längst erkannt, jetzt bekam er auch sie selbst durch eine Lücke im Gebüsch zu Gesichte. Sie trug ein loses Sommerkleid, ihr Gesicht war durch einen breitkrämpigen Gartenhut geschützt, an den Füßen hatte sie Tennisschuhe und das Racket in der Hand. Wie leicht und graciös sie über den Spielplatz dahinflog, bald um den Ball abzuwehren, oder um ihn selbst zu versenden. Ihre Wangen glühten, sie schien mit ganzer Passion bei dem Spiel zu sein.

Jetzt lachte sie über ihre Ungeschicklichkeit, die sie einen Ball ihres Gegners, des Grafen, hatte vermissen

lassen. Friedrich hielt sich nicht mehr länger, er trat aus seinem Verstecke hervor dem Tennisground zugehend.

Landskerrotitsch sah ihn zuerst, in weitem Bogen warf er das Racket weg und eilte mit lautem Rufe der Freude auf Choiseule zu, an dessen Hals er sprang.

Eva war bei seinem Anblicke wie erstarrt, sie verharrte regungslos in der Stellung, die sie zuletzt innegehabt hatte.

Friedrich, der sich inzwischen aus der Umarmung des kleinen Grafen losgemacht hatte, ging zuerst auf sie zu, blickte ihr fest ins Auge, ergriff ihre Hand und küßte diese. Er wollte, daß niemand der Anwesenden im Zweifel bleiben könne, wessentwegen er hierher gekommen sei. Dann erst begab er sich zur Gräfin. Sie befand sich mit einer älteren Dame in einer nahen Laube, von der aus man den Tennisground übersah.

Der Empfang, den sie Choiseule bereitete, war kein allzu herzlicher. Sie ließ ihre großen, grauen Augen eine Weile durchdringend auf ihm ruhen, um ihm dann in kühlem Tone zu versichern: „Sie hätte ich zu allerletzt jetzt hier zu sehen erwartet, Herr von Choiseule.“

Eva war inzwischen herangetreten, sie war sehr bleich geworden und ihr Gesicht zuckte in nervöser Erregung.

Aber Landskerrotitsch machte dieser peinlichen Scene schnell ein Ende. „Du hattest uns nur noch zu unserem Glücke gefehlt,“ rief er, „so sind wir denn

alle wieder beisammen, die Freunde des letzten Winters; siehst Du das Graue dort unter der großen Plantane, es ist ein Malschirm, er deutet Dir Sophie Wangens Anwesenheit an. Sie ist ein Wunderkind, ein großes Talent, Du wirst Sachen von ihr sehen, sage ich Dir — und Doctor Burt, weißt Du denn, daß er hier ist? Seit gestern. Augenblicklich ist er auf einer wissenschaftlichen Expedition, es betrifft das Grundwasser. Das Lawntennis war unter seiner Würde. Ich habe ihm Deinen Protege Krätzer zum persönlichen Adjutanten gegeben, der junge Mensch schlägt sehr gut an." — Und so schwatzte der kleine Mann, der in seinem weißblau gestreiften Tricot einem Clown ähnlicher sah, als einem Magnaten, munter fort, vom Hundertsten ins Tausendste kommend.

Angelika, wie um ihre vorige Barschheit gut zu machen, forderte Friedrich auf, bei Ihnen niederzusitzen, da er von der Reise her ermüdet sein müsse und stellte ihn der alten Dame neben sich vor, der Prinzeß Oblonska.

Friedrich bat, daß man seinetwegen das Spiel nicht unterbrechen möge.

„Spielst Du Tennis?" rief der Graf.

Friedrich versicherte, daß er ein schwacher Anfänger sei.

„So paßt Du vortrefflich zu uns," meinte Landskerrotitsch. „Mein Spiel ist schwach und Frau Mörner ist eine Anfängerin, aber eine vielversprechende. Kommen Sie, lassen Sie uns Herrn von Choiseule zeigen, was wir können."

Eva sprach den Wunsch aus, heut nicht mehr zu spielen.

„Schön, also auf morgen die Fortsetzung," rief Landskerrotitsch. „Nun haben wir noch einen dritten Spieler an Herrn von Choiseule gewonnen, das ist charmant, so brauchen wir nicht mehr single zu spielen."

„Komme jetzt," wandte er sich an Friedrich, „damit ich Dich in meine niedere Hütte führe," und er schritt mit ihm dem Schlosse zu.

Als sie so weit waren, daß sie von den Anderen nicht mehr verstanden werden konnten, sagte er, Friedrich vertraulich unter den Arm fassend: „Sehr recht von Dir, mein alter Junge, daß Du gekommen bist; ich erwartete Dich alle Tage, und jemand anders, glaube ich, auch." — Dabei lachte er mit seiner hellen Kinderstimme und zwinkerte vergnügt mit den runden Aeuglein. „Sie ist charmant, ich begreife Dich vollkommen. Guten Muth, mein Freund, Ihr seid für einander bestimmt und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Ihr Euch nicht am Ende kriegen solltet. Inzwischen mögt Ihr hier einen schönen Sommer miteinander verleben."

„Deine Frau Gemahlin schien anders darüber zu denken als Du," wendete Friedrich ein. „Ich hatte Evas Brief dahin verstanden, daß Ihr mit meinem Kommen einverstanden wäret. Hier muß ein Mißverständniß vorliegen, und ich bin in einer sehr fatalen Lage der Herrin des Hauses gegenüber."

„Ah bah!" rief Landskerrotitsch. „Laß Dir doch

nicht gleich die Pferde scheu machen, Weibermarotten! Ich kenne Angelika besser als Du, sie ist weit davon entfernt, prüde Vorurtheile zu hegen, aber darin macht sie doch der Weiblichkeit eine Concession, erst muß die Nase ein wenig gerümpft werden, damit ist das Herz erleichtert. Kehre Dich nicht daran, mein Freund; ich werde mit Angelika sprechen, und verspreche Dir, sie wird Dir nichts in den Weg legen."

Friedrich beruhigte sich vorläufig hierbei, denn das, was Landskerrotitsch geäußert hatte, entsprach seinem eigenen Hoffen; er hätte Dzöröneck jetzt nur höchst ungern wieder verlassen. —

Die Beiden waren inzwischen ins Schloß gelangt. Landskerrotitsch wies dem Gaste ein Zimmer im ersten Stocke an.

Das Haus war im Style englischer Landhäuser errichtet. Im Parterre befand sich eine geräumige Halle, als Zimmer eingerichtet, die Steinfließen mit riesigen Fellen wilder Thiere belegt, die Wände mit Waffen, Geweihen und allerhand ausländischen Raritäten phantastisch verziert. Von dieser Halle, die das Licht von oben her durch ein Glasdach erhielt, führte eine reichgeschnitzte Holztreppe zur ersten Etage. Hier lief eine Gallerie rings um den quadratischen Lichthof, auf welchen sämmtliche Zimmer ausmündeten. Im Parterre waren die Gesellschaftsräume, im ersten Stock die Schlaf- und Wohnzimmer, im dritten wohnte die Dienerschaft, die Wirthschaftsräume waren im Souterrain und in einem Nebengebäude untergebracht.

„Wir diniren um sieben Uhr, Du hast also noch eine Stunde Zeit, Dich vom Reisestaub zu reinigen," sagte der Graf, Friedrichs Zimmer verlassend.

Dieser war mit seiner Toilette noch nicht zu Ende, als sich die Thüre aufthat und Burt zu ihm hereintrat.

Friedrich war gerade im Begriff, sich zu rasiren und stand da, eingeseift und das Messer in der Hand, aber der Seifenschaum vermochte die Röthe, die ihm beim Anblick des Freundes jäh in die Wangen stieg, nicht zu verbergen.

In gezwungener Heiterkeit rief er aus: „Welch wunderbares Zusammentreffen, wie in einem verwunschenen Schlosse. — Auch Du hier, Burt!"

„Ich weiß nicht, wer mehr Grund zum Erstaunen über des anderen Anwesenheit hat, Du oder ich," meinte Burt und zeigte seine spöttischste und zugleich ernsteste Miene.

Friedrich lachte verlegen. Als er mit seiner Rasirbeschäftigung zu Ende gekommen, wandte er sich von neuem an Burt, der inzwischen Platz genommen und ihn nachdenklich betrachtet hatte. „Womit vertreibst Du Dir hier die Zeit, hast Du bereits eine verbreitete Praxis unter den Zigeunern und Slovaken der Umgegend?"

Burt verspürte, wie es schien, heute keine Lust auf den scherzenden Ton, der sonst zwischen den Freunden geherrscht hatte, einzugehen. In Kürze berichtete er, daß er dem Drängen Landskerrotitschs nachgebend, sich entschlossen habe, auf einige Monate nach Dzöröneck

zu kommen, um hier zu ergründen, in welcher Weise den mangelhaften hygieinischen Verhältnissen der Gegend aufgeholfen werden könne. Für Berlin habe er sich einen Assistenten engagirt, der seine Praxis dort inzwischen weiterführe.

Jetzt brummten die langezogenen Töne eines Gongs durch das Haus. „Das ist das erste Zeichen für den Tisch,“ sagte Burt. „Ich will mir noch einen anderen Rock anziehen. — Uebrigens sind wir Zimmernachbarn.“ Damit ging er.

Friedrich wußte, warum ihm Burt mit solcher Kühle begegnet war, und er fing an einzusehen, daß sein Kommen nach Dzöröneck, während Eva sich dort aufhielt, im Grunde eine große Vermessenheit bedeute, und von sehr widersprechenden Empfindungen bewegt, begab er sich zu Tisch.

Man speiste in einem im Parterre gelegenen dreifenstrigen Saale. Decken und Wände waren mit dunkelgebeiztem Eichenholz getäfelt, eingelassene Medaillons stellten Frucht- und Thierstücke dar. Von dieser mattabgetönten Umgebung hob sich der Glanz der Krystall-Karaffen und Gläser der Tafel effektvoll ab. Das Service war Markolini. Es stammte aus der Familie der verstorbenen Gräfin, Landskerrotitschs Mutter. Einer ihrer Vorfahren war zur Zeit der sächsisch-polnischen Personalunion Adelsmarschall in Polen gewesen und hatte das kostbare Service, zu dem eine Garnitur: Tafelaufsätze, Vasen und Kandelaber gehörte, vom sächsischen Hofe zum Geschenke erhalten. Der Tisch war im übrigen nach jener moder-

nen Art, welche die Tafel in ein Blumenbeet umwandelt, mit reichem Blumenschmuck ausgestattet.

Der Meister dieses ganzen Arangements, der Butler John, hielt seine gravitätische Figur mit dem tadellosen Westenausschnitt und den rothen Coteletten am Sideboard, von wo aus er zwei Livreediener durch kaum wahrnehmbare Winke dirigirte. Ein Wort zu diesen zu sprechen, würde er für unpassend und seiner unwürdig gehalten haben. —

Friedrich saß zwischen der Gräfin und Sophie Wangen; er fand beide Frauen in ihrer Erscheinung verändert.

Angelikas Schönheit erlitt durch eine bereits vorgeschrittene Schwangerschaft starke Einbuße. Sophie hatte sich in den letzten Monaten erstaunlich entwickelt. Sie hatte aufgehört, Backfisch zu sein, und war in ihrer Entwickelung an den Punkt gekommen, wo es sich für ein junges Mädchen von unregelmäßigen Zügen darum handelt, ob sie häßlich oder pikant sein wird, und Sophie war entschieden das letztere. In der sorgfältigeren Art sich anzukleiden und zu frisiren, war Angelikas wohlthätiger Einfluß zu spüren. Sophie war gewachsen und an Stelle der früher völlig flachen Brust war jetzt der zarte Ansatz einer Büste getreten, während ihre Gliedmaßen noch die schlanke Magerkeit des Kindesalters beibehalten hatten.

Gleich zu Anfang der Tafel hatte Friedrich eine Frage gleichgültigster Natur an die ihm gegenübersitzende Eva gerichtet. Eva war erröthet und hatte ihm eine verwirrte Antwort gegeben. Friedrich sagte sich,

daß er einen gelegneren Zeitpunkt abwarten müsse, um zu einer Verständigung mit ihr zu gelangen.

Evas Verwirrung war von niemandem bemerkt worden, denn Angelika, Burt und der Graf waren in ein lebhaft geführtes Gespräch über den Gesundheitszustand der umliegenden Ortschaften vertieft, und Sophie war vielzu harmlos von Natur, um auf derartige Vorkommnisse überhaupt zu achten.

Nur einer Person am Tische war Evas eigenthümliches Benehmen nicht entgangen, der Prinzeß Oblonska.

Sie mußte früher schön gewesen sein, einzelne Partieen des Gesichtes konnten noch jetzt dafür gelten, so die scharfgeschnittene rassige Nase und die dunklen, funkelnden Augen. Aber der volle Mund, der früher vielleicht einen besonderen Reiz in dem Gesichte gebildet haben mochte, widerte jetzt an mit seinen tadellosen Zahnreihen, deren Echtheit die Falten ringsum Lügen straften. Aus ihrer Erscheinung war das Alter der Prinzeß kaum zu taxiren, denn sie wußte die Mittel der Toilette mit solchem Raffinement anzuwenden, daß es selbst für ein Kennerauge schwer wurde zu unterscheiden, wo bei ihr das Unechte aufhörte und das Echte anfing. Ihr Haar schien mit seiner Weißheit zu kokettiren und trug nicht wenig dazu bei, den rosa Schimmer ihrer Wangen und den blauschwarzen Glanz ihren Augenbrauen und Wimpern effektvoll wirken zu lassen. Ihre Toilette war dunkel und gesucht einfach.

Den Mund der Prinzeß umschwebte stets ein bedeutungsvolles Lächeln, das sagen zu wollen schien, „ich

habe vieles erlebt und weiß vieles." Ihre Hauptforce bestand darin, die Harmlose zu spielen. Mit der harmlosesten Miene der Welt konnte sie Dinge anhören und selbst sagen, die jeder anderen Frau das Roth der Scham in die Wangen treiben mußten. An ihr war eine große Schauspielerin verloren gegangen; ihren Zügen, vor allem ihren Augen wußte sie den Ausdruck taubenhafter Unschuld zu geben, diesen Augen, die beständig auf der Lauer lagen, denen nichts entging, was skandalös, obscön und vor allem auch nicht, was irgend vortheilhaft für sie selbst war.

Evas Verhalten bei Friedrichs Ankunft hatte die Alte bereits etwas wittern lassen, ihr Erröthen bei seiner Anrede erregte die Wißbegier der Prinzeß noch mehr. Während sie die wohlwollendste und zugleich unbefangenste Miene der Welt aufgesteckt hatte, wanderten ihre Blicke von einem zum anderen der jungen Leute, und als sie schließlich festgestellt zu haben glaubte, was zwischen den Beiden bestehe, flog es wie ein Schimmer der Befriedigung über ihre Züge.

Als sie erkannte, daß keine Unterhaltung zwischen den Beiden aufkommen wollte, versuchte die Alte, sie zusammenzuführen, indem sie Fragen an Friedrich richtete, und sich, nachdem sie eine Antwort erhalten, an Eva wendete, um diese mit ihrem unschuldigsten Lächeln zu fragen: „Qu'en ditez-vous petite?" Oder sie stellte sich als habe sie Friedrich nicht verstanden und fragte zu Eva hinüber: „Voulez-vous bien m'expliquer, ce que cela veut dire chèrie, vous qui connaissez monsieur?" Und als sie es

auf diese Weise dahin gebracht, daß die Beiden in Unterhaltung mit einander kamen, lächelte sie triumphirend und begnügte sich fortan, mit verständnißvoller Miene zuzuhören. —

Nach Tisch saß man auf einer Steinterrasse, die von dem neben dem Speisesaale gelegenen Herrenzimmer in den Park führte. Es war noch hell genug, daß Friedrich einen allgemeinen Eindruck von der nächsten Umgebung des Hauses gewinnen konnte.

Vor ihnen lag ein großer hufeisenförmiger Platz mit kurzgeschorenem Rasen, dessen plüschartige Fläche wie mit bunten Arabesken bestickt war. Teppichbeete von schreienden Farbenkontrasten. In weitem Bogen umrahmten diesen Platz Gruppen von Laub- und Nadelhölzern, aus niedrigeren Bosketts und Strauchpartien hervorragend. An einer Stelle hatte man einen Durchblick nach einem Wasserspiegel; ein kleiner Fluß bildete dort eine seeartige Erweiterung, wie Friedrich von Landskerrotitsch erfuhr. Am jenseitigen Ufer dieser Wasserfläche sah man eine dichte Linie von Bäumen, einen Wald, diesen schon in unbestimmten Konturen. Im Hindergrunde, dem Bilde einen festen Abschluß gebend, stand starr und großartig die dunkle Masse des Gebirges.

Nebel zogen allmählich wie ein duftiger Schleier über die Fernen, das jenseitige Ufer verschwand, die Bäume im Parke schwammen in eins zusammen und sahen aus wie riesenhafte Flecken. Der Himmel erschien heller und das Gebirge massiger und drohender. —

Unter den Anwesenden, die eine Zeit lang eine lebhafte Unterhaltung vereinigt hatte, wurden die Worte spärlicher.

Angelika erhob sich, um sich zurückzuziehen; die übrigen Damen folgten ihrem Beispiele.

Beim Abschiede nahm Eva die Gelegenheit wahr, Friedrichs Hand verstohlen zu drücken, und ihm zuzuflüstern: „Morgen früh um sieben Uhr am Tennisground.“ —

Die Herren blieben noch bei einander, aber Friedrich, bei dem sich die Ermattung der Reise geltend zu machen anfing, fühlte, daß er keinen liebenswürdigen Gesellschafter abgeben würde, und zog sich daher ebenfalls bald zurück. — —

Die Blumen und Sträucher ließen noch thauschwer die Häupter zu Boden hängen, als Friedrich am Morgen den Park betrat. Die Sonne wirkte zu so früher Stunde bereits stark und ließ die kühle Feuchte, die dem Boden entströmte, um so angenehmer empfinden.

Wie sie Friedrich versprochen, wartete Eva am Tennisground auf ihn.

Kaum war sie seiner ansichtig geworden, so eilte sie auf ihn zu, und ohne Umstände fiel sie dem Geliebten um den Hals.

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan,“ versicherte sie, als sie jetzt Hand in Hand tiefer in den Schatten des Parkes schritten, „aus Aufregung und weil ich befürchtete, ich könne die Zeit verschlafen. Ist Dir's etwa auch so gegangen?“

„Im Gegentheil,“ erwiderte Friedrich, „ich habe

vortrefflich geschlafen, die ganze Nacht durch, bis mich heute früh die helle Sonne weckte. Glücklicherweise fiel sie mir grade ins Gesicht, sonst wäre ich schwerlich vor neun oder zehn Uhr erwacht. — Bedenke, ich war Nacht und Tag hindurch unterwegs."

Eva fand seine Müdigkeit erklärlich und bedauerte nun, die Veranlassung geworden zu sein, daß er sich so zeitig dem Schlafe entrissen hatte. Dann versicherte sie ihm, wie glücklich sie sei, ihn wieder bei sich zu wissen.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," sagte sie, „aber ich hatte mir ausgerechnet, daß Du frühestens heute hier eintreffen könntest; so war mir Deine Ankunft gestern doch eine Ueberraschung. Hast Du gesehen, wie ich roth wurde, und wie verlegen ich nachher bei Tisch war? Ich habe mich fürchterlich albern benommen; aber so bin ich immer — Du mußt Dir nichts daraus machen, mein Herz."

„Eva," sagte Friedrich und blieb mitten auf dem Kieswege stehen, „hast Du mit Angelika über mein Kommen gesprochen, wußte sie etwas davon?"

Eva erröthete und schlug die Augen nieder, die Bewegung der Blätter über ihr malte wechselnde Schatten und Lichtmuster auf ihr Gesicht und die helle Morgentoilette, während er sie forschend anblickte.

„Nein," sagte sie endlich und schlug die Augen zu ihm auf, „ich will es eingestehen, ich habe ihr nichts gesagt."

„Aber hast Du mir denn nicht geschrieben, der

Graf und Angelika würden nichts gegen mein Kommen einzuwenden haben — so lautete es da, glaube ich."

„Ziehe den Brief nur nicht erst heraus, ich weiß selbst, daß ich das geschrieben habe. Bist Du mir deshalb böse, Friedrich. Sieh, ich wußte, daß Du auf keinen Fall kommen würdest, wenn ich diese kleine Finte nicht anwandte. Es war eine Nothlüge. Ich kannte Deine übertriebene Peinlichkeit zu genau, tausend Bedenken hätten Dich verhindert, hierherzukommen. Und ich fühlte, daß ich es ohne Dich nicht länger auszuhalten vermöchte, ich wäre zu Dir gereist, wärest Du auch auf diesen Brief hin nicht gekommen. Außerdem glaubte ich wirklich, Angelika würde nichts einzuwenden haben. — Bist Du mir böse, Friedrich, sage?"

Friedrich schwieg, aber sie erfaßte seine Hände und versuchte sie zu küssen und mit ihrem einschmeichelndsten Lächeln fragte sie:

„Hattest Du denn gar nicht ein wenig Sehnsucht nach mir?"

„Gewiß, gewiß, das ist alles sehr schön, aber —"

„Nun, was — aber?"

„Es ist die alte Geschichte; wir müssen vernünftig sein, Eva."

„Was thun wir denn Unvernünftiges? Ich kann nicht begreifen, was man an unserem Zusammensein hier Unrechtes finden kann. Im Gegentheil, ich finde es viel richtiger, wenn Du in meiner Nähe bist, als wenn ich so ganz auf mich allein angewiesen bin: so kannst Du mir doch wenigstens mit Rath und That beistehen."

„Das ist eine sehr erzwungene Auslegung; Andere urtheilen schwerlich so glimpflich."

„Ich möchte nur wissen, wer diese „Anderen" sind, auf deren Urtheil Du so sehr viel Gewicht legst."

„Nun zum Beispiel: Sophie Wangen, die meine Mutter der Gräfin anvertraut hat."

„Ach das Gänschen, sie weiß ja nichts anderes als ihre Malerei, um die mach Dir keine unnöthigen Sorgen."

„Und Burt, ich weiß, daß er mein Hiersein mißbilligt."

„Komme mir nicht mit ihm, er ist ein fataler Mensch. Denkst Du, daß er mich einer Anrede gewürdigt, seit er hier ist? Ich bin Luft für ihn. Ich kann ihn nicht ausstehen mit seinem Beobachten und seinem spöttischen Lächeln."

„Eva, er ist mein bester Freund; Du mußt in meiner Gegenwart nicht so häßlich über ihn sprechen. Du verstehst ihn nur nicht."

„Ja, er scheint zu hoch für mich; lassen wir ihn — was sagst Du zu der Prinzeß?"

„Ich weiß nicht recht, was ich von ihr denken soll."

„Sie ist eine sehr nette Person und so amüsant."

„Ihre Jugendlichkeit scheint mir nicht ganz natürlich."

„An Aeußerlichkeiten darfst Du Dich bei ihr nicht stoßen, sie hat in der großen Welt gelebt und sehr viel durchgemacht; solche Leute gewöhnen sich schwer daran, alt zu werden. Gegen mich ist sie sehr liebenswürdig, ich bin jetzt intimer mit ihr, als mit Angelika."

„Ist Angelika weniger freundlich gegen Dich, als früher?"

„O durchaus nicht, sie ist ganz die Alte, nur ist sie viel beschäftigt und Du weißt, sie muß sich jetzt sehr in Acht nehmen. Uebrigens hat sie doch ihre Eigenheiten, die mir früher nicht so an ihr aufgefallen sind. Die Prinzeß hat mich erst darauf aufmerksam gemacht."

„Hast Du Dich von der Alten etwa aufhetzen lassen?"

„Wie Ihr Männer gleich alles übertreibt — von Aufhetzen ist gar keine Rede. Die Prinzeß und Angelika sind etwas brouillirt, Du wirst das schon selbst sehen, und ich glaube, daß Angelika im Unrecht ist, sie benimmt sich nicht nett gegen die Oblonska, die älter und vornehmer und außerdem eine Verwandte der verstorbenen Gräfin ist, der sie im Grunde doch ihre jetzige Stellung verdankt."

Friedrich, der während der letzten Worte Evas seine eigenen Gedanken verfolgt hatte, sagte: „Daß Angelika nichts von meinem Kommen gewußt hatte, ist mir doch sehr unangenehm. Was muß sie nur von mir denken."

„Worüber machst Du Dir Gedanken?"

„Ich überlege, ob es nicht schicklicher wäre, nach kurzem Besuche mich wieder auf den Weg zu machen, wenigstens mit der Gräfin davon zu sprechen; es steht ja dann in ihrer Hand, mich zum Bleiben aufzufordern, wenn sie mich hier haben will."

„Auf keinen Fall, das wirst Du nicht thun! —

Außerdem würde Dich der Graf garnicht fortlassen. Er ist sehr erfreut über Deine Ankunft. Schließlich ist er der Herr im Hause, und Du bist sein und nicht ihr Gast."

„Und wenn er zehnmal der Herr ist! Sollte ich sicher in Erfahrung bringen, daß ihr meine Anwesenheit unerwünscht ist, dann gehe ich."

„Dann gehe ich auch, ich will und kann nicht ohne Dich sein, ich weiche nicht mehr von Deiner Seite."

Friedrich sah Eva erstaunt an, er war eine solche Entschiedenheit nicht an ihr gewöhnt. Daß sie so fest an ihn halte, erfüllte ihn mit einer gewissen Befriedigung. —

Jetzt öffneten sich die Laubmassen vor ihnen, und sie standen am Ufer jener Wasserfläche, die Friedrich am Abend vorher von der Terrasse aus gesehen.

Ein Boot lag an einem Pflock befestigt.

„Fahre mich ein wenig hinaus," sagte Eva.

Sie bestiegen die Nußschaale und Friedrich legte die Ruder aus.

Ueber das Wasser strich ein lebhafter Wind, der die Oberfläche leicht kräuselte und hin und wieder einen Schaumspritzer von seinen Ruderschlägen Eva ins Gesicht warf.

„Es ist ein allerliebster kleiner See und das Boot vortrefflich," sagte Friedrich. „Ihr seid wohl manchmal hier gefahren?"

„Ein einziges Mal," erwiderte sie, „aber ich wurde

ängstlich, und bat den Grafen umzukehren; ich bin so furchtsam auf dem Wasser."

„Wie kommt's, daß Du heute so muthig bist?"

„Weil ich mit Dir bin."

Friedrich hielt im Rudern inne und reichte ihr mit einem dankbaren Blicke die Hand.

Sie hielt die Hand fest und sah ihn mit einem jener heißen Blicke an, die es stets wie einen Schauer durch sein Mark gehen ließen.

„Bleibst Du?" sagte sie mit leiser flehender Stimme.

„Ja, ich bleibe," erwiderte er, — „man müßte mich denn hinauswerfen."

Dann ergriff er mit fester Hand die Ruder und lenkte dem Ufer zu.

Drittes Kapitel.

Abgesehen von Eva war niemand glücklicher über Friedrichs Bleiben als Landskerrotitsch. Er liebte es, Freunde um sich zu haben und war das Ideal eines Wirthes; das Wohlbefinden und die Unterhaltung seiner Gäste stand ihm im Vordergrunde aller Interessen.

Er hatte ausfindig gemacht, daß Friedrich Passion

für Jagd habe, und da die Hühner- und Fasanenjagd noch nicht aufgegangen und auch die Hasen jetzt nicht jagdbar waren, fuhr er mit seinem Gaste nach einem innerhalb seiner Besitzung gelegenen See, wo Wasservögel aller Art zahlreich anzutreffen war. Ihre Ausflüge galten hauptsächlich dem Abendeinfall der Enten. Gleich nach dem Diner, das diesen Jagdpartieen zu Ehren etwas früher gelegt worden war, fuhren sie ab, trafen gegen Sonnenuntergang an Ort und Stelle ein, ließen sich von einem Fischerknaben in ein Versteck im hohen Schilf rudern, lagen hier auf Anstand, bis die Dunkelheit das Zielen unmöglich machte, und kehrten dann mit größerer oder geringerer Beute zum Schlosse zurück, die Damen waren zu dieser Zeit meist nicht mehr auf; aber Landskerrotitsch, Friedrich und Burt blieben in lebhaftem Gespräch, zu dem die verschiedensten Themata den Stoff hergeben mußten, meist bis in die tiefe Nacht auf der Terrasse vereinigt.

Die Gewohnheit, frühzeitig aufzustehen und einen gemeinsamen Morgenspaziergang zu machen, hatten Eva und Friedrich beibehalten. Es war dies die einzige Zeit am Tage, wo sie sich unter vier Augen sehen und aussprechen konnten.

So zärtlich die Liebenden bei diesen Tête-à-têtes, im Bewußtsein dessen, daß sie außer den Vögeln in den Bäumen keine Beobachter hatten, auch sein mochten, in Gegenwart der Anderen übten sie eine so steife Zurückhaltung, daß ein gewiegter Beobachter die Unwahrheit dieses Spieles leicht durchschauen mochte.

Der scharfe Spürsinn der Prinzeß Oblonska hatte schnell herausgefunden, wie es zwischen den Beiden stand.

Die Prinzeß Anna Maria Oblonska sah auf ein Leben von fünfundsechzig Jahren zurück, das von der frühesten Jugend an reich an Abenteuern gewesen war.

Geboren war sie im Oblonskyschen Palaste zu Warschau. Ihr Vater, der, noch ein halbes Kind, bereits unter Kosciuszko gefochten, gehörte sein Leben lang zu den Vorkämpfern der polnischen Sache. Seine Kinder waren: drei Söhne und eine Tochter, Prinzeß Anna. Die beiden ältesten Söhne fielen, der eine bei Grochow, der andere bei Ostrolenka. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde der alte Fürst mit dem überlebenden Sohne zur Deportation nach Sibirien verurtheilt. Es gelang ihnen jedoch mit Hülfe mächtiger Freunde auf dem Transporte zu entkommen und ins Ausland zu flüchten. Sie wendeten sich nach Paris, wo sie mit Anna zusammentrafen, die dort in einem Kloster ihre Erziehung genoß.

In Paris spielten die Oblonskys eine Reihe von Jahren hindurch in der ersten Gesellschaft eine hervorragende Rolle, was um so erstaunlicher erscheinen mußte, da ihr gesammtes Vermögen, soweit es nicht bereits zu Konspirationszwecken verausgabt, von seiten Rußlands konfiscirt worden war. Sie besaßen thatsächlich nichts; aber zu jener Zeit war das Gewerbe, als polnischer Verbannter das öffentliche Mitleid zu erregen, noch ein sehr einträgliches.

Besonders französische Frauenherzen konnten dem

melancholisch tragischen Zauber nicht widerstehen, der jene beiden Männergestalten umschwebte, Vater und Sohn, die letzten ihres Stammes, wie man sie nannte. Und daß die Männerwelt nicht ohne Interesse an der Familie vorüberging, dafür sorgte Prinzeß Anna, von der sich schwer sagen ließ, ob ihre Schönheit oder ihre Koketterie größer sei.

Als in Paris die Februarrevolution ausbrach, und für halb Europa das Zeichen zur Nachahmung gab, glaubten die Oblonskys, auch Polen müsse sich gegen seine Bedrücker erheben und kehrten nach Warschau zurück. Dort warf sich der alte Fürst, damals schon ein hoher Siebziger, zum Haupte einer Verschwörung auf, die kläglich endete. Noch ehe es zur geplanten Erhebung kam, erhielt die russische Regierung Kenntniß davon, und hob die Verschwörer auf. Die beiden Männer wurden nun wirklich nach Sibirien transportirt, während Prinzeß Anna, deren schöne Hände bei Knüpfung der Konspirationsfäden mit im Spiele gewesen waren, auf Lebenszeit des Landes verwiesen ward.

Sie wendete sich nach Paris zurück, wo sie sich mit Hülfe ihrer Schönheitsreste, ihres weiten Gewissens und ihrer großen geselligen Talente von neuem eine Stellung in der Gesellschaft zu erobern wußte. Als aber mit dem heranrückenden Alter ihre Schönheit allmählich bis auf schwache Spuren schwand, da vermochte ihr selbst das größte Raffinement keine Anbeter und Zahler ihrer Schulden mehr zu verschaffen. Noch ehe sie die Schmach erlebt, ganz zum alten

Eisen geworfen zu werden, verließ sie den Schauplatz ihrer Triumphe, und zog sich nach Lemberg zu Verwandten zurück, deren Elend sie einige Jahre theilte. Um diese Zeit wurde sie plötzlich fromm.

Als ihre Cousine den reichen Grafen Landskerrotitsch heirathete, machte sie sich an diese heran und fand bei der bigotten und gutmüthigen Zosia Landskerrotitsch günstige Aufnahme. Aber auch deren Gatten wußte sie sich angenehm zu machen. Der Graf war ein Gourmand des Obscönen, dem Erzähler einer ihm zusagenden Zote war er im Stande, die gefüllte Börse zu schenken. Anna war nie in Verlegenheit um eine pikante Anekdote, deren sie eine gute Zahl während ihrer Pariser Zeit angehört und selbst durchgemacht hatte, und Landskerrotitsch kannte daher keine Gesellschafterin, die ihm die Zeit angenehmer vertrieben hätte, als Anna. Nach des Grafen Ableben fand man sie denn auch in seinem Testamente mit einer lebenslänglichen Rente bedacht.

Sie wählte nunmehr Krakau zu ihrem Aufenthaltsorte, und machte dort eine Art Haus, in dem allerhand fragwürdige Persönlichkeiten: Konskribirte, Unzufriedene, Deklassirte aller Art und vor allem viele katholische Geistliche aus- und eingingen. Auch die Gräfin Zosia Landskerrotitsch wußte sie sich warm zu halten; den Einfluß, den deren deutsche Gesellschafterin über die schwache Frau ausübte, hätte sie gern gebrochen, aber ein in dieser Richtung unternommener Versuch mißglückte; Angelika behauptete ihre Stellung bei der Gräfin.

Als die alte Dame starb und der Sohn die Gesellschafterin der Mutter als Gattin heimführte, war sie die einzige der ganzen Verwandtschaft, die sich nicht zürnend von dem mißrathenen Vetter abwandte; sie gratulirte ihrem Neffen und sagte sich für den Sommer zum Besuche in Dzöröneck an.

Anna Oblonska war gewitzigt genug, um sich zu sagen, daß ihre Anwesenheit dort nur dann auf die Dauer möglich sein werde, wenn sie sich der Neuordnung der Verhältnisse völlig anpasse. Sie kam der Hausherrin mit aller ihr zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit entgegen, aber dergleichen war an Angelika verschwendet; diese setzte den Freundschaftserklärungen und Schmeicheleien der Prinzessin eine geradezu schroffe Geringschätzung und Kälte entgegen. Anna, der das Leben Geschmeidigkeit gelehrt, fand sich auch hierein, und von da an herrschte scheinbare Gleichgiltigkeit zwischen den Frauen.

Landskerrotitsch begegnete der Cousine seiner verstorbenen Mutter mit jener Courtoisie, die ihm den Damen gegenüber, mochten sie alt oder jung sein, zur zweiten Natur geworden war.

Für Eva hatte die Prinzeß vom ersten Tage an ein lebhaftes Interesse an den Tag gelegt. Daß es mit der jungen, schönen Frau, die so plötzlich auf eine telegraphische Ansage von Berlin angekommen war, eine besondere Bewandtniß haben müsse, war ihr klar. Sie witterte, mit dem ihr eigenen Spürsinn für das Gemeine irgend einen Skandal, und da der Versuch aussichtslos erschien, von Angelika etwas

in Erfahrung zu bringen, so machte sie sich daran, Eva selbst auszuhorchen, um wenn möglich, hinter ihr Geheimniß zu kommen. Aber obgleich sie mit Eva schnell intim geworden, so hatte diese bisher der Versuchung, sich der alten Person anzuvertrauen, sieghaft widerstanden.

Nachdem nun auch Friedrich von Choiseule in Dzöröneck angekommen war, und sie Zeuge davon geworden, wie verschieden sein Kommen auf die einzelnen Hausgenossen gewirkt hatte, glaubte die Oblonska alles zu durchschauen und zu verstehen: Dieser war der amant der jungen Frau.

Sie begann sofort die beiden jungen Leute unter ihre Protektion zu nehmen, nach Art alter Koketten, denen das Gelegenheitsmachen einen Ersatz für Genüsse bieten muß, die ihnen längst versagt sind.

Wenn sie, was häufig der Fall war, sich mit Eva allein befand, und der Zufall es fügte, daß Friedrich in ihre Nähe kam, so brach sie sofort das Gespräch ab und entfernte sich mit ihrem vielsagenden Lächeln und bedeutsamen Blicken, als wolle sie sagen: „Ich weiß, meine Kinder, ich weiß alles, meinetwegen keine Gene."

Nachdem sich dieselbe Scene einigemale abgespielt, fiel Friedrich das Benehmen der Alten auf und er befragte Eva darüber, aber diese lachte nur und sagte: „Ach, sie ist ja so furchtbar drollig, diese alte Prinzeß; Du hast keine Ahnung, Friedrich, was für eine amüsante Person sie ist." — —

*

* *

Zwischen Friedrich und Burt hatte während der ersten Tage ein gespanntes Verhältniß bestanden, das von der Herzlichkeit ihres Verkehres in früheren Tagen grell abstach; aber Friedrich machte diesem Zustande, der ihm unerträglich war, dadurch ein Ende, daß er eines Abends in das Zimmer des Freundes trat und ihm einen offenen Austausch der Meinungen anbot, wie es sich zwischen Freunden zieme.

Jede Freundschaft besteht mehr oder weniger in der Hingabe unserer Person an eine andere, bei der wir etwas von den eigenen Anschauungen und Gewohnheiten, vor allem aber von unserem Egoismus aufgeben müssen. Man paßt sich einer anderen Natur an, fügt sich fremder Eigenart, übersieht fremde Schwächen und urtheilt milder, als man sonst zu thun pflegt; ja ein wenig vielleicht unbewußte Schmeichelei ist ein Kitt, ohne den eine Freundschaft auf die Dauer kaum haltbar sein wird.

Aber ein Verhältniß, wo die gegenseitigen Beziehungen nur auf kritikloser Bewunderung und schmeichlerischer Anerkennung basirt sind, darf nicht Freundschaft genannt werden.

Die beste Probe darauf, ob eine Freundschaft wahr und gesund ist, bleibt das Experiment, schonungslos die Wahrheit zu sagen und mit Tadel nicht hinter dem Berge zu halten, und auf der anderen Seite, Wahrheit und Tadel, wenn sie berechtigt waren, ohne Kränkung aufzunehmen.

Friedrichs und Burts Freundschaft bestand diese Probe.

Friedrich bekam Worte aus dem Munde des Freundes zu hören, wie er sie von keinem anderen Manne geduldet haben würde, und vertheidigte sich, ohne leidenschaftlich zu werden.

Eine wirkliche Einigung ihrer Ansichten fand nicht statt, aber jene Mißstimmung war beseitigt, welche die Klarheit ihrer Beziehungen zu verdunkeln gedroht hatte.

Fast täglich unternahmen sie jetzt gemeinsame Fahrten in die Umgegend, wo Burt die Lebensweise der Leute, die Wohnungen, Brunnen u. s. w. und vor allem die Grundwasserverhältnisse einer eingehenden Prüfung unterzog. Friedrich war hierbei nur der lernbegierige Zuschauer, während sich Landskerrotitsch als Ortskundiger und Dolmetscher nützlich machte.

Sie nahmen den jungen Krätzer als Begleiter auf diese Exkursionen mit. Landskerrotitsch war von der Willigkeit und Anstelligkeit dieses jungen Menschen so entzückt, daß er in seiner generösen Art und Weise versprochen hatte, ihn auf seine Kosten in dem Berufe ausbilden zu lassen, zu welchem er die besten Anlagen zeigen würde. Die jetzige Zeit sollte als Probezeit für ihn gelten. Friedrich hatte ihn kaum wiedererkannt, als er sich ihm mit freudestrahlendem Gesichte vorstellte. Von der Sonne der Pußta war die Bleichsuchtsfarbe des Berliner Dachstubenbewohners schnell in ein gesundes Braunroth verwandelt worden. Es ging ihm gut hier, das konnte Friedrich, ohne ihn zu fragen, in der selbstbewußteren Haltung des jungen

Mannes, seinem hellen Blicke und elastischen Gange lesen. —

Friedrich hatte schon mehrfach darüber nachgedacht, ob er das viele Interessante, das er jetzt fast täglich zu sehen bekam, nicht in irgend einer Weise litterarisch verwerthen könne. Das Gefühl, den unthätigen Zuschauer spielen zu müssen, während andere arbeiteten, war ihm drückend.

Ohne daß er mit Landskerrotitsch darüber gesprochen hätte, kam dieser seinem Gedankengange entgegen. Eines Abends, als die drei Herren beisammen saßen, diesmal eines Gewitters wegen nicht auf der Terrasse, sondern im anstoßenden Herrenzimmer, rief der Graf ganz von ungefähr aus:

„Du solltest uns eine Abhandlung über ungarisches Leben schreiben, Friedrich."

„Ich habe selbst an etwas ähnliches gedacht," meinte Friedrich, „nur erscheint mir der Titel: Ungarisches Leben, zu weit und vielbedeutend. Ich habe ja nur einen kleinen Theil desselben gesehen."

„O Du sollst noch mehr davon sehen," rief Landskerrotitsch, „laß mich nur machen; wir werden reisen. Unsere Gegend ist so interessant und reich an Gegensätzen. Ich habe die grande tournée um die Welt unternommen und doch nichts gesehen, was sich diesem Lande an die Seite stellen läßt."

Landskerrotitsch zog während des Sprechens seine zierlichen Beinchen auf die buntgestreifte Ottomane herauf und rauchte den Dschibuk wie ein Türke mit

untergeschlagenen Beinen hockend; seine Lieblingsstellung, wenn keine Damen in der Nähe waren.

„Ja, die Gegensätze stehen sich hier wunderbar schroff gegenüber," fuhr Friedrich fort, Landskerrotitschs Gedanken weiterführend. „Ich behaupte, es läßt sich vielleicht in ganz Europa kein Land nennen, wo auf so kleinem Raume eine solche Abwechslung besteht, was Klima, Bodenverhältnisse und Bevölkerung betrifft, wie hier."

„Südrußland," warf Burt ein.

„Wirklich Südrußland! Das habe ich nicht gewußt," meinte Friedrich.

„Das Land hier erinnert mich an Südrußland," fuhr Burt fort, „nur ist alles da noch größer und weiter. Du findest dort denselben schroffen Wechsel von südlichem und nordischem Typus. Doch ist die Bevölkerung eine homogenere als hier."

„Auf meinen Besitzungen allein," rief Landskerrotitsch dazwischen, „werden sieben, ich sage, sieben verschiedene Mundarten gesprochen. Und dann, was die Produkte betrifft. — Hierherum in der Ebene wird der Roggen im Juni reif, Melonen und Wein im Juli, Kukuruz ernten wir zweimal im Jahre. Dagegen oben an den Gebirgshängen schneiden sie den Hafer erst im späten Herbst und dann ist er meistens noch grün."

„Dafür habt Ihr hier unten," sagte Burt, „fetten Humus, gute Bewässerung und Schutz gegen Norden, während auf dem Gebirge, was Euch schützt, der

Boden steril ist und das Wasser nicht als Freund, sondern als Feind des Anbaues auftritt."

„Das ist sehr wahr," meinte Landskerrotitsch, „aber auch in der Ebene, gar nicht soweit von hier, will ich Dich in eine Gegend führen, wo Du, so weit der Blick reicht, nichts siehst, als Morast, stagnirende Tümpel und Schilf, und das in Ausdehnung von Meilen. Friedrich, à propos, dort müssen wir einmal hin auf Jagd, da verlohnt es sich, ein Gewehr bei sich zu haben."

Friedrich erklärte sich mit diesem Plane einverstanden, dann das Gespräch fortsetzend, meinte er:

„Eins ist mir nur räthselhaft, wie sich die verschiedenen Rassen, die hier doch schon seit Jahrhunderten so buntscheckig durcheinander wohnen, so rein in ihrer Art und Sprache haben erhalten können, sich nicht vermischt und eine neue Species gebildet haben, wie dies doch anderwärts geschehen ist."

„Das ist das Verdienst, oder wenn Du willst, die Schuld der Magyaren," erklärte Landskerrotitsch, „sie sind ungemein stolz und exklusiv, und heirathen darum fast nur unter sich. Sie und die Deutschen sind die beiden privilegirten Stämme, aber die Magyaren, an Zahl nach geringer, sind ihrem Auftreten und Selbstbewußtsein nach die Ersten. Sie haben auch die besten und fettesten Striche inne, und geriren sich auf ihrem Eigenthum wie kleine Fürsten. Da sie sich nur schwach vermehren, bleiben die Güter auch mehr unzersplittert. Sie halten sehr fest zusammen, streben nach Macht und verachten all die Anderen."

„Welche Rolle spielen denn unsere Landsleute hier?“ fragte Friedrich, „es sind Colonisten sächsischer und fränkischer Abstammung, soviel ich weiß.“

„Die Schwoben, wie man Euch hier nennt,“ erwiderte Landskerrotitsch, „nun, sie sind die schlauen, regsamen und gewinnsuchenden, und machen den Juden Concurrenz. Sie halten Handel und Kleingewerbe in ihren Händen, denn der magyarische Bauer verachtet die Industrie, als unter seiner Würde stehend, er ist weit lieber Landwirth, Pferdezüchter, Weinbauer, sie sind die grandseigneurs, aber das materielle Uebergewicht haben Juden und Deutsche.“

„Und in welchem Verhältnisse stehen die Leute auf Deinen Besitzungen zu Dir, haben sie Dir irgend einen Tribut zu leisten?“ erkundigte sich Friedrich weiter.

„Sie haben sich meist schon zu Zeiten meines Großvaters und Urgroßvaters von der Frohne und sonstigen Diensten losgekauft, viele sind auch in der Revolutionszeit freigegeben worden. Jetzt sind sie meine Pächter. Anders ist es oben im Gebirge, dort ist alles mein: der Grund und Boden, der Wald, die Fischerei und die Mineralien, ja selbst die Häuser, in denen diese armen Schlucker von Slovaken wohnen, gehören dem Grundherrn. Traurige Verhältnisse herrschen dort; ich habe schon viel Zeit und Geld aufgewendet, ihnen aufzuhelfen, aber es ist, als ob man Wasser in einem Siebe sammeln wollte. Schenkt man ihnen Geld, so legen sie sich auf die faule Haut und kommen aus der Betrunkenheit nicht heraus, giebt man ihnen

Arbeit, so thun sie gerade soviel, als nöthig ist, um sich durch den Verdienst vorm Verhungern zu schützen, versucht man es nun gar ihr geistiges Niveau durch Anleitung zu heben, so stößt man auf einen störrigen Widerstand. Was macht man mit solchen Menschen? Die Verhältnisse sind so verrottet, daß es eine Gewissenlosigkeit wäre, hier muthlos die Hände in den Schoß sinken zu lassen. Ich meine im neunzehnten Jahrhundert kann man nicht ruhig zusehen, wie eine ganze Rasse verkommt in Armuth, Schmutz, Dummheit und Laster. Könnt Ihr mir keinen Rath geben, Ihr Weisen, kannst Du nicht helfen, Doctor, hier ist eine tödtliche Krankheit, ein wirklicher Marasmus; wenn Du hier hilfst, erwirbst Du Dir ein unvergängliches Verdienst um unsere Gegend, und oben auf dem höchsten Bergesgipfel will ich Dir „ein Monument errichten lassen, aere perennius."

Burt schwieg eine Weile, den Blick durch die offene Thüre ins Freie gerichtet, wo die Dunkelheit der Sommernacht durch die Blitze eines Wetterleuchtens unterbrochen wurde. Dann sagte er:

„Ich will selbst hinausgehen zu Deinen armen Slovaken, und zusehen, was sich für sie thun läßt."

Landskerrotitsch schnellte aus seiner Türkenstellung empor und sprang mit beiden Füßen zugleich auf den Boden.

„Was, Du wolltest Dich selbst unter diese Gesellschaft mischen!" rief er, „nein, das sind die Hallunken doch nicht werth. Sprichst Du wirklich im Ernst?"

„Ja, ich habe mich dazu entschlossen.“

„Aber Du ahnst nicht, welch miserable Zustände, welch ekelhaften Schmutz Du in ihren Hütten vorfinden wirst; das ist nicht wie hier in den Dörfern, die Ihr gesehen habt.“

„Ich hab am Kap in einem Typhuslazareth gearbeitet, und in Tiflis eine Choleraepidemie erlebt, Schlimmeres werde ich hier auch nicht antreffen. Wo könnte ich denn wohnen, das ist die wichtigste Frage.“

„Wohnen — ja das wird schwierig werden, in ihren Hütten, das kann man keinem civilisirten Menschen zumuthen. — Ach, wo habe ich denn meine Gedanken!“ rief Landskerrotitsch plötzlich. „Der shooting-box, natürlich! Dort muß er wohnen. Freund, ein herrliches Hotel steht Dir zur Verfügung, komfortabel, wetterfest, am Fuße der Berge gelegen, mit herrlicher Aussicht, eine Sommerfrische, wie es keine zweite giebt. Das Ding steht völlig unbenutzt, so findet es doch einmal Verwendung.“

Und Landskerrotitsch berichtete nunmehr, daß er vor Jahren in der Nähe seiner besten Jagdgründe ein Blockhaus habe errichten lassen, für Jagdrendezvous und zur Unterbringung von Jagdgästen bestimmt.

„Dort soll das Hauptquartier sein, der Sitz des kommandirenden Generals in diesem Feldzuge gegen körperliche und geistige Verkommenheit,“ entschied der kleine Graf.

Mit dem ihm eigenen enthusiastischen Eifer für jede neue Idee, ging er dann an den weiteren Ausbau dieses Planes.

Burt, der Hauptbetheiligte, sprach sich nicht weiter über seine Absichten aus; Friedrich erschien es, als sei er schweigsamer und in sich gekehrter, als sonst. Ueberhaupt glaubte er, in der jüngsten Zeit eine Wandlung an dem Freunde bemerkt zu haben.

Burt war weicher geworden, es lag etwas wie Resignation in seinem Wesen. Friedrich ertappte ihn sogar einmal auf einer Sentimentalität. Als er ihn lachend darauf aufmerksam machte, hatte Burt ein eigenartiges Lächeln, als wollte er sagen: „es ist so; ich weiß es selbst, aber den Grund soll niemand erfahren."

Die scharfe Skepsis, mit der der Arzt in Friedrichs Knabenjahren so oft hervorgebrochen war, die den jugendlichen Freund ebenso oft abgestoßen als angezogen hatte, schien er gänzlich verlernt zu haben.

„Die Jahre machen ihn milder, wie den edlen Wein —" dachte Friedrich, als er diese Veränderung an dem Freunde konstatirte.

Viertes Kapitel.

Burt brachte seinen Plan schon in den nächsten Tagen zur Ausführung.

Landskerrotitsch hatte Betten für den Arzt und

Krätzer, der ihn begleiten sollte, sowie einiges Meublement und Kochgeschirr nach dem Blockhause fahren lassen. Angelika sorgte dafür, daß es ihrem Gaste in seinem freiwilligen Exil an leiblicher Verpflegung nicht mangele, Burt selbst nahm seinen gesammten medicinischen Apparat: Bücher, Instrumente und Medikamente mit auf die Expedition.

So nach allen Seiten hin vortrefflich ausgerüstet fuhr der Arzt mit seinem Begleiter zu früher Stunde in dem Break des Grafen ab, von diesem und Friedrich ein Stück Wegs zu Pferde begleitet. Beim Abschied versprachen diese Beiden dem Freunde, ihn baldigst in seinem Waldidyll aufsuchen zu wollen. —

Burt hatte für sein Unternehmen außer den Gründen, die er dem Grafen und Friedrich gegenüber entwickelt, noch einen anderen, den er verschwieg. Er floh Dzöröneck und die dort versammelte Gesellschaft eines weiblichen Wesens wegen, das sein Herz während der letzten Wochen in lebhafte Unruhe versetzt hatte. Er suchte die Einsamkeit eines Walddorfes auf, um sich diesem Einfluße zu entreißen, der ihn wider seinen Willen gänzlich gefangen zu nehmen drohte.

Burt gehörte nicht zu den Naturen, die leicht zu entflammen sind. Er hatte seine Sinnlichkeit während der Jugend durch strenge Zucht scharf im Zügel zu halten gewußt, in dem Fühlen des gereiften Mannes spielte sie eine völlig untergeordnete Rolle. Und wenn es einen Beruf giebt, der dieses Feuer, dem die Phantasie die Hauptnahrung zuführt, im Menschen zu

dämpfen vermag, so ist es der ärztliche, mit seiner jede Illusion zerstörenden Nüchternheit. Vor dem Auge des Arztes schwinden die Reize des anderen Geschlechtes.

Bei dem weiblichen Wesen, das Burts Liebe gewonnen hatte, spielten die sinnlichen Reize eine sehr untergeordnete Rolle.

Sophie Wangen war nicht schön. Weder ihrem Gesicht, noch ihrer Gestalt war das eigen, was der männliche Sinn vorzüglich in der Erscheinung der Frau sucht.

Was das junge Mädchen dem ernsten, nicht mehr jungen Manne so anziehend machte, war schwer zu sagen, ihm selbst war es nicht bewußt.

Jede Neigung wird eben in ihren letzten Gründen stets ein Geheimniß bleiben; man kann die Liebe nicht analysiren, ihrem Wesen läßt sich mit Sonde, Mikroskop oder Seciermesser nicht beikommen.

Vielleicht zog ihn, den kühlen nüchternen Kopf, an ihr jene geheimnißvolle Tiefe an, die das unergründliche Wesen jeder echten Künstlernatur ausmacht. Er, eine kritisch-skeptisch durchaus nicht intuitive Natur, verdankte alles, was er war, dem logisch scharfen Denken und seiner Ziele bewußten, klaren Wollen, während bei ihr alles unbewußtes Empfinden war; sie schuf und handelte nach innerem Drange, ohne Berechnung, ja scheinbar ohne Zweck.

Vielleicht suchte er instinktiv diesen Gegensatz zu seiner Natur.

Jedenfalls war es für diesen Mann, der sein

Handeln und Wollen bisher nur von der Vernunft hatte leiten lassen, und der es gewöhnt war, daß ihm seine geistigen wie seelischen Funktionen völlig Ordre parirten, etwas neues, ja unerhörtes, sich so plötzlich von einer Leidenschaft übermannt zu sehen, die ihm selbst sehr thöricht und aussichtslos erschien. Dagegen anzukämpfen war ihm gar keine Zeit geblieben; mit dem Augenblicke, wo er sich seiner Liebe bewußt geworden, war sie ihm auch schon über den Kopf gewachsen.

Burt hatte zwar schon im letzten Winter, wo er hie und da mit Sophie zusammengekommen, Interesse für sie bekundet, das aber mehr ihrer Kunst als ihrer Persönlichkeit, die ihm damals noch völlig unaufgeschlossen war, gegolten. Jetzt, wo ihn das Geschick unter ein Dach mit Sophie zusammengebracht, wurde er durch das räumliche Beisammensein schon dazu geführt, sich mehr um sie zu kümmern.

Sophie drängte sich niemandem auf, ihre seelischen Vorzüge wirkten in ganz ähnlicher Weise, wie die versteckten Reize ihrer Erscheinung, die man beim ersten Anblicke übersah, um sie später um so erstaunter zu konstatiren.

Wie das Auge des Kenners durch das Feuer des echten Steines, so fühlte sich Burt überrascht und entzückt, als ihm die Augen über den wahren Werth dieses schlichten Mädchens aufgingen. Und von da an erwuchs eine Neigung in ihm, die von Tag zu Tage an Größe zunahm.

Von Anfang an war er fest dazu entschlossen,

dem jungen Mädchen nichts von seinen Gefühlen merken zu lassen.

Burt hatte niemals ans Heirathen gedacht; er wußte, daß er kein Mann sei, wie sich ihn Frauenherzen zu ersehnen pflegen.

Seine Jugend, die Erfahrungen, die er bereits als Knabe gesammelt, warnten ihn davor, ein Glück in der Liebe zu suchen; und seine ganze Welt- und Lebensanschauung war viel zu ernst, als daß er sich zu einer unbedachten Verbindung hätte hinreißen lassen können.

Nach wie vor hielt er an der Ansicht fest, die er einstmals Friedrich gegenüber ausgesprochen hatte, daß ein bedeutender Altersunterschied bei Gatten wirkliches Eheglück von vorn herein ausschließe.

Und darum war es ihm klar, daß Sophiens Besitz ein unerreichbares Glück für ihn bleiben müsse. —

Die übrigen in Dzöröneck Anwesenden ahnten nichts von Burts Gefühlen, mit einer Ausnahme: Angelika.

Zwischen ihr und dem Arzte hatte sich mit der Zeit eine wirkliche Freundschaft entwickelt.

Ihm war die Ursprünglichkeit ihres Wesens, die harmonische Entwickelung dieser durch und durch gesunden Natur sympathisch, sie, die anfangs mehr seine Klugheit und sein Wissen bewundert hatte, lernte bei näherem Bekanntwerden die Gediegenheit seines Charakters kennen, und eine unbegrenzte Achtung begann sie zu erfüllen.

Angelika neigte dazu, nicht allzuviel von den

Männern zu halten, vielleicht weil in ihre eigene Natur so viel Männliches gelegt war; jedenfalls war ihr noch niemals ein Mann begegnet, dem gegenüber sie sich gebeugt hätte; ihr Freund war der erste, vor dem sie es im Geiste that.

Sie suchte den Verkehr mit dem Arzte auf, sie liebte seine gehaltreiche Unterhaltung und die zurückhaltend gemessene Art, welche eine Eigenthümlichkeit seiner Umgangsformen war, that ihr wohl.

Burt ahnte nicht, wieviel er ihr war; in der Natur dieser Frau waren Tiefen, in die sie keines Menschen Auge dringen ließ. — —

Angelika kam hinter Burts Herzensgeheimniß durch einen Zufall. Eines Tages fehlte Sophie beim zweiten Frühstück. Man maß ihrer Abwesenheit anfangs keine große Bedeutung bei und glaubte, sie habe sich bei ihrer Arbeit verspätet. Angelika entsann sich, sie am Morgen mit Mappe und Malzeug versehen, im Parke erblickt zu haben.

Man war daran gewöhnt, das junge Mädchen selbstständig ihrer Beschäftigung nachgehen zu sehen. Der Graf hatte ihr im Dachstock ein kleines Atelier eingerichtet, wo sie in einem bodenartigen Raume durch hohe Mansardfenster gutes Licht für ihre Arbeit fand. Aber sie zog es vor, sobald Wetter und Beleuchtung draußen günstig waren, im Freien zu arbeiten.

Im täglichen Verkehr der Hausgenossen aber merkte man wenig von Sophie. Sie hatte die Angewohnheit, dem Gespräche anderer mit Aufmerksamkeit

zu folgen, ohne sich selbst, außer wenn gefragt, zu betheiligen. So spielte sie bei der allgemeinen Unterhaltung meist die Rolle einer stummen Zuhörerin, aber ihre dunklen Augen hatten für den, der darin zu lesen verstand, eine Sprache. —

Das Mahl ging vorüber und das junge Mädchen erschien nicht.

Angelika schickte nach ihrem Zimmer und dem Atelier, ohne Erfolg. Darauf wurden einige der Dienerschaft in die Umgebung des Schlosses ausgesandt, aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur von der Gesuchten entdeckt zu haben.

Da brachte Krätzer athemlos, aus dem Park herbeieilend, die Nachricht, das kleine Boot sei nicht mehr an seinem gewöhnlichen Platze und auch auf der ganzen Wasserfläche nicht zu erblicken.

Diese Kunde alarmirte die Anwesenden.

Angelika, im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für Sophiens Wohlergehen, gerieth außer sich und machte allen Anwesenden und sich selbst die heftigsten Vorwürfe, daß man sich so wenig um das junge Mädchen bekümmert habe.

Sie wollte selbst hinaus an das Wasser, aber Burt hielt sie davon zurück.

Er versprach Angelika, ihr volle Gewißheit über den Verbleib der Vermißten zu verschaffen, rief Krätzer und Einige von dem Hauspersonal herbei und machte sich mit diesen auf den Weg, um den Park und vor allem das Ufer nach Spuren der Vermißten abzusuchen.

Landskerrotitsch, nicht weniger um Sophiens Schicksal besorgt, als Angelika, hatte für sich und Friedrich Pferde bestellt, er wollte an das jenseitige Ufer reiten; es war denkbar, daß sich die junge Künstlerin hinübergerudert haben mochte, vielleicht um dort Aufnahmen zu machen. Das Boot war ja so leicht, daß es eine Dame selbstständig lenken konnte.

Landskerrotitsch und Friedrich sprengten davon und gelangten, eine Brücke oberhalb jener seeartigen Erweiterung des Flusses benutzend, schnell ans jenseitige Ufer, das sie abritten.

In der Entfernung sahen sie Burt und Krätzer in einem Boote an der anderen Uferseite entlangrudern.

Da sich ihr Suchen erfolglos erwies, schlug Landskerrotitsch vor, im nächsten Dorfe Nachfrage zu halten. Unterwegs ritten sie an verschiedene, auf den Feldern arbeitende Leute heran, doch diese wollten nichts von der Gesuchten gesehen haben.

Kaum waren sie in die breite Dorfstraße mit ihren kalkbeworfenen strohbedeckten Häusern eingeritten, als ihnen in einem nach der Straße zu offenen Hofe eine zahlreiche Menschengruppe auffiel, die sich um irgend einen nicht zu erkennenden Gegenstand des Interesses geschaart hielt.

Sie ritten heran, und fanden zu ihrem Erstaunen Sophie Wangen mitten in diesem Knäuel von wenigstens dreißig Zuschauern auf einem Melkschemel sitzend, vor sich den Malblock, einen Kasten mit Aquarell-

farben neben sich auf einem Stuhle, ein magyarisches Bauernmädchen porträtirend.

Das Modell hatte offenbar die beste Tracht angelegt, bestehend aus dem rothen goldbordirten Rock, blauer, bis an die Kniee reichender Jacke mit Pelzverbrämung und Schnüren, koketten Stiefelchen und runder Pelzmütze.

Sophie war so ganz in ihre Arbeit vertieft, daß sie die Annäherung der Reiter garnicht bemerkte.

Die gaffende Menge schaute dem Porträtiren mit athemloser Spannung zu. Ein junger Mann, offenbar in Beziehung zu dem Modell stehend, stand hinter der Malerin, ihrem Pinsel mit jenem, dem magyarischen Landvolke eigenen gehaltenen Ernste folgend.

Die Eltern des Mädchens, ein Paar behäbige Bauersleute, standen wohlgefällig lächelnd in ihrer Hausthür.

Die junge Person selbst konnte hübsch genannt werden.

Ihr bräunlicher Teint erschien matt neben dem Rabenschwarz des Haares. Das Gesicht war ein weiches Oval mit kleinen, mehr niedlichen als großartigen Zügen. Die Formen ihres Körpers wurden durch das Kostüm fast ganz versteckt, die Hände und die gestiefelten Füßchen waren klein und zierlich.

Als Sophie die letzten Pinselstriche geführt und aufblickte, sah sie Landskerrotitsch und Friedrich, die diese Scene mit Vergnügen beobachtet hatten.

Sophie war nicht wenig erstaunt, als sie vernahm,

man habe sich im Schlosse ihres Ausbleibens wegen die ernstesten Sorgen gemacht.

Sie erzählte nunmehr den Beiden, wie sie hierher gekommen sei:

Sie war am Morgen ausgegangen mit der Absicht, einige Bauernhäuser aufzunehmen, war durch den Park gegangen, hatte den Fluß auf derselben Brücke überschritten, die Landskerrotitsch und Friedrich soeben passirt, und war immer der Landstraße folgend in dieses Dorf gekommen.

Hier hatte sie sich an die Skizzirung des baufälligsten und darum groteskten Hauses gemacht, das sie entdecken konnte.

Unter der Menge, die sich schnell um sie versammelt, war ihr der Kopf eines jungen Mannes aufgefallen, von dem sie schnell eine Skizze genommen. Dieser hatte sein Wohlgefallen an dem eigenen Porträt so offenkundig gezeigt, daß sie es ihm geschenkt.

Darauf kam eins nach dem anderen mit der Bitte, um ein Konterfei; sie hatte sich aber mit dem scharfen Blicke der Künstlerin das lieblichste Mädchen herausgesucht, und nachdem man ihr das Staatsgewand angelegt, dieses Bild angefertigt.

Landskerrotitsch ließ sich das Blatt aufs Pferd reichen.

Die weichen Aquarellfarben gaben den matten Teint der magyarischen Schönheit glücklich wieder.

„Und wollen Sie dies dem Mädchen als Spiegel ihrer Schönheit geben?“ fragte der Graf.

„Ich will es der Mutter schenken,“ erwiderte Sophie.

Landskerrotitsch mußte nunmehr das Amt eines Dolmetschers übernehmen, denn die magyarischen Bauersleute wollten sich von der Fremden nichts schenken lassen, hätten das Bild aber trotzdem gern gehabt, und Sophie wiederum weigerte sich, Lohn von ihnen zu nehmen.

„Der Vater dieser Dorfschönheit ist der Ciró oder Gemeinderichter und der reichste Mann ringsum, ein stolzerer Bauer ist mir noch nicht vorgekommen. Er fährt mit vier Pferden, deren ich mich nicht schämen würde, Sie müssen ein Gegengeschenk von ihm annehmen,“ meinte der Graf.

Die alte Bäuerin war inzwischen ins Haus geeilt, und kam mit einem jener bunten plaidartigen Tücher wieder, welche in Ostungarn so geschmackvoll gewirkt werden. Ihre Tochter mußte es der Malerin anlegen.

„Es gehört zur Ausstattung des jungen Mädchens, das Sie gemalt haben,“ erklärte Landskerrotitsch, der sich in kordialster Weise mit dem wohlbeleibten Ciró unterhielt, und dem dieser wie einem Gleichgestellten Antwort gab.

„Sie ist Braut und wird in einigen Wochen heirathen,“ fuhr er fort, „dort jenen jungen Mann; der Gemeinderichter ladet uns zur Hochzeit. — Aber nun fort, die Anderen wissen noch nicht, daß sich das verirrte Lamm inzwischen gefunden hat, und wenden jedes Blättchen im Parke, um zu sehen, ob unsere Künstlerin darunter sitzt. Kommen Sie! Der Bauer

wird sich eine Ehre daraus machen, Sie mit seinen Rappen nach Dzöröneck zu fahren."

Und so geschah's. Die Rappen waren schnell vor die Kalesche gespannt, Sophie nahm Platz darin, während der Graf und Friedrich voraussprengten, um die Besorgniß der Uebrigen abzukürzen. —

Angelika wollte ungehalten sein, als sie den Hergang erfuhr, aber die unschuldig bestürzte Miene Sophiens und ihre Versicherung, über dem Malen habe sie die Tischzeit völlig vergessen, entwaffneten sie.

„So gebt ihr schnell etwas ordentliches zu essen," meinte Angelika, „denn vom Malen wird niemand satt."

„Ich werde ihr eine Uhr schenken," sagte Landskerrotitsch, „wie kann man verlangen, daß sie die Zeit innehält, wenn sie keine Uhr hat."

„Stach, willst Du nicht Doktor Burt benachrichtigen," unterbrach ihn Angelika, „daß Sophie gefunden ist."

„Ach ja, der Doktor," rief dieser, „er hat inzwischen womöglich ein Netz herbeigeholt, und macht einen regelrechten Fischzug nach ihr." —

Friedrich war schon hinaus, um Burt die Nachricht zu verkündigen.

Er sah nicht, wie der Schimmer einer großen Freude die ernsten Züge des Freundes erhellte, als er Sophiens glückliche Auffindung erfuhr; auch bemerkte er nicht, wie Röthe und Bläße in seinem Gesichte wechselten, als Friedrich auf dem Wege nach dem Schlosse das eben Erlebte wiedergab.

„Und wie war's mit dem Kahn?“ fragte Friedrich.

„Wir fanden ihn, natürlich leer, er war an's diesseitige Ufer getrieben,“ erwiderte Burt. „Vielleicht hat ihn der Wind losgerissen, oder der Pfahl war morsch, irgend eine ganz natürliche Ursache — wir haben uns unnütz aufgeregt.“

„Meintest Du, sie wäre herausgefallen und ertrunken?“ forschte Friedrich weiter.

„Ja!“ erwiderte Burt und dieses „ja“ klang wie das Aufathmen eines von schwerem Kummer Befreiten.

Ins Schloß zurückgekehrt, hatte der Arzt jenen starren Gleichmuth wieder angelegt, unter dem er alle tieferen Regungen anderen gegenüber zn verbergen pflegte.

Kein Wort, keine Miene verrieth, daß eine Stunde peinvollster Seelenangst hinter ihm lag. —

Nur Angelika wußte von diesem Tage an, daß ihr Freund Sophien liebe.

Fünftes Kapitel.

Inzwischen war ein Brief von Frau von Choiseule an ihren Sohn angekommen.

Dieser Brief war Friedrich von Wien aus nachgeschickt worden; noch hatte er seiner Mutter nicht

mitgetheilt, daß er in Dzörönek und somit wieder mit Eva zusammen sei. Er verschob ihre Benachrichtigung davon vielmehr von einem Tag auf den anderen.

Der Brief der Mutter lautete: „Mein Sohn! Möchte ich die Kraft finden, in diesem Briefe eindringlich zu Deinem Gewissen zu sprechen. —

„Bist Du noch mein Sohn, derselbe, dessen Ehrenfestigkeit bisher mein Stolz gewesen? Oder bist Du mir vertauscht worden? Hat eine teuflische Gewalt Macht über Dich gewonnen? — Mörner war bei mir, er hat mir alles erzählt. Dein Brief aus Wien war in meinen Augen weiter nichts, als eine Deiner unwürdige Beschönigung des Geschehenen. Erregung, Kummer über das, was ich vernahm, haben mich aufs Krankenlager geworfen; ich bin kaum soweit hergestellt, daß ich die Feder mit Mühe führen kann, aber Entrüstung und Sorge um Dich drückt sie mir in die Hand. So also erfüllst Du Deine Versprechungen, hältst Du Dein mir gegebenes Wort. O, daß ich damals meinen Argwohn einschläfern ließ, wie bitter bereue ich es jetzt; aber wem soll man denn noch trauen, wenn nicht dem eigenen Kinde. — Diese ganze Zeit über hast Du mich hintergangen, mich in falscher Sicherheit erhalten, ich ahnte nichts böses, bis ich mit einem Male erfahren muß: Eva ihrem Manne davongelaufen und Du ihr Verführer — und da wagst Du noch von Deinem guten Recht zu sprechen, wie mir Mörner berichtet. — Friedrich, wie weit ist es mit Dir ge-

kommen, wie müssen sich Deine Begriffe von Recht und Sittlichkeit verwirrt haben. Du willst Mörner zwingen, daß er sich von seiner Frau scheiden läßt, willst die Bande mit frevelnder Hand sprengen, mit denen Gott diese beiden Menschen für alle Ewigkeit verbunden hat. — Friedrich, wache auf, Du bist in einem bösen Traum befangen, besinne Dich wieder auf Dich selbst! Weißt Du denn, was Du angerichtet hast? Ich wünschte, ich hätte Dich vor Mörner stellen können, als er hier bei mir war und mir von seinem Jammer erzählte; Friedrich, sein Herz ist gebrochen, er ist ein unglücklicher, elender Mann. Er hat diese Eva wirklich geliebt, aber nicht der Verlust beugt ihn so tief; die Schande ist es, ihre, Deine, seine eigene Schande. Von mir selbst will ich im Angesichte eines solchen Kummers nicht sprechen; aber ich bin alt, mein Sohn — willst Du mich durch Gram schneller ins Grab bringen?

„Ich rufe Dir zu, Friedrich, halte ein auf dieser Bahn, sie führt zum Abgrund, nie kannst Du mit dieser Frau glücklich werden; ihr Besitz wird Dir wie der eines unrechten Gutes auf der Seele brennen. Es giebt ein einziges Mittel, das Dich und sie vom Verderben retten kann: Umkehr. Sage nicht, daß es schon zu spät dazu sei. Der Mann, den Ihr betrogen habt, hat ein Herz von wunderbarer Güte, und Gott hat ihm herrliche Langmuth geschenkt; er will der ungetreuen Gattin und Dir verzeihen, wenn sie jetzt noch an seine Seite zurückkehrt.

„Weise die dargebotene Hand nicht zurück, ver-

suche gut zu machen, was Du gefrevelt, führe die Verirrte zu dem rechtmäßigen Gatten zurück, dann sollen Dir meine mütterlichen Arme offen sein wie ehemals. Deine Mutter."

Dieser Brief seiner Mutter weckte in Friedrich alles, was er an Sorgen und Bedenken geflissentlich unterdrückt hatte.

Daß sich seine Mutter mit seinem Verhältnisse zu Eva nicht versöhnen würde, hatte er voraus gewußt, aber daß sie so schroffe Worte gegen ihn brauchen werde, hatte er nicht erwartet. Wie viel schärfer würde sie sein Thun verurtheilen, wenn sie erst erfuhr, daß er jetzt mit Eva unter einem Dache weile, mußte das nicht den vollen Bruch zwischen ihnen herbeiführen.

Und wenn er nun Dzöröneck verließ, würde sich Eva in eine abermalige Trennung schicken; hatte sie nicht erklärt, ihm nachreisen zu wollen, wohin er auch immer gehen werde. Oder konnte Eva von hier gehen? Wo sollte sie sich denn hinwenden, wenn ihres Bleibens hier nicht länger war?

Es war dies ein Dilemma, aus dem er keinen Ausweg sah.

Hierzu gesellten sich Sorgen anderer Art für ihn.

Seit Eva ihren Gatten verlassen, hatte er für ihre Ausgaben aufzukommen. Alles, was sie ihr eigen genannt, war in Berlin, im Besitze ihres Gatten zurückgeblieben, und es war nicht anzunehmen, daß dieser sich eines solchen Pfandes gutwillig begeben werde. Eva fehlte

es daher, als sie nach Dzöröneck kam, am nothwendigsten. Statt sich nun in dieser Calamität an Angelika zu wenden, was sicherlich das natürlichste für sie gewesen wäre, bat sie ihre neue Freundin, die Oblonska, um Rath. Diese nannte ihr sofort Adressen von Confectionshäusern in Pest, Krakau und Lemberg, bei denen Eva dann unter Mitwirkung der Prinzeß ihre Bestellungen machte.

Hüte, Sommertoiletten, Wäsche, Schuhe, Schirme, Bänder, Essenzen und unzählige andere Artikel, welche das Arsenal einer Frau ausmachen, kamen an, alles aufs reizendste und eleganteste, nach den neuesten Pariser und Wiener Moden, aber die Rechnungen lagen dabei und wollten bezahlt sein. Es war ein peinlicher Augenblick für beide Theile, als Eva ihm diese Rechnungen zu übergeben hatte, und Friedrich mußte eine größere Summe bei der Bank in Berlin erheben, um sie begleichen zu können. —

Je kleinlicher derartige Sorgen ihrer Natur nach waren, desto peinigender wirkten sie auf Friedrich. Sein Leben hatte eine ganz andere Wendung genommen, als er ihm selbst zu geben geglaubt. Er hatte alle diese Möglichkeiten bei seinen Zukunftsträumen übersehen.

So geht es uns, wenn wir in das gelobte Land der Zukunft blicken, wir sehen nur die luftigen Gipfel des Daseins von der Sonne der Hoffnung rosig erleuchtet, aber die dunklen Thäler mit ihren steinigen Wegen und Dornenhecken erkennen wir nicht. —

In diese Sorgen fiel der Brief Frau von Choiseules; er machte Eindruck auf Friedrich.

Nicht, daß er den von der Schreiberin beabsichtigten Erfolg gehabt hätte, Friedrich zur Lösung seines Verhältnisses zu Eva zu veranlassen; das wollte und konnte er nicht thun; er mußte auf dem einmal betretenen Wege weiter, eine Umkehr gab es für ihn nicht mehr. — Das sagte er sich selbst in Augenblicken kühlster Erwägung, wo sein Denken von Leidenschaft unbeeinflußt war. Aber dieser Brief wurde ihm zum Sporn, seine Energie anzuspannen, auf Mittel und Wege zu sinnen, um aus der Unklarheit der gegenwärtigen Lage herauszukommen, Schritte zu thun auf das Endziel seiner Bestrebungen zu: die legale Verbindung mit Eva Mörner.

Er richtete einen Brief an Evas Gatten, in dem er diesem von neuem das Ansinnen stellte, die Scheidung einzuleiten; er wiederholte alle die Gründe, welche er bei seiner letzten Zusammenkunft mit Mörner vorgebracht hatte und fügte neue hinzu. Am Schlusse erklärte er, im Falle Mörner auf seinen Vorschlag nicht eingehen werde, würde er Eva veranlassen, ihrerseits die Scheidungsklage anzustellen, was immer daraus resultiren möge.

Den Brief seiner Mutter ließ er vorläufig unbeantwortet. Er fühlte, daß er nichts neues zur Erklärung und Entschuldigung seines Verhaltens anzuführen habe. Die alten Gründe wollte er nicht nutzlos wiederholen, und einen Brief mit leeren Redensarten an seine Mutter zu schreiben, vermochte er nicht.

Aber der Hauptgrund, warum er ihr nicht antwortete, war der: er wünschte, seiner Mutter möge es so lange wie möglich verschwiegen bleiben, daß er mit Eva an ein und demselben Orte weile. Bis jetzt ahnte sie davon ja noch nichts; das hatte ihm ihr Brief bewiesen. —

* *
*

Wenige Tage nachdem Burt Dzöröneck verlassen, machten sich auch Landskerrotitsch und Friedrich auf, um die vom Grafen projektirte Fahrt durch Ungarn anzutreten.

Neben dem von Anfang an ausgesprochenen Plan, Friedrich mit Land und Leuten bekannt zu machen, damit er in seiner Schrift ein möglichst wahrheitsgetreues Abbild des ungarischen Lebens geben könne, verfolgte der Graf noch einen kleinen Nebenzweck mit dieser Tour, den er niemandem verrieth, ja sich selbst kaum eingestehen wollte.

Schon seit einiger Zeit fühlte der kleine Graf das rege Bedürfniß, mit seinen Standesgenossen wieder auf besseren Fuß zu kommen, mit den alten Freunden und Bekannten von neuem anzuknüpfen.

Er hatte, über den geselligen Mißerfolg, den er nach der Verheirathung mit Angelika erlitten, verstimmt und entrüstet, den Verkehr mit all den Cumpanen seines Junggesellenlebens jäh abgebrochen, ja er war noch weiter gegangen, im Aerger über eine nichtige Rangstreitigkeit, die er mit einem Standesgenossen gehabt, war ec aus der Magnatentafel, der er als geborenes Mitglied angehörte, mit großem Eklat ausgetreten.

Eine Zeit lang hatte er sich in der Rolle des Grollenden äußerst interessant und darum wohl gefühlt.

Aber allmählich wurde seine lebhafte, abwechselungs- und umgangsbedürftige Natur der Vereinsamung, welche er sich selbst geschaffen, überdrüssig. Er war nicht veranlagt, ein Timon zu werden.

Seine ursprüngliche Verliebtheit in Angelika hatte sich mit der Zeit doch abgekühlt, er war ihr noch immer in Liebe und Bewunderung zugethan, aber die Flitterwochenstimmung hatte selbst für ihn aufgehört, ja manchmal fühlte er sich vor ihrer Ueberlegenheit, der völlig sich unterzuordnen früher sein höchstes Glück ausgemacht, etwas bedrückt. Trotzdem wollte er den Schein des ehemaligen Zustandes noch immer aufrecht erhalten, er überbot sich in Galanterien seiner Frau gegenüber, aber Angelika schnitt diese „Faxen“, wie sie sein Gebahren bezeichnete, meist in brüsker Weise ab.

Als er jetzt mit Friedrich diese Reise, die auf mehrere Wochen vorgenommen war, antrat, war Angelika über die Entfernung der beiden Männer vom Hause aus mehr als einem Grunde zufrieden, und der Graf athmete mit vollen Zügen die langentbehrte Luft völliger Ungebundenheit ein. —

Landskerrotitsch führte seinen Begleiter zunächst über Kaschau nach Pest. Dort hielten sie sich nur so lange auf, daß Friedrich die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt: die Radialstraße mit ihren Palästen, die Oper, das Volkstheater, die Bildersammlung kennen lernen konnte.

Da aber der Graf beim Anblick der menschenwimmelnden Plätze und der belebten Straßen ein über das anderemal in den Ruf ausbrach: „Kein Mensch ist um diese Jahreszeit in Pest, wahrhaftig kein Mensch“, so verließen sie die Hauptstadt und begaben sich an den Plattensee, wo sich denn auch in dem reizenden Balaton-Füred ein kleiner Kreis derer vorfand, die Landskerrotisch als wirkliche Menschen anerkannte: die beau monde von Pest und ganz Ungarn.

Nachdem der kleine Graf hier von der Gesellschaft als ein zur Heerde zurückgekehrtes Lamm mit besonderem Jubel aufgenommen worden war, und Friedrich reichliche Gelegenheit gehabt hatte, Zigeunermusik zu hören, Tschardas tanzen zu sehen und von champagnerberauschten Kavalieren geküßt und „Bruder“ genannt zu werden, nachdem er ferner erlebt, wie ein junger Magnat ein Vermögen am Spieltisch verlor, und einem Säbelduell beigewohnt, das den blutigen, aber nicht tödtlichen Abschluß einer Liebesaffaire bildete, und er somit die wichtigsten Momente im geselligen Leben jenes Landes aus eigener Anschauung kennen gelernt, reisten sie vom Plattensee weiter über das alterthümliche Veszprim und Stuhlweißenburg zur Donau. Per Dampfer ging's den herrlichen Strom hinab bis Peterwardein, von dort wurde ein Abstecher gemacht nach Temesvar. In der fruchtbaren Theißebene reisten sie dann langsam von Stadt zu Stadt, gelegentlich wurden die Sitze ungarischer Edelleute aufgesucht, wo man die Beiden mit ächt magyarischer Gastfreundschaft

aufnahm, das heißt, ihnen vorsetzte, was Küche und Keller barg, ihnen alles zeigte, was man besaß, dafür aber auch die unbeschränkteste Bewunderung des Gesehenen geradezu diktatorisch von den Gästen forderte, um sie gelegentlich zur Nachtzeit im Hazard tüchtig zu rupfen.

Gerade bei dieser zwanglosen Art des Reisens, meist im offenen Wagen durchs Land fahrend, bekam Friedrich einen guten Einblick in die ländlichen Verhältnisse Ungarns.

Er schrieb seine Eindrücke frisch und unmittelbar, wie er sie gewann, nieder.

Ein Berliner Blatt brachte sie als „Reisebilder aus Ungarn“. Nach Dzöröneck zurückgekehrt, beabsichtigte er, diese Skizzen weiter auszuarbeiten. Er wollte dann den bisher nur tagebuchartigen, locker-gefaßten Inhalt nach bestimmten Gesichtspunkten eintheilen, ihm nach vorausgegangenen eingehenderen Studien einen mehr wissenschaftlichen Hintergrund geben und so die bis jetzt lose herumflatternden Blätter zu einem wirklichen Buche zusammenheften. —

Während des Ausfluges der beiden Herren, der etwa vier Wochen in Anspruch nahm, waren die Damen allein im Hause.

Angelika machte in dieser Zeit den Versuch, Eva ein wenig für die Wirthschaft zu interessiren; sie glaubte, Kenntnisse auf diesem Gebiete könnten der jungen Frau für die Zukunft nicht schaden. Aber Eva, die sich anfangs begeistert für den Gedanken gezeigt hatte, ließ bald in ihrem Eifer nach. Als

Entschuldigung brachte sie vor, daß ihr das Talent zur Wirthschaftlichkeit von Natur versagt sei.

Die Wissenschaft, wie man einen Kuchen von Blätterteig mit Johannisbeerfüllung zubereite, von dem Friedrich einmal gesagt hatte, er esse ihn gerne, war der einzige sichtliche Erfolg, welchen sie aus dieser Lehrzeit davontrug.

Dafür widmete sie sich jetzt nach längerer Unterbrechung mit großem Fleiße der Ausbildung ihrer Stimme.

Einen großen Theil des Tages brachte sie in Gesellschaft der Oblonska zu. Jn je intimeren Verkehr sie aber mit dieser trat, um so mehr kühlte sich ihr Verhältniß zu Angelika ab.

Die Prinzeß verstand es, ihre Abneigung gegen die Gräfin hinter geschmeidigem Wesen und korrekten Formen zu verbergen; ihrem diplomatischen Talente war es zu verdanken, daß es zwischen diesen vier so grundverschieden gearteten Frauen, die jetzt in Dzöröneck zusammenlebten, niemals zu einer Reibung kam.

Aber obgleich sie sich wohl hütete, offen gegen die Herrin des Hauses Front zu machen, so wußte die Oblonska doch Eva ganz allmählich von ihrer Liebe für die früher so schwärmerisch verehrte Freundin abzubringen.

Angelika durchschaute das Treiben der alten Jntriguantin, und ließ sie gewähren; sie fühlte sich erhaben über dergleichen kleinliche Rankünen.

Aber in ihrem Fühlen für Eva, die sie früher

wirklich gern gehabt hatte, war nach diesen neuesten Erfahrungen eine starke Abkühlung eingetreten.

Die Prinzeß sorgte dafür, daß Eva die Zeit nicht allzu lang wurde.

In der Bibliothek des Schlosses war vor allem die französische Litteratur gut vertreten, und eine Kollektion der namhaftesten französischen Romane vorhanden.

Eva hatte in der Schweizer Pension, in welcher sie den größeren Theil ihrer Mädchenjahre verbracht, Französisch wie ihre Muttersprache zu sprechen und zu verstehen gelernt.

Sie überließ es der Prinzeß, aus dem vorhandenen Bücherschatze die geeignetsten Bände zur gemeinsamen Lektüre auszuwählen.

Eva hatte niemals Gelegenheit gehabt, in Wirklichkeit die düstersten Nachtseiten des Lebens kennen zu lernen. Sie besaß eine gewisse mädchenhafte Naivetät, die ihr das Leben als verheirathete Frau und selbst die Liebe Friedrichs nicht zu rauben vermocht hatten.

Um diese Naivetät war es jetzt, dank dem intimeren Umgange mit der Oblonska, geschehen. Wenn sie einer Führerin auf schlüpfrigem Gebiete bedurfte, so hätte sie keine bessere finden können, als die neue Freundin.

Die Prinzeß hatte inzwischen aus Eva alles herausgelockt, was sie über deren Vorleben und vor allem über ihr Verhältniß zu Friedrich wissen wollte.

Diese ganze Angelegenheit war der Alten äußerst interessant und völlig neu.

Ein Liebespaar, wo die Frau dem Manne durchgegangen, und das nach einem Vierteljahre noch nicht weiter als bis zum Kusse gekommen, war etwas für sie noch nicht erlebtes.

Diese Erfahrung bestätigte für sie eins ihrer eigenen Bonmots, das ihr in Pariser Cerclen viel nachgesprochen worden war: daß nämlich die Deutschen eine Kreuzung vom Stockfisch und Eisbären seien.

Sie sah es gewissermaßen als ihre Pflicht an, den jungen Leuten über ihre Schüchternheit hinwegzuhelfen und vor allem diese junge Frau in ihrer lächerlichen Ignoranz über die wissenswerthesten Dinge aufzuklären.

Sie fiel nicht plump mit der Thür ins Haus, ganz allmählich zog sie vor Evas Augen einen Schleier nach dem anderen weg.

Die französische Sprache eignet sich zu einem solchen Geschäfte wie keine andere, selbst der äußersten Gemeinheit verleiht sie noch einen Schimmer von Grazie.

Man mußte es der Oblonska lassen, sie verstand amüsant und geistvoll zu unterhalten.

Mit Vorliebe erzählte sie aus der Zeit ihrer Pariser Triumphe, aber was sie davon vorbrachte waren nicht etwa bloße ruhmrednerische Flunkereien, sie hatte feine gesellschaftliche Beobachtungen gemacht, wußte zu charakterisiren und hatte den Franzosen jene Kunst abgelernt, selbst die einfachsten Vorgänge pointenreich und darum packend zu schildern.

Eva war durch sie wie fascinirt; an ihrer Seite schienen die Stunden nur so hinzufliegen.

Sie glaubte wirklich durch den Umgang mit der Prinzessin zu profitiren, und war naiv genug, die Routine dieser Frau als Lebens-Weisheit anzustaunen.

Eva ahnte nicht, daß sie mit diesen Erzählungen, denen es sich so angenehm und leicht zuhörte, ein Gift einsog, das einmal aufgenommen, nie wieder gänzlich aus dem Blute weicht.

An verschiedene Eigenheiten der Oblonska, die Eva anfangs sonderbar berührten, hatte sie sich bald gewöhnt.

Früh brauchte diese Dame mehrere Stunden zur Toilette und kein indiskretes Auge durfte dann in ihre Geheimwerkstatt dringen, ehe das Kunstwerk ihrer Erscheinung fertiggestellt war.

Wohlfrisirt, rosig, duftend, mit glänzenden Augen, tadellos gradem Rücken und jenem wohlberechneten Lächeln, das nur den vorderen, unächten Theil ihrer Zahnreihen sehen ließ, trat sie dann unter die anderen Hausgenossen, nahm ihr verspätetes Frühstück ein, las den Figaro und andere Blätter, die der Graf hielt, und unternahm dann einen Spaziergang mit Eva, wo sie über große wie kleine Dinge mit derselben Grazie zu plaudern wußte.

Dann, um der Mittagshitze aus dem Wege zu gehen, ging man ins Schloß, gewöhnlich um auf dem Zimmer der Oblonska zu lesen.

Nach dem Luncheon zog sich die Prinzessin auf einige Stunden zurück, während Eva ihren Gesang zu üben pflegte.

Zum Diner erschien die alte Dame dann wieder,

in einer anderen Robe. Den Abend widmete sie der allgemeinen Gesellschaft.

Die Oblonska war eine starke Raucherin.

Sie bevorzugte Cigaretten von feinparfümirtem türkischem Tabak, die sie mit großem Geschick, unglaublicher Geschwindigkeit und in appetitlichster Weise selbst anfertigte. Sie benutzte dazu eine flache silberne Dose, das Geschenk eines Prinzen von Geblüt, wie sie Eva gegenüber gelegentlich erwähnte, dessen Wappen man auch auf dem Deckel eingravirt erblicken konnte.

Andere eigenthümliche Gegenstände, die mit ihrer Existenz unzertrennlich verbunden zu sein schienen, waren: Ein Riechfläschchen, ein Rosenkranz, das Bildniß ihres Schutzheiligen en miniature, ein Batisttaschentuch nnd ein Büchschen mit Cachous.

Während Eva vorlas, saß sie meist in ihren Armstuhl zurückgelehnt, all die genannten Dinge bei sich in einem Pompadour, an einer Mitra arbeitend, welche sie in Goldstickerei auf weißem Grunde für den Erzbischof von Krakau ausführte.

Trotz der frivolen Freigeisterei, die ihr noch aus einer früheren Epoche ihres Lebens anhaftete, war die Oblonska eine bigotte Katholikin.

Um ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, fuhr sie öfters nach der nächsten Stadt zur Messe, Predigt, Beichte oder Communion.

Ein und das andere Mal bewog sie auch Eva dazu, sie zu begleiten.

Diese konnte sich dann nicht genug verwundern, wie peinlich die Prinzessin alle Formalitäten des Gottes-

dienstes erfüllte, wie sie sich mit Weihwasser besprengte, das Kreuz schlug, und welche Ausdauer dieselbe Frau im Knieen und Respondiren bewies, von deren Lippen sie zu anderen Zeiten Equivoquen und Blasphemien der stärksten Art zu hören bekam. —

So vergingen die Wochen, während Friedrich und der Graf abwesend waren, schneller und angenehmer für Eva, als sie erwartet hatte.

Von Friedrich erhielt sie hin und wieder indirekte Kunde aus Briefen des Grafen an seine Gattin.

Friedrich hatte ihr beim Abschied erklärt, ihr nicht schreiben zu wollen, und seinen Vorsatz auch gehalten; er hielt es besonders in Rücksicht auf Angelika für geboten, die Reserve, die er sich bisher in seinem Verkehre mit Eva auferlegt hatte, auch weiterhin aufs Strengste zu wahren.

Friedrich wußte sehr wohl, daß es für Angelika ein Abweichen von ihren eigentlichen Principien bedeute, wenn sie ihm und Eva ein gemeinsames Asyl in ihrem Hauswesen einräumte, eine Handlungsweise, die ihr leicht dahin ausgelegt werden konnte, als begünstige sie einen Skandal.

Er war ihr dankbar für den Muth, sich über die Möglichkeit derartiger Verdächtigungen hinwegzusetzen, und vor allem für das Vertrauen, welches sie in seine Ehrenhaftigkeit und Evas Anstandsgefühl setzte.

Er wollte ihr seine Dankbarkeit durch ein peinliches Beobachten aller Forderungen der guten Sitte beweisen, sie sollte auf keinen Fall Grund haben, sich

zu beklagen, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht habe.

Seine Zurückhaltung war jedoch sehr wenig nach Evas Geschmack, und besonders, seit die verfänglichen Lehren der Oblonska mehr und mehr bei ihr zu wirken begannen, fing sie an, Friedrichs Verhalten als lächerliche Pedanterie zu betrachten. —

Ein Brief des Grafen zeigte seine und Friedrichs Ankunft für den nächsten Tag an.

Mit derselben Post erhielt Eva einen Brief aus Berlin, dessen großes Format und amtliches Siegel sie in Erstaunen setzten.

Der Inhalt erschreckte sie noch mehr als das Aeußere: Es war ein „Rückkehrbefehl“ vom Berliner Amtsgericht, durch den sie aufgefordert wurde, umgehend zu ihrem Gatten nach Berlin zurückzukehren.

Da sie die übertriebensten Begriffe von der Machtsphäre und den Befugnissen eines Gerichtes hatte, befürchtet sie das Schlimmste.

Friedrich fand sie bei seiner Rückkehr in größter Aufregung, die sich in ihren Gesichtszügen, obgleich sich Eva zu beherrschen suchte, unverkennbar ausprägte.

Sobald sie sich ohne Zeugenschaft Dritter sah, legte sie ihm das gerichtliche Schreiben vor. Während er es durchlas, hing sie mit gespannten Blicken an seinen Zügen.

Zu ihrem Erstaunen zeigte Friedrich nicht das geringste Zeichen von Erregung. Ruhig faltete er das Papier zusammen und gab es ihr zurück.

„Das hat garnichts zu bedeuten,“ sagte er. „Ich hatte etwas dergleichen längst erwartet.“

„Wirklich Friedrich. — Ach, wie froh bin ich,“ rief sie aufathmend.

„Du glaubtest wohl, Häscher würden hier erscheinen, Dich in Banden schlagen, um Dich direkt nach Berlin ins Gefängniß zu transportiren?“ meinte er lachend.

„Ach, ich verstehe ja so wenig von all diesen schrecklichen Dingen. — Kann mir denn wirklich nichts passiren?“ fragte sie noch immer nicht ganz beruhigt.

„Nicht das geringste,“ erwiderte er. „Laß das Ding da nur völlig unbeachtet; und wenn sie noch ein Dutzend solcher Wische schicken, Du kümmerst Dich nicht darum. Mörner soll sehen, daß wir fest auf unserem Willen bestehen, mit der Zeit wird er dann wohl zu der Einsicht kommen, daß er nachgeben muß.“

Sechstes Kapitel.

Burt weilte bereits über einen Monat in seinem freiwilligen Exil. Einigemale hatte er Krätzer mit Nachrichten nach Dzöröneck geschickt, er selbst war

nie dorthin gekommen. An den Grafen hatte er geschrieben, daß er vollauf zu thun gefunden habe und vorläufig seinen Posten nicht verlassen könne.

Nachdem Landskerrotitsch von seinem Ausfluge zurückgekehrt war, erinnerte er sich seines Versprechens, den Freund aufsuchen zu wollen.

Einige Wegstunden von Burts jetzigem Aufenthaltsorte, da wo das Terrain die Gebirgsnatur verliert, und beinahe unvermittelt den Charakter der Pußta annimmt, zog sich ein Gürtel von Sümpfen und Morästen hin, gespeist vom Regen und einigen Gebirgsbächen, die in der regnerischen Jahreszeit wilde Sturzbäche, im Sommer aber schwache Rinnsale waren.

Mit dem Besuche bei Burt gedachte Landskerrotitsch einen Jagdausflug in diese an Wasservögeln überreichen Sümpfe zu vereinigen.

Am zweiten Tage sollten dann die Damen nachkommen, um sich mit den Herren bei jenem Blockhause, in dem Burt gegenwärtig hauste, Rendezvous zu geben.

Landskerrotitsch und Friedrich, die bald nach dem Luncheon in Dzörröneck abgefahren waren, trafen im späten Nachmittage bei der Jagdhütte ein.

Das Haus war verschlossen und auf ihr Klopfen antwortete niemand.

„Er ist ausgeflogen," sagte der kleine Graf, „wer weiß welche Wunderkur er vorhat. Komm, wir wollen uns inzwischen hier ein wenig umsehen; von dort oben ist eine gute Aussicht, wenn Du den steilen Weg nicht scheust."

Er wies auf einen waldbestandenen, kegelförmigen

Hügel, über dessen höchsten Fichtenwipfeln die Sonnenscheibe eben noch tanzte.

„Laß uns die Büchsen mitnehmen,“ sagte Landskerrotitsch umkehrend, „wozu haben wir sie denn. Ein bewaffneter Spaziergang ist immer amüsant, auch wenn man nichts schießt; da oben sind Wildkanzeln, vielleicht läuft uns etwas vor den Lauf.“

„Auf was wird denn geschossen?“ fragte Friedrich.

„Auf Hirsch, Reh', Dammwild, Schwarzwild, Wolf und Bär,“ erwiderte der Graf. „Lache nicht, eine viertel Meile von hier hat der Pötöfy Paul einen wirklichen Bären geschossen.“

„Habt Ihr denn hier gar keine Schonzeit,“ forschte Friedrich weiter.

„Wer den Stuhlrichter zum Freunde hat,“ erwiderte Landskerrotitsch mit verschmitztem Augenzwinkern, „kann in Ungarn alles thun.“

Sie nahmen die Büchsen, welche im Wagen geblieben waren, aus ihren Futteralen und schritten der waldigen Anhöhe zu.

Bei der ersten Kanzel, die etwa fünfzehn Meter über dem Boden in dem Geäste einer mächtigen Kiefer angebracht war, machte Landskerrotitsch Halt und hieß Friedrich auf der Treppe hinaufsteigen.

„Ich gehe noch weiter bis zur nächsten Kanzel, wir kümmern uns nicht umeinander, hörst Du, und auf alles, was rauch ist wird hingehalten. Wenn's mit dem Büchsenlichte aus ist, steigen wir wieder hinunter.“

Auf der Plattform angelangt, stellte Friedrich die

Büchse bei Seite, er glaubte nicht daran, daß er heute noch zu Schusse kommen werde und zog es vor, sich dem Genusse der Aussicht hinzugeben.

Er hatte von seinem erhöhten Standpunkte aus einen guten Ausblick nach allen Seiten.

Er stand auf diesem Hügel, wie auf der untersten Stufe eines riesigen Amphitheaters. Hinter ihm thürmten sich mächtige Gebirgsmassen auf: zerklüftet, starr, unbewaldet, der kahle Fels. Nach rechts und links schoben sich die sanfteren Formen bewaldeter Höhen vor in Hügelland verlaufend, mit Waldwiesen, Häuschen mit grauen Strohdächern hie und da verstreut, die sich aus der Entfernung wie Haufen ausnahmen, die der Maulwurf aufgestoßen. Jenseits des Hügellandes sah Friedrich einen Ausschnitt der Ebene, wie eine Palette flach und bunt. Die Pußta war noch hell beleuchtet von der Sonne, während in den Gebirgsthälern schon der Abenddämmer webte. Hie und da blitzte unter den stumpferen Farben der Felder und Wiesen der Silberblick eines Gewässers auf, wie ein in die Landschaft eingelassener Spiegel.

Unmerklich wandelten sich die hellen Tagestöne in die matteren des Abends um. Die Gegenstände mit ihren scharfen Contouren verschwanden und machten fahlen Lichtern und verhüllenden Schatten Platz.

Dann brach am Himmel urplötzlich eine dunkle Glut aus, deren Quell unsichtbar war, denn sie, die Lichtspenderin, war schon verschwunden, dort wo die Erde rund wurde; wie Leuchtfeuer flammten die obersten Gipfel der Berge jetzt auf, sie, die bisher starr

und kalt auf das Leben in der Tiefe geblickt, nun kam ihre Stunde. Sie durften der Scheidenden nachblicken und von ihr den Flammenkuß empfangen, wenn ringsum längst das Düster herrschte; bis auch sie wieder erkalteten und ihre grauen Felsengesichter leichenhaft in den Abendhimmel hinausstarrten.

Plötzlich ertönte ein Schuß und störte diesen Abendfrieden.

Friedrich schrak unwillkürlich zusammen und griff nach dem Gewehre. Weg war alles Interesse für das Naturschauspiel; der Schußneid und damit der Jagdeifer waren in ihm rege geworden.

Gespannten Auges und Ohres lauschte er. Im letzten Dämmerlichte konnte er gerade noch die Umrisse der Bäume und Sträucher in der nahen Umgebung erkennen, alles übrige verschwamm bereits in große zusammengeballte Massen.

Da ein Knacken, als ob ein dürrer Zweig zertreten worden sei.

Friedrich fühlte das Blut in einer heißen Welle vom Herzen zum Kopfe dringen, athemlos spannte er weiter.

Dort im Gestrüpp bewegte sich etwas, jetzt schien es Halt zu machen.

Friedrich dachte an die Aufforderung des Grafen, auf alles zu schießen und riß das Gewehr zur Backe; ohne richtig abzukommen, drückte er los.

Gleich nach dem Schuß ein Knacken und Brechen und Friedrich sah ein Thier, wie er jetzt genau zu erkennen

glaubte, einen Rehbock mit hohen Sprüngen über das Niederholz setzen und in der Dunkelheit verschwinden.

Mit dem ärgerlichen Bewußtsein, gefehlt zu haben, stieg er von der Kanzel herab.

Ein Jodler belehrte ihn, daß Landskerrotitsch sich nähere.

„Hoffentlich hat er wenigstens auch gefehlt," dachte Friedrich in seinem Mißmuthe.

Die Gestalt des kleinen Grafen wurde sichtbar, er zerrte und schleifte etwas großes, dunkles hinter sich am Boden her.

„Was Teufel, ein Bär!" rief Friedrich aus.

„Nein, kein Bär, aber ein kapitaler Keiler," erwiderte ihm der keuchende Graf.

Friedrich eilte zu ihm und betrachtete den Eber mit seinen struppigen schwarzbraunen Borsten und dem grimmigen Gebräche, aus dem der rothe Schweiß troff.

„Ich konnte nicht auf die Kanzel," erzählte der glückliche Schütze und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „die Treppe war zusammengebrochen, ich blieb also unten und deckte mich durch einen dicken Baum. Da höre ich auf einmal ein Stampfen und sehe auch schon den Schwarzrock gerade auf mich los kommen, als wolle er mich mitsammt dem Baume über den Haufen rennen. Als ich anlegte, bekam er mich weg und wollte ausbiegen, aber da lag er auch schon im Feuer. — Nun und was hast Du denn gemacht?"

„Ein Loch mehr in die Luft geschossen,“ erwiderte Friedrich mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

„Was war's denn?“

„Ein Stück Rehwild, ich glaube ein Bock, er ging gesund ab; aber wer soll denn bei solcher Dunkelheit etwas erkennen.“

„Schade, der Rücken hätte uns morgen gut zum Souper gepaßt, wenn die Damen hier sind.“

Und Friedrichs schlechte Laune bemerkend, fügte der Graf schnell hinzu: „Thut nichts; für morgen verspreche ich Dir hundert Gelegenheiten, um die Scharte auszuwetzen. Hilf mir jetzt den Schwarzen runterschaffen.“ —

Unten wußte man bereits von ihrer Ankunft.

Krätzer war mit dem Kutscher dabei, die Pferde in einem schuppenartigen Nebengebäude zu versorgen, während Burt drinnen im Hause den Tisch für das Abendbrod ordnete.

„Wohlan, Robinson Crusoe,“ rief Landskerrotitsch von draußen herein, „Fremde sind angekommen auf Deiner Insel, keine Menschenfresser, aber doch sehr hungrige Gäste.“

Burt trat ins Freie und schüttelte den Ankömmlingen die Hände.

„Man lernt erst voll erkennen, was menschlicher Umgang bedeutet, wenn man ihn eine Zeit lang entbehren muß,“ sagte er, und auf den Keiler deutend. „Ah, Ihr versorgt den Wigwam mit Wild; aber ich hörte zwei Schüsse.“

„Das Echo hat Dich wohl getäuscht, es ist stark

hier in den Bergen," erwiderte Landskerrotitsch mit schalkhaftem Lächeln. — „Nun, laß uns einmal sehen, wie Ihr hier lebt; wie der Mann aussieht, mager und braun, wie ein Räuber der Pußta."

So schwatzend ging Landskerrotitsch, den das Jagdglück besonders animirt hatte, ins Haus, gefolgt von den beiden Anderen.

Das Haus war von behauenen Fichtenklötzern aufgeführt, die verzahnt waren und von Bankeisen zusammen gehalten wurden. Nach innen hatte es eine Verkleidung von tannenen Brettern. Das weit überladende Dach war mit Schindeln gedeckt; in dem ganzen Gebäude war nur Herd und Esse aus Ziegeln aufgeführt, alles übrige das Werk des Zimmermanns.

Trotzdem erschien es äußerst wohnlich und bequem, besaß im Erdgeschoß mehrere große Räume und im ersten Stock eine Anzahl Kammern, die als Schlafzimmer eingerichtet waren.

Nachdem man das Haus besehen, wurde das Abendessen eingenommen.

Man aß tüchtig und ungenirt, so wie es Männer nur thun, wenn sie untereinander sind.

Vorräthe von Wein und Conserven aller Art waren reichlich vorhanden, da die Gräfin mehrfach Succurs geliefert hatte.

Krätzer besorgte zunächst die Bedienung, dann ließ er sich auf des Grafen Aufforderung hin bescheiden am untersten Ende des langen Tisches nieder, um die Mahlzeit zu theilen.

Nach beendetem Abendessen traten die Herren wieder hinaus vor das Haus, um hier auf einer Bank sitzend im Mondschein die Nachtgespräche von Dzöröneck nach mehrwöchentlicher Unterbrechung fortzusetzen.

Wenn Friedrich den Freund beim Abschied ernst und in sich gekehrt gefunden hatte, so war er jetzt freudig überrascht, ihn aufgeräumt, heiter und gesprächig wiederzufinden.

Wenn Burt im geheimen einen Kummer gehabt hatte, so schien er ihn überwunden zu haben.

Das Gespräch wandte sich naturgemäß der Thätigkeit des Arztes während der letzten Wochen zu.

Burt berichtete ausführlich darüber; sein Unternehmen schien ihm Interessantes in Fülle geboten zu haben, und ihn voll zu befriedigen.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit des Deutschen hatte er die Lebensverhältnisse der Bevölkerung aufs sorgfältigste untersucht, und wo es nöthig und aussichtsvoll war, helfend eingegriffen.

Soweit in diesem Striche Landskerrotitschs Besitz sich ausdehnte, war keine noch so kleine Hütte zu finden, die er nicht aufgesucht hätte.

Das Gerücht, daß ein fremder Mann in dem allen Slovaken der Umgegend wohl bekannten Blockhause wohne, der unentgeltlich Rath, Lebensmittel und Medizin vertheile, hatte sich schnell verbreitet, und Burt eine Riesen-Praxis unter der ärmlichen Bevölkerung verschafft.

Diese abgelegenen Gebirgsthäler hatten vielleicht

noch niemals einen wirklichen Arzt gesehen; nur eine alte Zigeuner-Vettel trieb Hokus-Pokus mit Geisterbeschwören, Besprechen und Kräutercouren in einer verlassenen Köhlerhütte. Und doch war ärztliches Eingreifen hier nöthiger als irgendwo.

Unter dieser vom schlechten Leben und Branntweingenuß entnervten Bevölkerung starb das Nervenfieber niemals ganz aus, und nach jedem harten Winter trat die schreckliche Epidemie des Hungertyphus als sichere Folge auf.

Die Leute ringen hier mit den härtesten Daseinsbedingungen.

Der Boden ist zu steinig, um den Anbau der Kartoffel zu gestatten, das Korn treibt magere Aehren mit spärlichen Körnern und kurzem Stroh. Das Vieh, für das es keine Ställe giebt, leidet von Winterkälte und schlechtem Futter.

Selten essen die Bewohner dieser sterilen Gegend, die ihrer Nationalität nach meist Slovaken sind, Fleisch; der Branntwein ist ihr Hauptnahrungsmittel, an den Genuß dieses Giftes ist schon der kleine Slovakenbube gewöhnt.

Die Wohnungen sind aus Balken und Brettern in primitivster Art zusammengeschlagene Hütten, mit Strohdach, die nur spärlichen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren. Oft fehlt die Feueresse; der Rauch mag sich seinen Weg durch die zahlreichen Klinzen in den Wänden und sonstigen Oeffnungen des elenden Gebäudes suchen.

Burt hatte die Welt umfahren, und als Arzt

Einblick in die verschiedensten Verhältnisse genommen, aber einem solchen Marasmus, wie Landskerrotitsch es richtig bezeichnet hatte, war er noch nirgends begegnet.

Unter den Kindern fand er Verkrüppelungen, Rachitis, Epilepsie und Idiotismus verbreitet. Die Sterblichkeit war eine erschreckende; wenige kamen über ein mittleres Lebensalter hinaus, trotzdem begegnete der Arzt vielen greisenhaften Erscheinungen.

Er hatte hier eine Rasse vor sich, die für sein physiologisch gebildetes Auge den Stempel des Todes sichtbar im Angesichte trug.

Und doch zeigten diese Leute in ihrer Verkommenheit eine Anzahl Eigenschaften, die sie dem Arzte menschlich nahe brachten, die ihn rührten und ihn anspornten, für die Rettung Einzelner soviel zu thun, als in seinen Kräften stand.

Der Slovak ist treu, dankbar, kindlich vertrauend, gutmüthig und gemüthvoll, aber ihm fehlen jene Eigenschaften, die im Dasein den Einzelnen wie ganze Völker vorwärts bringen.

Eine hervorstechende Eigenschaft dieser vertrauensseligen und anlehnungsbedürftigen Naturen ist Frömmigkeit. Aber diese führt sie nicht zu höherer Erleuchtung, sie verführt sie nur zu oft zu verderblichem Aberglauben.

Kirche und Priester sind weit entfernt, draußen in den reichen Strichen gelegen, welche Andere innehaben.

Wenn dann an Sonntagen und hohen Festen die

armen Slovaken dorthin wallen, um ihr frommes Gemüth an einem Gottesdienste zu erbauen, der ihnen meist unverständlich ist, dann fallen sie dem jüdischen Schankwirth und Branntweinhändler nach der Feier als sichere Beute in die Hände.

Den vorgeschriebenen Schulbesuch der Kinder sehen sie als eine Strafe an; denn die Kleinen sind daheim bei der Arbeit nöthig, und vor der Bildung empfinden sie eine instinktive Abneigung. Mit großer Verschlagenheit wissen sie die Kinder der Kontrole der Schulbehörden zu entziehen.

Was unter ihnen noch annähernd wohlhabend, selbstständig und kräftig ist, das wandert aus, und entzieht so dem elenden Volke noch die besten seiner Kräfte. —

In seinem täglichen Verkehr mit den Leuten lernte Burt die Krebsschäden, welche an diesem Stamme fraßen, aufs eingehendste kennen. Er dachte viel über ihr Schicksal nach.

Eines war ihm mit der Zeit klar geworden, wenn hier geholfen werden sollte, so konnte es nur dadurch geschehen, daß man diese Menschen in neue und gänzlich veränderte Lebensbedingungen verpflanzte; daß man sie wegschaffte aus ihren bisherigen Wohnstätten, sie in einer besseren Lage in menschlichen Behausungen ansiedelte. Alle anderen Hülfen: Geld, Pflege, Aufklärungsversuche waren nichts anderes als Tropfen, die der heiße Stein aufsaugt.

Blieben sie hier in den alten Verhältnissen leben, so ging dieses Geschlecht in absehbarer Zeit einem

Ende entgegen, welches an das der Rothhäute in Nordamerika erinnern mochte. —

*
* *

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück bestiegen die drei Freunde den leichten Break, Landskerrotitsch und Friedrich mit Jagdzeug ausgerüstet. Krätzer mit dem Pointer des Grafen zwischen den Füßen, saß neben dem Kutscher auf dem Bocke.

Die Fahrt enfernte sich von den Bergen.

Das sumpfige Terrain, das man heute aufsuchen wollte, zeichnete sich schon von weitem durch sein dunkles Grün ab.

Nach einiger Zeit verließ man den steinigen Grund und der Wagen flog über eine elastische Decke, in der die Pferdehufe dunkle Spuren zurückließen. Oft erzitterte das gesammte Erdreich ringsum, die feuchtesten Flecke bezeichnete stärkerer Binsen- und Schilfwuchs.

Der Kutscher schien die Physiognomie des Sumpflandes gut zu kennen; er umfuhr die gefährlichen Stellen oft in weiten Curven, gab das starke Trabtempo aber keinen Augenblick auf.

Die Pferde schnauften unruhig, beinahe lautlos flog der Wagen über die immer stärker erbebende Bodendecke, an vielen Stellen fuhren Wasservögel einzeln und in Schwärmen aus dem Schilfe auf. In bedeutender Höhe sah man ein Adlerpaar kreisen. An einer verhältnißmäßig trockenen Stelle ließ Landskerrotitsch Halt machen.

„Dieses Herumfahren im Sumpfe," sagte er, „besonders mit stark besetztem Wagen ist gefährlich;

man sitzt, ehe man sichs versieht drinnen, daß vom Kutscher nur noch der Hut herausguckt. Einer meiner Jugendfreunde fand so den Weg zu einer bessern Welt."

„Was ist das?" fragte Friedrich, da in diesem Augenblicke ein eingenartiges Geräusch hoch in den Lüften erklang.

„Sieh dorthin," erwiderte Landskerrotitsch nach dem Himmel weisend. „Ein Schwarm wilder Gänse. Sie kommen, um hier einzufallen."

„Sollten wir uns nicht lieber verstecken?" meinte Friedrich. „Vielleicht kommen wir zu Schuß."

„Auf diese da nimmermehr, sie haben uns längst weg. Kein Wild ist so scharfsichtig und scheu, wie die Wildgans. Tausende von Metern hoch ziehen sie in Keilform, nur ihr durchdringendes Geschrei verräth sie. Erst nach langem Sichern fallen sie ein. Aber ich denke, wir werden heute doch auf ein oder den anderen Flug zu Schusse kommen. Gegen Mittag sind sie träger und weniger vorsichtig, besonders wenn sie von weither kommen. — Nimm einstweilen mit einigen von diesen hier vorlieb," er wies auf ein Wildentenpaar, das kurz vor ihnen aufprasselte. „Laßt uns breit über die Fläche gehen, mit weiten Abständen, in dieser Richtung, der Wagen mag uns folgen; aber nehmt Euch vor dem Einbrechen in Acht."

„Willst Du kein Gewehr?" wandte er sich an Burt.

„Ich bin kein Jäger," erwiderte dieser.

„Er tödtet nur seine Patienten," rief Lands-

kerrotitsch zu Friedrich hinüber, der ihn aber nicht hörte, da er im Anlegen war. Gleich darauf that er einen Fehlschuß.

„Viel zu weit zugeschossen," rief ihm der Graf zu, „spare Deine Schüsse für bessere Gelegenheit. Das Wild hier ist ganz unbeschossen und wird vortrefflich halten."

Langsam drang man vorwärts, Friedrich und Landskerrotitsch an den Flügeln, Burt und Krätzer mit dem Hunde in der Mitte. In einiger Entfernung folgte der Wagen.

Es gelang Friedrich, der ein scharfes Auge und einen festen Arm besaß, aber allzu hastig zuschoß, und darum ein sehr wechselnder Schütze war, einige Enten und einen Regenpfeifer zu erlegen.

Das Schilf wurde immer dichter, der Boden schwankender und die Wasserlöcher häufiger.

Nach einiger Zeit rief Landskerrotitsch, der seiner kleinen Figur wegen für die Anderen in dem hohen Schilfe kaum mehr zu erkennen war: „Genug nun, wir wollen noch einige Enten für ein andermal übrig lassen. Der Wagen soll herankommen!"

Man stieg wieder ein und die Fahrt ging weiter, jetzt aber langsamer, denn die Schwierigkeiten wurden mit jedem Augenblicke größere.

„Dort ist eine schwache Erhebung," sagte Burt, „wenn wir die erreichen könnten, würden wir wahrscheinlich festen Grund und einen Ueberblick gewinnen."

Landskerrotitsch ließ nach der von Burt bezeichneten Stelle lenken.

In der That übersah man von dort das Terrain weit und breit.

Burt schien nicht ohne besonderen Grund den Wunsch nach einem Ausblick geäußert zu haben, er zog ein Fernrohr hervor, stellte es ein, und begann die Landschaft nach allen Himmelsrichtungen hin eingehend zu mustern.

Friedrich, der heute voller Jagdeifer war, drängte zum Weitergehen.

„Nein, laß uns hier warten," meinte Landskerrotitsch, „der Doktor scheint Interesse an diesem Fleckchen Erde gefunden zu habeu."

„Ja, das habe ich allerdings," sagte Burt, das Fernrohr zusammenschiebend. „Hier im Grunde liegen ungehobene Schätze."

„Pied de diable! witterst Du Gold oder Kohlen?"

„Der Schatz, den ich meine, ist die Fruchtbarkeit, welche in diesem Boden gebunden liegt; sie frei machen würde heißen, den Schatz heben."

„Wie verstehst Du das?"

„Nun, man müßte diese Moräste drainiren, das Wasser ableiten und den gewonnenen Boden bebauen."

„Das wäre eine Herkulesarbeit; die sumpfigen Strecken dehnen sich meilenweit."

„Um so mehr kostbarer Ackerkrume gewinnst Du, wenn die Urbarmachung gelingt. Untersuche die Bodendecke hier, sie ist ein reines Zersetzungs-Produkt von Pflanzensubstanz, also der edelste, nahrungsreichste Humus. Nur das Wasser gilt es abzuziehen, dann hast Du Meilen von Weizenboden gewonnen, und

kannst Deinen sämmtlichen Slovaken oben aus den Bergen hier Ackerlose anweisen."

„Du machst mir das Wasser im Munde zusammenlaufen, Doktor. Hältst Du es wirklich für möglich, daß man diese Moräste entwässert, hast Du einen Plan?"

„Ich bin kein Fachmann, einem solchen würdest Du die Sache doch übertragen müssen."

„Ach, Du weißt und verstehst alles, sage nur wie Du Dir die Sache denkst."

„Nun, soviel ich sehen kann, ist die Bodenerhebung, auf der wir hier stehen, ein Ausläufer des gebirgigen Terrains. Seht hinter Euch; man erkennt das an der Vegetation, das Grün ist nicht so intensiv, der Wuchs weniger geil, also festerer Boden im Morast. Diese Landrippe müßte benutzt werden, sie würde gewissermaßen die Wirbelsäule des Werkes zu bilden haben. Von ihr aus müßten nach beiden Seiten Kanäle geführt werden, in die wieder kreuz und quer gehende Nebenstränge zu leiten hätten. Fall ist vorhanden, wenn er auch schwach sein mag; der Ablauf der Frühjahrswässer beweist das. Den wilden Wässern müßten feste Betten angewiesen werden. Vielleicht wird sich auch hie und da die Anlage von Stauteichen empfehlen, aus denen man in der trockenen Jahreszeit Wasser abgeben könnte. Das aus den Sümpfen abgeleitete Wasser wird schließlich an geeigneten Stellen in den Lauf eines Flusses gebracht werden müssen. Sollten sich nach alledem noch Tümpel halten, die ihrer tiefen Lage wegen nicht abzuziehen sind, so bliebe

immer noch die Anwendung von Pumpwerken übrig. Auszuführen ist das Werk und ich glaube, es wird lohnen. Denn außer dem Gewinn von weiten Ackerflächen wird es auch noch eine wesentliche Besserung der hygieinischen Verhältnisse der ganzen Gegend zur Folge haben. Ich habe gefunden, daß hier ringsherum in den Dörfern die Malariaerkrankungen besonders häufig sind. Solche Moräste, wie diese, sind aber geradezu Brutstätten für Wechselfieber und Malaria. Durch Austrocknen dieser Sümpfe würdest Du Dir um die Gegend ein hohes Verdienst erwerben. — Freilich Geld und Zeit wird die Sache kosten."

„Und es wird gemacht werden," rief Landkerrotitsch, der Burts Ausführungen angehaltenen Athems und mit leuchtenden Blicken gefolgt war. „Nach einer solchen Arbeit habe ich mich schon längst gesehnt. Mag die Sache Geld kosten, so viel sie will, wenn ich nur einmal in meinem Leben das Glück kosten kann, mich in Wahrheit um die Menschheit verdient zu machen. — Burt, das werde ich Dir niemals vergessen, daß Du mich auf diesen Gedanken gebracht hast; er ist großartig. Diese Sümpfe werden entwässert, in Ackerland verwandelt und unter die Slovaken vertheilt. Ihre elenden Hütten lasse ich niederbrennen, hier auf dem neugewonnenen Lande Dörfer bauen, wo ich sie ansiedle. — Ah, Doktor laß Dich umarmen für diese Idee; Du hast mir meinen Lebenszweck gezeigt." —

Man war noch dabei, diesen Plan eingehender in Erwägung zu ziehen, als abermals das durchdringende Kreischen der Wildgänse ertönte.

„Diesen Flug hätten wir abermals verpaßt,“ sagte Friedrich mißmuthig.

„Schon gut,“ meinte Landskerrotitsch, „wir wollen aus Philanthropie die Jagd nicht vergessen. Wir müssen Verstecke aufsuchen, wenn wir auf Gänse zu Schuß kommen wollen. Also wohlgemerkt, Friedrich, nicht eher schießen bis sie nicht dicht über Dir sind. Die Entfernung in der Luft täuscht sehr, wenn Du ihre Augen erkennen kannst, dann ist's Zeit, nicht vorher; sie vertragen eine tüchtige Ladung. Auf den ersten Schuß fahren sie gewöhnlich in einen dichten Knäuel zusammen, dann schnell noch einmal hineingelangt, so fallen, wenn's glückt, auf einen Schuß mehrere.“

Die beiden Schützen suchten nun Verstecke auf, während Burt mit dem Wagen ein gutes Stück zurückfuhr. Krätzer hielt sich mit dem Hunde zum Grafen.

Friedrich hatte sich im hohen Schilfe, am Rande eines teichartigen Wasserloches niedergekauert. Vor ihm auf dem bräunlichen Gewässer tummelte sich eine größere Zahl Enten in Schußnähe, aber er dachte nicht daran, auf sie anzulegen; ein junger Reiher von graublauem Gefieder zog mit schwerfälligem, ruckweisen Fluge über ihn hin, und er widerstand auch dieser Versuchung.

Endlich ertönte das ersehnte Geschnatter hoch in den Lüften, und vorsichtig sich ein wenig emporreckend, konnte Friedrich das Dreieck wilder Gänse langsam in großer Höhe heranziehen sehen. Sie kreisten

und sicherten lange, dann verlor Friedrich den Flug völlig aus dem Auge. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Brausen und Rauschen über sich, er sah auf, die Gänse waren eben im Begriff, sich vor ihm in den Tümpel niederzulassen.

Friedrich hielt sich nicht länger, auf die nächste legte er an; auf seinen Schuß flog der Schwarm lautschreiend zusammen, er gedachte der Lehre des Grafen, mitten in den Haufen hinein schoß er den zweiten Lauf. Gleichzeitig ertönten zwei Schüsse nebenan, drei Gänse sanken nieder und klatschten im Wasser auf.

Friedrich sprang in die Höhe, um seine Beute eigenhändig zu greifen.

Wenige Schritte nur hatte er vorwärts gethan, und er steckte unversehens bis an den Gürtel im Moraste.

Vergebens versuchte er sich herauszuarbeiten, je mehr er sich anstrengte, um so tiefer sank er in der weichen Masse ein.

Lachend rief er Landskerrotitsch zu, daß er im Begriffe sei, von der Erdoberfläche zu verschwinden.

Der Graf und Krätzer kamen auf sein Rufen schnell herbeigeeilt und befreiten ihn mit Hilfe eines Strickes aus seiner unbequemen Lage.

„Wo sind die Gänse?" war Friedrichs erste Frage, als er auf dem Trockenen stand, „eine war ganz sicher mir."

Der Hund apportirte zwei Stück, die dritte, jedenfalls nur geflügelt, mußte nach längerem Suchen auf-

„Diesen Flug hätten wir abermals verpaßt,“ sagte Friedrich mißmuthig.

„Schon gut,“ meinte Landskerrotitsch, „wir wollen aus Philanthropie die Jagd nicht vergessen. Wir müssen Verstecke aufsuchen, wenn wir auf Gänse zu Schuß kommen wollen. Also wohlgemerkt, Friedrich, nicht eher schießen bis sie nicht dicht über Dir sind. Die Entfernung in der Luft täuscht sehr, wenn Du ihre Augen erkennen kannst, dann ist's Zeit, nicht vorher; sie vertragen eine tüchtige Ladung. Auf den ersten Schuß fahren sie gewöhnlich in einen dichten Knäuel zusammen, dann schnell noch einmal hineingelangt, so fallen, wenn's glückt, auf einen Schuß mehrere.“

Die beiden Schützen suchten nun Verstecke auf, während Burt mit dem Wagen ein gutes Stück zurückfuhr. Krätzer hielt sich mit dem Hunde zum Grafen.

Friedrich hatte sich im hohen Schilfe, am Rande eines teichartigen Wasserloches niedergekauert. Vor ihm auf dem bräunlichen Gewässer tummelte sich eine größere Zahl Enten in Schußnähe, aber er dachte nicht daran, auf sie anzulegen; ein junger Reiher von graublauem Gefieder zog mit schwerfälligem, ruckweisen Fluge über ihn hin, und er widerstand auch dieser Versuchung.

Endlich ertönte das ersehnte Geschnatter hoch in den Lüften, und vorsichtig sich ein wenig emporreckend, konnte Friedrich das Dreieck wilder Gänse langsam in großer Höhe heranziehen sehen. Sie kreisten

und sicherten lange, dann verlor Friedrich den Flug völlig aus dem Auge. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Brausen und Rauschen über sich, er sah auf, die Gänse waren eben im Begriff, sich vor ihm in den Tümpel niederzulassen.

Friedrich hielt sich nicht länger, auf die nächste legte er an; auf seinen Schuß flog der Schwarm lautschreiend zusammen, er gedachte der Lehre des Grafen, mitten in den Haufen hinein schoß er den zweiten Lauf. Gleichzeitig ertönten zwei Schüsse nebenan, drei Gänse sanken nieder und klatschten im Wasser auf.

Friedrich sprang in die Höhe, um seine Beute eigenhändig zu greifen.

Wenige Schritte nur hatte er vorwärts gethan, und er steckte unversehens bis an den Gürtel im Moraste.

Vergebens versuchte er sich herauszuarbeiten, je mehr er sich anstrengte, um so tiefer sank er in der weichen Masse ein.

Lachend rief er Landskerrotitsch zu, daß er im Begriffe sei, von der Erdoberfläche zu verschwinden.

Der Graf und Krätzer kamen auf sein Rufen schnell herbeigeeilt und befreiten ihn mit Hilfe eines Strickes aus seiner unbequemen Lage.

„Wo sind die Gänse?“ war Friedrichs erste Frage, als er auf dem Trockenen stand, „eine war ganz sicher mir.“

Der Hund apportirte zwei Stück, die dritte, jedenfalls nur geflügelt, mußte nach längerem Suchen auf-

gegeben werden. Jeder der beiden Schützen schrieb sich eine Gans zu.

Man beschloß zum Wagen zurückzukehren und die Rückfahrt anzutreten.

Friedrich hatte von Seiten Landskerrotitschs noch manche mokante Bemerkung über seinen Unfall auszuhalten. Er triefte von Wasser und war über und über mit Schlamm besudelt.

Der Aufenthalt in diesen schattenlosen, feuchten Strichen fing an seine Unannehmlichkeiten zu zeigen.

Die Hitze war versengend, Schwärme von Mücken und anderen geflügelten Plagegeistern verließen ihre gewohnten Schwarmplätze über den Tümpeln, um sich blutdürstig auf Menschen und Pferde zu stürzen.

Der Graf fand daher mit seinem Vorschlag, so schnell wie möglich den Platz zu verlassen und das Frühstück während der Fahrt zu verzehren, den Beifall der Anderen. —

Im Blockhause angekommen, gaben sich Friedrich und der Graf im kühlsten Raume, der aufzufinden war, der Ruhe hin, während Burt nach kurzer Rast noch einen Gang in eine abgelegene Slovakenhütte unternahm, um einen Mann aufzusuchen, der beim Holzfällen von einem stürzenden Baume getroffen und arg zugerichtet worden war.

Friedrich und Landskerrotitsch lagen eine lange Weile, ohne den ersehnten Schlaf finden zu können. Die Hitze drückte, ihnen klopfte das Blut in den

Schläfen, außerdem summte eine Brummfliege in dem Raume umher und keiner der Schlafesbedürftigen fand die Energie, sich zur Jagd auf das Unthier zu erheben.

Friedrich, der sich seiner durchnäßten Sachen entledigt und beinahe ohne Kleidung dalag, war endlich in das angenehme Stadium gekommen, wo man mit schwindendem Bewußtsein bemerkt, daß man einschlummert, als ihn Landskerrotitsch fragte: „Schläfst Du?“ und ihn dadurch völlig erweckte.

„Nein, aber ich gäbe viel darum, wenn ich es könnte,“ erwiderte Friedrich und wendete sich ärgerlich auf die andere Seite.

„Sage mir, habt Ihr viele Männer, wie diesen Burt, in Deutschland,“ fragte Landskerrotitsch weiter. „Meine Bewunderung für ihn ist unbegrenzt, welch ein Charakter, welch umfassendes Wissen und Können auf allen Gebieten, und dabei diese Bescheidenheit.“ — Landskerrotitsch setzte sein enthusiastisches Preisen des abwesenden Freundes noch eine ganze Weile fort, als ihn ein Schnarchen an seiner Seite belehrte, wie aufmerksam seiner Rede gelauscht werde.

Er hielt inne, blickte nach dem schlafenden Friedrich, lachte und schlief in einigen Minuten ebenfalls.

Rädergerassel und laute Stimmen weckten die Schlafenden nach geraumer Zeit. Der Graf sprang ans Fenster.

„Die Damen!“ rief er, „wir müssen Toilette machen.“

Die Damen: Angelika, die Prinzeß, Eva und

Sophie waren der Verabredung gemäß mit der großen Coach des Grafen nachgekommen.

Diese Coach war ein Erinnerungsstück aus Landskerrotitschs toller Pesther Zeit, wo dieser enorme gelbräderige Wagen, mit je drei Füchsen und Schimmeln übers Kreuz gespannt, auf keinem Rennen, keinem Corso fehlte. Sein Verdeck war damals mit auserlesenen Blumen und einem nicht minder bunten, aber weniger gewählten Damenflor bedeckt gewesen. Der Butler war mitgekommen und seine würdevolle Gestalt, heute in einen mattgrauen Sommeranzug gehüllt, hätte einem Lord des upperhouse keine Schande gemacht.

Angelika war noch niemals hier gewesen, mit Interesse nahm sie das Haus in Augenschein.

Landskerrotitsch schlug vor, die Damen auf jene Anhöhe zu führen, die er am Abende vorher mit Friedrich erstiegen hatte, um sie von dort das Schauspiel des Sonnenunterganges genießen zu lassen.

Angelika blieb zurück ihres Zustandes wegen, die Prinzessin, weil sie sich angeblich zu erkälten fürchtete, in Wahrheit, weil ihr für ihre Schminke bange war. —

„Wissen Sie, daß wir unseren gemeinsamen Freund heut morgen beinahe eingebüßt hätten?“ wandte sich Landskerrotitsch im Gehen an Eva.

„Wen?“ fragte sie, nicht verstehend.

„Hier, Herrn von Choiseule. — Er strebte mit solchem Eifer dem Erdmittelpunkte zu, daß wir ihn zu Zweien kaum über Wasser zu halten vermochten. Er wäre uns bei einem Haare ertrunken, nur dem

Umstande, daß er sechs Fuß hoch in seinen Schuhen steht, ist es zu danken, wenn er jetzt noch unter uns wandelt, einem Manne von meinem Kaliber, wäre der Mund für immer gestopft worden, durch Schlamm — sacre coeur, eben kein Tod, den ich einem gentleman wünsche."

Eva war nicht die Person, ihren Schrecken beim Erfahren dieser Nachricht zu verbergen.

„Friedrich!" rief sie aus und hielt dann erröthend inne.

Der kleine Graf schnitt ein ungemein verschmitztes Gesicht und stieß Friedrich mit dem Ellenbogen an.

Es war gut, daß Sophie Wangen ein Stück vorausgegangen, und bereits in den Anbkick der abendlichen Landschaft vertieft war; diese Scene hätte selbst ihrer Arglosigkeit die Augen öffnen müssen. —

*
* *

Einige hundert Schritt von dem Blockhause entfernt lag von hochstämmigen Fichten eingeschlossen eine Rasenfläche, kreisrund und eben wie eine Tenne, entstanden durch einen Windbruch. Nach dieser Lichtung hatte Landskerrotitsch Strohschütten, Decken, ein Zelt und andere Mittel der Bequemlichkeit bringen lassen.

Aus gesammeltem Reisig und jungen Bäumen wurde ein Feuer entzündet. Lustig stieg die Flamme zum hellen Abendhimmel empor. Der Rauch, den an diesem geschützten Orte kein Wind entführte, zog langsam in den nahen Wald und hing sich dort wie ein lichtes Gewebe in das Geäst der Bäume.

Inzwischen war auch Burt zurückgekehrt und hatte sich der Gesellschaft auf der Waldwiese angeschlossen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Man machte sich an die Zubereitung des Abendbrotes.

Landskerrotitsch ließ eine der erlegten Gänse, die zufälligerweise eine junge gewesen, am Spieße braten, dazu wurden am offenen Feuer Maiskolben geröstet. Eine Lieblingsspeise des ungarischen Landvolkes.

Der kleine Graf, der heute voller Schelmerei und Schabernack war, hatte die Gänsekiele in ein Packet zusammengebunden und sie Friedrich zugesteckt.

Vessaille, Wein und alles was zu einem solennen Souper gehört, war in der geräumigen Coatch mitgekommen; und John, der Butler fungirte hier unter freiem Himmel bei Holzfeuer und Strohschütten mit derselben gravitätisch respektablen Miene, als stünde er am Sideboard des gräflichen Tafelzimmers.

Wie Motten vom Glanze des Feuers waren die Bewohner der Umgegend herbeigezogen worden.

Anfangs standen sie scheu von fern, hielten sich hinter Büschen und Stämmen versteckt, um das Treiben auf der Waldwiese mit staunenden Augen zu betrachten.

Allmählich aber wagten sie sich näher an das Feuer heran, und da ihnen nichts böses geschah, traten sie schließlich ganz nahe herzu, um mit grenzenlosem Staunen die Kleider der Damen, die Speisen, das Geschirr, die Dienerschaft, den ganzen fremdartigen, niegeahnten Luxus zu begaffen.

Die Slovaken sehen es von Altersher als ein gutes Recht der Großen an, sie zu schlagen und zu treten; finden sie aber gute Behandlung, so werden sie schnell zutraulich; sie sind wie Kinder, die bald

von ängstlicher Scheu zu hingebender Vertrauensseligkeit umspringen.

Manch eigenartige Erscheinung zeigte sich unter ihnen, wie sie so in der wechselnden Beleuchtung der Flamme dastanden.

Die Männer bartlos, bleich, mit langen dunklen Haarsträhnen, hager und ausgemergelt. Die meisten klein von Statur, hie und da eine derbknochige Erscheinung unter ihnen, die bewies, daß dem Stamme doch noch nicht alle männliche Kraft abhanden gekommen.

Die Züge von Mann und Weib, jung und alt, waren sich ungemein ähnlich, wenig eigenartige Abweichungen vom allgemeinen Stammestypus traten auf, die auf originelle Entwicklung der Charaktäre hätten schließen lassen. Mangel des Individuellen, willenlose Hingebung an ein hartes Geschick das war es, was aus diesen blutleeren Gesichtern und dem melancholisch resignirten Schimmer der dunklen Augen sprach.

Aus ihrer Mitte trat jetzt ein Mann, eine jüngere Frau an der Hand führend, hervor.

Sie sah womöglich noch blässer und schwächlicher aus als die Anderen, doch waren ihre Züge fein und nicht ohne Liebreiz. Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Der Mann hielt zaghaft inne, er wagte nicht, sich noch weiter zu nähern, und doch schien er ein Anliegen zu haben.

Angelika machte ihren Gatten auf das Paar aufmerksam.

„Willst Du zu mir?" rief ihn der Graf an, der soviel von der Slovakischen Mundart verstand, um sich nothdürftig mit den Leuten verständigen zu können.

„Herr," gab ihm der Slovak zurück, „ich will zu jenem dort," und er wies auf Burt.

„Bist Du denn krank, daß Du seine Hülfe brauchst?"

„Ich bin gesund, Herr; hier meine Frau ist krank gewesen und er hat sie geheilt."

„Du hast ein schmuckes Weibchen, Freund, ich glaubte, sie sei Deine Tochter."

„Sie ist erst ein Jahr bei mir, Herr, und ist die zweite, von der anderen habe ich Kinder, von dieser nicht."

„Nun, und was wollt Ihr hier?"

„Danken wollen wir, dem Herrn da, dem Arzte, durch ihn ist sie mir am Leben erhalten worden. Ich hätte sie nicht gern verloren, Herr, denn sie ist erst ein Jahr bei mir, wie ich schon sagte."

„Nun, so sprecht ihm Euren Dank aus, und seid nicht so furchtsam, es geschieht Euch hier nichts Böses."

Das Paar trat vor, und wie zum Gebet ließen sie sich vor Burt auf die Kniee nieder. Die junge Frau bleich, zitternd, immer noch mit niedergeschlagenen Augen. Ihre Lippen lispelten etwas, das Dank sein mochte.

Sie küßten dem Widerstrebenden Arm und Hand, während ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen der umstehenden Genossen lief.

Landskerrotitsch erklärte seinen Gästen, die den Vorgang mit Staunen betrachteten, was die Scene zu bedeuten habe. Dann wendete er sich an die Slovaken und sagte ungefähr folgendes:

„Dieser große Arzt, Ihr Leute, ist hierher gekommen aus weiter Ferne, weil ich ihm von Eurem Elende erzählt habe. Eure Noth hat ihn gejammert; er will Euch helfen. Seid ihm dankbar und befolgt, was er Euch sagt.“

Das Paar hatte sich inzwischen erhoben und war zurückgetreten.

All die Dankbarkeit, die Burt in den Gesichtern der Umstehenden lesen konnte, bedeutete für ihn nichts im Vergleich zu dem bewundernden Blick, den er aus Sophie Wangens Augen aufgefangen hatte. —

Jetzt erklangen vom Walde her trillernde Töne, scharf und keck und doch melodisch.

„Zigeuner,“ rief Landskerrotitsch und sprang wie electrisirt auf. „Ich sage, die Burschen haben eine feine Nase; sie wittern auf Meilen, wo der Edelmann ist. Ruft sie her, sie haben uns nur zur vollen Seligkeit gefehlt. — Das wird eine echt ungarische Nacht: Champagner, schöne Frauen und Zigeuner.“ —

Die Spieler traten in den Lichtkreis des Feuers, an grotesker Zerlumptheit übertrafen sie die Slovaken, aber es lag etwas freieres, verwegneres in ihrem Auftreten, in den braunen, kühngeschnittenen Zügen, den verschmitzt funkelnden Augen.

Auch der Zigeuner ist von der herrschenden Kaste getreten, maltraitirt und gehetzt worden, ja vor keines-

wegs unvordenklicher Zeit galt er noch als jagdbares Wild, und wenn er im Treiben vorkam, wurde wie auf Keiler und Hirsch, auch auf ihn geschossen. Aber dieser Stamm hat sich im tausendjährigen Vagabundenleben mehr Lebenskraft und Elasticität zu erhalten gewußt, als der Slovak. —

Die braunen Gesellen, sieben an der Zahl, versäumten nicht, ehe sie ihr Spiel begannen, den Herren und Damen den Arm zu küssen und ihnen Glück, Gesundheit und langes Leben zu wünschen.

Dann fingen sie an, ohne scheinbare Direktion, ja ohne Takt; jeder setzte ein und aus, wenn es ihm beliebte, und doch war das ganze harmonisch und ergab einen eigenartigen rythmischen Zusammenklang.

Sie spielten, wie es schien, keine feststehenden Melodieen; sie variirten vielmehr ein Thema jeder nach seiner Laune. Es war ein fortlaufendes Vibriren, Durcheinanderklingen, Vereinigen und Auseinandergehen, wilder und sanfter, klagender, schmachtender, bald lustig lärmender, bald traurig ersterbender Töne; nichts erlerntes, gemachtes, sondern etwas natürliches, wie das Brausen des Windes, oder der Gesang der Vögel.

So ging es fort, die Leute gingen während ihres Spieles auf und ab, hier setzte einer aus, um bald darauf wieder einzufallen, erst Landskerrotitschs Zuruf ließ die Instrumente jäh verstummen.

„Genug," rief er. „Ihr habt gezeigt, daß Ihr aufzuspielen versteht, zur Belohnung soll Euch Cham=

pagner fließen. Nachher werdet Ihr uns ins Ohr spielen.“

Die Augen der Spieler leuchteten bei dem Worte Champagner auf.

Der Zigeuner kennt den Champagner, für ihn verkauft er seine Seele.

Wo immer er bei den Großen und Reichen mit seinem Spiele Gefallen erregt, wird ihm dieser Trank gereicht, der ihm Feuer in die Adern gießt, seine Sehnen anspannt, und die Melodien wilder tönen macht.

Mit Begier schlürften sie den Trank ein, der ihnen in Wassergläsern verabreicht wurde.

„Jetzt spielt den Gästen ins Ohr!“ rief Landskerrotitsch. „Die Herrschaften sollen Euch ihre Lieblingsmelodie vorsingen oder pfeifen, aber macht Eure Sache gut, damit die Fremden sehen, was Zigeunerkunst ist.“

Die Spieler traten herzu und erbaten sich von jedem Einzelnen eine Melodie, von der sie nur wenige Strophen zu hören brauchten, um sie sofort wiederzugeben und dann, das Grundmotiv nach der eigenen Phantasie variirend, weiterzuentwickeln.

Zeitweis legten sie den Hörern ihre Instrumente auf die Schultern und spielten nahe bei ihrem Ohre, sanft, mit wunderbarer Weichheit des Striches, um ihnen die angegebene Melodie hören zu lassen, dann entfernten sie sich, und ließen ihre eigenen Modulationen in lauteren, wilderen Tönen ausklingen, zeitweise vereinigten sie sich dann wieder, wie auf ein gegebenes Zeichen zu gemeinsamen Accorden.

So brauste es fort und fort, ein wogendes Meer von widerstrebenden, einander verschlingenden und sich vereinigenden Klängen.

„Jetzt ein Lied! Lassen Sie uns eines Ihrer entzückenden Lieder hören," wandte sich Landskerrotitsch an Eva. „Singen Sie, ohne sich zu bedenken, was Ihnen gerade einfällt; ich stehe Ihnen dafür, daß die Begleitung zur rechten Zeit einfallen wird."

Eva begann, erst ein wenig unsicher; sie vermißte die gewohnte Klavierbegleitung, aber schnell hatten die Zigeuner die Melodie erfaßt, sie fielen ein, das Lied schützend und tragend und doch die einzelne Stimme mit dem Mehrklang ihrer Instrumente nicht erstickend.

Landskerrotitsch brach in enthusiastischen Jubel aus, als das Lied verklungen. Den Zigeunern bewies er seine Zufriedenheit durch reichlich geschenkten Champagner. Von diesem hatte er selbst mehr als seine Natur ungestraft vertrug, zu sich genommen.

„Eine echt ungarische Stimmung," versicherte er ein über das andere Mal.

Plötzlich zog er seinen gutgefüllten Geldbeutel aus der Tasche, leerte den Inhalt in seine Hände und warf alles: Kupfer, Silber und Gold hoch in die Luft, so daß es wie ein Regen unter die umstehende Volksmasse fiel.

Sofort war diese nur noch ein wilder Knäuel sich um die Geldstücke raufender Menschen. Die Hälfte lag am Boden, Zigeuner, Slovaken, Männer und Frauen, alles durcheinander. Die Balgerei dauerte Minuten, hie und da wurden Schmerzensrufe laut.

„Was ist das für ein Unsinn," sagte Angelika zu ihrem Gatten, der sichtliches Wohlgefallen an der Scene fand. „Welcher Anblick für Deine Gäste. Sorge dafür, daß sie aufhören sich zu schlagen, oder ich entferne mich mit den Damen."

Sie stand auf und machte Miene, ihr Wort wahrzumachen.

Landskerrotitsch schrie die Raufer an und riß einzelne vom Boden empor, Friedrich, Burt und die Dienerschaft halfen ihm, und so gelang es allmählich Ruhe und Frieden wiederherzustellen.

„Einen Tschardas!" rief der noch immer montirte Graf den Zigeunern zu, und dachte damit die gestörte Stimmung wieder herzustellen.

Die Bande stimmte eine übermüthige Weise an.

Die Menge, von der Güte und Lebendigkeit des großen Herrn entzückt und kecker gemacht, begann ungenirt den Tanz auf der weichen Rasenfläche.

Landskerrotitsch sah sich unter den umstehenden Frauen nach einer geeigneten Tänzerin um, als Angelika ihn zu sich rief, und ihm mit gedämpfter Stimme einige Worte sagte, die ernüchternd auf ihn zu wirken schienen. Wenigstens mischte er sich nicht unter die Tänzer.

Inzwischen war der Mond soweit am Himmel emporgerückt, daß er über die Fichtenhäupter hinweg neugierig nach dem fremdartigen Leben auf der sonst so stillen Waldwiese blicken konnte.

Sein Licht schien die Kühle zu wecken, die jetzt

von allen Seiten aus dem Grase und dem Waldesdickicht hervordrang.

Angelika mahnte zum Aufbruch. Ihr Gatte wäre nicht ungern noch länger geblieben, aber ihrer Weisung zuwider zu handeln wagte er nicht.

Er ließ die Reste des Soupers unter die Menge vertheilen.

Man zog sich zur Nachtruhe in das Blockhaus zurück, wo die unteren Zimmer für die Damen eingerichtet worden waren.

Ausgelassenes Lachen und Schreien, vermischt mit den Klängen der Fidel, tönten bis in den frühen Morgen von der Waldwiese in den Schlummer der im Blockhause Ruhenden hinüber.

Siebentes Kapitel.

Der Sommer war bisher ein außergewöhnlich heißer gewesen und die Ernte, die in Ungarn schon im Juli schnittreif ist, gut eingekommen.

Die andauernde Hitze verbot alle Vergnügungen im Freien während der Tagesstunden; man war mehr denn je auf das kühle Haus angewiesen.

Friedrich schrieb an seinen Artikeln über Ungarn.

Landskerrotitsch, der die Bogen las, während sie noch naß waren, und großes Interesse für den Fortschritt der Arbeit an den Tag legte, hatte dem Schriftsteller die gesammte einschlägige Litteratur: ethnologische und nationalökonomische Schriften, Karten und Statistiken verschafft, um das Werk zu fördern.

Eva hielt nach wie vor ihre Lesestunden mit der Prinzessin, während Sophie Wangen ihren Studien auf eigenen Wegen nachging.

Die Gräfin war neuerdings fast gänzlich ans Zimmer gefesselt. Ihre Schwangerschaft war in das Stadium getreten, wo sie die Frauen zwingt, sich dem zukünftigen Kinde fast so ausschließlich zu widmen, als sei es bereits ins Leben getreten.

Dieser Zustand des Gebundenseins war ihr völlig ungewohnt. Angelika war nicht frei von Ahnungen und geheimer Bangigkeit; oft glaubte sie bestimmt zu wissen, daß sie das zu Erwartende nicht überleben werde.

In ihrem bisherigen Leben hatte sie alles nach ihrem Willen kraftvoll geführt, und darüber selbst fast vergessen, daß sie dem schwächeren Geschlechte angehöre. Es war ihr neu, daß hier etwas mit ihr vorging, das geheimnißvoll und unbestimmbar war, das sich nicht leiten lassen wollte, das sie zum dulden und leiden zwang und ihrer Kraft Fesseln anlegte.

Vergebens kämpfte ihre Energie, ihr Stolz, ihre Selbstständigkeit gegen den Einfluß an, den ihr Zustand mehr und mehr über ihr ganzes Sein gewann, sie war eben Frau und theilte die Gebundenheit ihres Geschlechtes.

Aber sie wollte wenigstens nicht von Anderen in ihrer Schwäche gesehen werden. Ihr Gatte war der Letzte, den sie in dieser kritischen Lage gern um sich gehabt hätte. Sie wußte, daß die Männer den Zustand, dessen Urheber sie selbst sind, an den Frauen nicht lieben. Seine Mitleidsbezeugungen nun gar berührten sie aufs unangenehmste. Vor allem fürchtete sie, er könne dahinterkommen, daß sie im Grunde ihrer Seele voller Bangigkeit dem Augenblicke der Entscheidung entgegensehe. Für seine konventionellen Fragen nach ihrem Befinden hatte sie stets dieselbe Antwort: Sie befinde sich wohl und Alles gehe nach Wunsch.

Und der kleine Graf glaubte ihr nur zu gern; er liebte die tieferen Lebenssorgen nicht.

In Stimmungen der Kleinmuth und Verzagtheit, wie sie Angelikas starke Natur jetzt zeitweilig überfielen, hatte sie mehrfach der geheimen Sehnsucht nach dem entfernten Freunde Raum gegeben.

Nicht, daß sie Burt in seiner Eigenschaft als Arzt hätte um sich haben wollen, sie sehnte sich nach ihm, weil er derjenige Mensch war, zu dem sie auf der Welt das meiste Vertrauen hegte.

Ihr geheimer Wunsch sollte sich schneller erfüllen, als sie zu hoffen gewagt hatte; ein bedeutsames Ereigniß rief Burt nach Dzöröneck zurück.

In jenem nicht weit von Dzöröneck gelegenen Dorfe, in welchem man die verloren geglaubte Sophie beim Portraitiren aufgefunden hatte, war eine größere Anzahl gerade der kräftigsten und bisher gesündesten Leute beiderlei Geschlechts unter bedenklichen Symp-

tomen erkrankt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen wurde die Ursache der Erkrankung am unrechten Orte gesucht. Aerzte sind in Ungarn auf dem flachen Lande selten, eine größere Anzahl Kleingemeinden haben gewöhnlich einen gemeinschaftlichen Körorvos oder Bezirksarzt, um so mehr ist die Quacksalberei im Schwunge.

Ungebildete neigen dazu, jede Epidemie auf das Eingreifen böswilliger im geheimen wirkender Mächte zurückzuführen.

Nun war durch jenes Dorf einige Tage vor Ausbruch der Seuche ein Szegény legény oder „armer Bruder" gekommen. Diese Art Leute sind in Ungarn keine seltene Erscheinung. Als privilegirte Bettler ziehen sie fechtend durchs Land. Sie treten nur in die Häuser der Wohlhabenden ein, wo ihnen fast immer eine Gabe verabreicht wird, denn man weiß, daß der Szegény legény ein verzweifelter Bursche ist, der unter seinen Lumpen oft Waffen verbirgt, und zu passender Gelegenheit auch das Räuberhandwerk betreibt. Bei dem Landvolk ist die Ansicht verbreitet, daß es nicht weise gehandelt sei, einen dieser armen Brüder unbeschenkt von der Schwelle zu weisen und ein oder dem anderen, welcher übermüthig den Bettler zum Haus hinausgeworfen, soll der Hof in Flammen aufgegangen oder zur Nachtzeit eine Kugel durchs Fenster gepfiffen sein.

Ein solcher „armer Bruder" also war von dem Gemeinderichter des Ortes, weil er ungebührliches gefordert, barsch angelassen und abgewiesen worden.

Mit drohenden Geberden gegen Haus und Dorf und unverständliche Worte murmelnd, wollten ihn einige Leute den Ort haben verlassen sehen.

Zwei Tage darauf legte sich die Tochter des Mannes, eben jenes Mädchen, das Sophie portraitirt hatte, am nächsten Tage ihr Bräutigam im Nachbargrundstücke, und von diesem Augenblicke an erkrankten in den Häusern ringsum eine größere Anzahl Menschen. Für die Meisten war es klar, daß diese unheimlichen Erscheinungen mit der Verwünschung des beleidigten „armen Bruders" zusammenhingen, vielleicht hatte er die Brunnen vergiftet. Diese letzte Vermuthung erhielt noch größere Wahrscheinlichkeit, man bemerkte, daß nur in denjenigen Häusern Krankheitsfälle vorkamen, die ihren Wasserbedarf aus Brunnen bezogen, während eine an einem Bache gelegene Häusergruppe, deren Bewohner aus dem freifließenden Gewässer schöpften, von der Epidemie völlig unberührt geblieben war.

Die Dorfhexe, eine alte Zigeunerin, erklärte, ein unfehlbares Mittel zu wissen, um die vergifteten Quellen zu reinigen. Nächtliche Umzüge mit Lichtern spielten eine große Rolle dabei; vor allem aber Eier, junge Ferkel und Branntwein, behauptete die Alte zu wirksamer Beschwörung nöthig zu haben. Einige Tage lang trieb sie unter lebhafter Betheiligung der Dorfbewohner ihren Hokus-Pokus und ihre elende Hütte hatte sich in einen Wallfahrtsort verwandelt. Als man sie aber eines Morgens kalt und steif an ihrem Herde liegen fand, ergriff die Bevölkerung namenloser Schrecken. Der Fluch, den der Szegény

legény über das Dorf verhängt, hatte sich stärker erwiesen als die Zauberkraft der Alten.

Daß die an Hungern und Darben gewöhnte Alte, deren magere Hand noch im Tode eine Branntweinflasche umklammert hielt, in Folge der Völlerei der letzten Tage vom Schlage gerührt worden sei, erkannten die Dorfweisen eben nicht.

Als jetzt schnell hintereinander mehrere Todesfälle eintraten, brach eine wahre Panik in dem Orte aus, viele der Gesundgebliebenen gingen auf und davon und überließen die Kranken und Sterbenden ihrem Schicksale.

Sowie Landskerrotitsch von dem Stande der Dinge erfahren hatte, begab er sich, begleitet von Friedrich, zu Burt, um dessen Rath einzuholen.

Sie nahmen ihn und Krätzer auf, und fuhren nach dem von der Seuche heimgesuchten Orte.

Burt konstatirte eine Typhusepidemie.

Die Epidemie schien ihren Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben; der Arzt fand Kranke in allen Stadien der Krankheitsentwickelung vor von jenen, bei denen sich das Leiden durch Benommenheit, Mattigkeit und Schwindel erst ankündigte, bis zu Denen, die schon die bedenklichen rothen Flecken auf Brust und Unterleib zeigten und jenen, die völlig betäubt, oder in Delirien, abgemagert, fast ohne Puls und Herzschlag, der nahen Auflösung entgegengingen.

Von einer angemessenen Verpflegung der Kranken war bei der Kopflosigkeit, welche die Bevölkerung ergriffen hatte, natürlich nicht die Rede.

Viele Patienten drohten an den Folgen völliger Vernachläßigung einzugehen. Die Luft in den Zimmern, wo die Kranken meist familienweise beisammen lagen, war verpestet, tagelang waren die Fenster nicht geöffnet worden, die unglücklichen Hilflosen starrten von Schmutz.

Zu Friedrichs und Landskerrotitschs Entsetzen entdeckte der Arzt in einem Raume, wo zwei Erkrankte lagen, die Leiche eines in der letzten Nacht Verschiedenen, an deren Beseitigung noch niemand gedacht hatte.

So von Haus zu Haus und von Lager zu Lager gehend, war man ans Ende des Dorfes gekommen. Der Graf und Friedrich hatten den Eindruck empfangen, daß dieser Ort dem Untergang geweiht sei.

Anders als die Laien sah der Arzt die Verhältnisse an.

Wo den Anderen jede Möglichkeit der Hilfe ausgeschlossen erschien, da sah er nur eine Veranlassung, alle Kräfte anzuspannen, um zu retten, was gerettet werden konnte.

Burt war unerschrocken; er besaß die beste Eigenschaft, die ein Arzt haben kann, er war kalt, sowie er sich in Ausübung seines Berufes befand. Er liebte den Kampf mit jeder Art der dem Menschen drohenden Vernichtung und er gab den einmal aufgenommenen erst dann als aussichtslos auf, wenn er vor der Besiegelung des Lebensschicksales stand.

Die Gegenwart der Gefahr gab ihm Ruhe wie dem Helden vor der Schlacht gehobenes Kampf-

gefühl und spornte ihn zur Entfaltung der höchsten Energie an.

Landskerrotitsch zeigte sich äußerst kleinmüthig. Der Anblick des Elendes hatte stark auf die Nerven des Sanguinikers gewirkt. Er war todtenbleich und Thränen standen ihm in den Augen. Auch Friedrich war erschüttert durch das, was er gesehen hatte, wußte aber seine Fassung besser zu wahren, als der Graf.

Friedrich richtete an den Freund die Frage, was er zu thun gedenke.

Da sich bei den meisten der vorliegenden Fälle die Krankheit bereits als eine vorgeschrittene erwiesen hatte, so müsse, meinte der Arzt, die Behandlung lediglich eine symptomatische sein. Zur Anwendung der Abortivmethode, die man wirksam anwendet, wenn die Epidemie im Entstehen begriffen, sei es schon zu spät. „Was uns hier zu thun bleibt, ist das Fernhalten aller weiteren schädlichen Einflüsse von den Kranken, Bekämpfung der gefährlichsten Symptome, Unterstützung des Körpers in seinem Kampfe mit dem Infektionsgift, diätetische Maßregeln: gute und kräftige Nahrung in geringen Portionen, frische Luft, Reinlichkeit, Waschungen, gute Lage, Umschläge und vor allem kalte Bäder," ließ er sich vernehmen.

„Und wo sollen wir die Pfleger hernehmen zur Durchführung einer solchen Behandlung?" fragte Landskerrotitsch dazwischen.

„Wenn die Epidemie nicht weiter um sich greift, so sind wir selbst Mannes genug, um sie zu bekämpfen," erwiderte Burt.

„Ich bitte Dich, Burt," rief der Graf, „allen Respekt vor Deiner Kunst, aber Du kannst doch nicht an hundert Betten zugleich sein. Auf wieviele taxirst Du denn die Kranken?"

„Es sind dreiundvierzig; ich habe sie gezählt. Wenn mir zwei, drei Pfleger zur Hand gehen, so denke ich, brauche ich keine Unterstützung von auswärts."

„Ich werde doch an die Regierung schreiben, sie werden uns Hilfe senden."

„Wenn es irgend möglich ist, lasse die Regierung außer dem Spiele; es wird hier sein, wie überall anders, sie schicken uns Kommissionen zur Begutachtung, superkluge Leute, die wenig handeln, und um so mehr schwatzen, und unterdessen sterben die Patienten. Nein, wir wollen uns selbst helfen."

„Willst Du meine Hilfe annehmen," fragte Friedrich. „Ich denke, wenn Du mich nur ein wenig anleitest, könnte ich von Nutzen sein."

„Gewiß, kann ich Dich brauchen," erwiderte Burt, „dann ist Krätzer, den ich schon ein wenig abgerichtet habe. Vielleicht leihen uns auch die Damen ihren Beistand."

„Aber wie ist es mit der Ansteckung?" fragte Landskerrotitsch.

„Die Ansteckungsgefahr ist gering, denn wir haben es hier mit dem Abdominaltyphus zu thun. Bei diesem wird das Typhusgift nur durch den Darmkanal ausgeschieden, durch die Luft pflanzt es sich niemals fort. Darum ist Ansteckung von Person

zu Person nur dann denkbar, wenn Partikeln der vergifteten Dejektion in den Verdauungskanal eines Anderen gelangen. Ein Fall, dem man durch Vorsicht und häufige Reinigung vorbeugen kann."

„Aber wie entstehen denn die Epidemien, wenn die Ansteckung so gering ist," meinte Friedrich.

„Dadurch, daß eine Anzahl Menschen gleichzeitig denselben gefährlichen, schädigenden Bedingungen ausgesetzt sind. Die gegenwärtige Epidemie ist jedenfalls so entstanden: das Krankheitsgift war aus den Aborten, seiner eigentlichen Brutstätte, auf irgend eine Weise, sei es durch directe Verbindung, oder durch das Grundwasser, in das Trinkwasser gerathen. Ist Euch nicht aufgefallen, daß eine Anzahl Häuser verschont geblieben? Das ist kein Zufall. Wie ich erfahren, schöpfen die Bewohner aus dem Bach, und dieser scheint nicht inficirt zu sein. In jenen Häusern aber, wo man den täglichen Wasserbedarf aus den Brunnen bezog, liegen die meisten Erkrankten. Darum hatten die Leute in ihrer Thorheit doch nicht so ganz unrecht, wenn sie annahmen, die Seuche rühre von einer Vergiftung ihrer Brunnen her, freilich war sie auf natürlichem Wege und nicht durch Bosheit geschehen."

Man schwieg eine Weile.

Dann sagte Landskerrotitsch, der seine Fassung allmählich wieder gewonnen hatte: „Ich fürchte, ich werde Dir nicht von großem Nutzen sein können; ich tauge nicht viel an Krankenbetten. Aber etwas thun möchte ich doch auch."

„Stelle uns nur Deinen Wein- und Eis-Keller zur Verfügung, Deine Pferde und Deine Kasse,“ erwiderte Burt, „denn wir werden viel brauchen.“

„Sage, was Du brauchst, Du sollst alles haben. Wir werden ein Depot in Dzöröneck anlegen. Die Anschaffungen und Bestellungen übernehme ich; so kann ich mich doch ein wenig nützlich machen.“ —

* * *

Burts Wunsch, die Damen möchten sich an dem Hilfswerke betheiligen, fand nur von einer einzigen Seite Erfüllung. Sophie Wangen meldete sich auf seine Anfrage ohne Weiteres.

Es war ein eigenthümlicher Blick, mit dem der Arzt das junge Mädchen maß, als sie mit der Bitte an ihn herantrat, sich an der Pflege der Kranken betheiligen zu dürfen.

„Wissen Sie, daß das, was Sie thun wollen, kein Kinderspiel,“ sagte Burt, „daß es mit Anstrengungen, ja mit persönlicher Gefahr verbunden ist. Sie sind noch sehr jung, und ahnen wohl kaum, was es bedeutet, dem Tode ins Antlitz schauen.“

„Ich fürchte mich garnicht vor dem Tode,“ erwiderte ihm Sophie mit einem jener ihr eigenthümlichen warmen und unbewußt schönen Blicke.

„Sie haben es selbst gewollt,“ meine Burt, sich zur Rauhheit zwingend. Weicheren Gefühlen, die ihn beim Anblicke des Kindes, das diese Worte gesprochen, überkamen, wollte er nicht nachgeben.

Angelikas Thätigkeit mußte sich darauf beschränken, daß sie dem Arzte ihre Vorräthe zur Verfügung stellte;

am selbstthätigen Eingreifen, das sie unter anderen Umständen sicherlich geleistet haben würde, war sie durch ihren kritischen Zustand verhindert.

Die Prinzessin entschuldigte ihr Fernbleiben von dem Hülfswerke durch ihr Alter.

„Pauvres diables," sagte sie, „ils font pitié, mais enfin ils seront sans doute mieux dans l'autre monde qu'ici bas. Qu'on lise des messes pour ces pauvres animaux." —

Sie warnte Eva vor der Ansteckungsgefahr, und bot ihr ein Geheimmittel an, das sie als bewährtes Präservativ gegen alle Krankheit schon seit Jahren bei sich führe. Es waren Knochensplitter des heiligen Antonius.

Sie erzählte Eva eine geheimnißvolle Geschichte, wie sie durch die Gunst eines ihr befreundeten Priesters in den Besitz dieses kostbaren Schatzes gekommen sei, auf dessen Echtheit und Wunderkraft sie schwor.

Eva lächelte zwar über den Aberglauben der Alten, ließ es sich aber doch gefallen, daß diese eines der Wunderknöchlein in Seide einnähte und ihr als Amulet um den Hals hing, wo sie es unter dem Kleide tragen sollte.

An der Krankenpflege betheiligte sich Eva nicht, obgleich ihr Friedrich den Gedanken nahe gelegt hatte; sie erklärte diesem, daß es ihr unmöglich sei, von Doktor Burt Weisungen hinzunehmen. —

Unter der Anleitung des Arztes gingen die Anderen inzwischen an die Rettungsarbeit.

Zwischen Dzöröneck und dem von der Epidemie befallenen Orte wurde eine Art von Stundenpost ein=

gerichtet. Das Depot der Verpflegungsmaterialien ward im Schlosse aufgeschlagen und stand unter Landskerrotitschs Verwaltung. Friedrich hatte die Beförderung und Vertheilung der Hülfsmittel übernommen; er fuhr mit Wein, Lebensmitteln, Eis, Fruchtsäften, Linnen, Decken, Luftkissen und Betten von Haus zu Haus und versorgte damit die Kranken. Burt überwachte das Ganze und besorgte unter Beihülfe Krätzers die wirklich ärztlichen Handgriffe.

Der Pflege Sophie Wangens hatte Burt eine Anzahl weiblicher Patienten überwiesen.

Der Arzt schonte das junge Mädchen durchaus nicht. Er ersparte ihr keine Mühe, keine Anstrengung, zog sie selbst zu Nachtwachen an Krankenlagern heran. Es schien fast, als wolle er sie prüfen, ob ihr anfänglich bezeugter Eifer nur einem flüchtigen Enthusiasmus entsprungen, der bei wirklichen Schwierigkeiten versiegte, oder ob ihrer Natur Energie eigen sei.

Als er aber Sophie die Arbeit, welche er ihr zuwies, ruhig, unverdrossen, wie etwas gewohntes erledigen sah, fing er an zu verstehen, aus welchem Material dieses still und anspruchslos dahinlebende Geschöpf gebildet sei.

Er schloß die Bewunderung für sie tief in seinem Inneren ein, ließ ihr nichts von seinen Gefühlen merken. Sein Benehmen gegen sie war nach wie vor kühl und steif, ihr Thun und Lassen schien nur sachliches Interesse für ihn zu haben.

Während der ersten Tage gab es im Verkehr mit den Kranken und ihren Angehörigen Schwierigkeiten.

Die Verständigung zwischen ihnen und den Pflegern wurde dadurch erschwert, daß die wenigsten der deutschen Sprache mächtig waren.

Vielfach stießen die Helfer auch auf Widerwillen und Mißtrauen. Sie kehrten sich daran wenig und thaten für die Leidenden, was in ihren Kräften stand, selbst gegen deren Willen.

Allmählich aber drang bei den Leuten das Verständniß durch, daß sie in dem Arzte und seinen Begleitern nicht Feinde, sondern Retter zu erblicken hätten.

Dank den von Burt ergriffenen Maßregeln traten keine neuen Erkrankungen ein; von den Schwererkrankten wurden einige dem scheinbar unvermeidlichen Tode entrissen.

Wetterwendisch, wie Ungebildete sind, vor allem wenn schwere Schicksale sie betroffen, begannen die Leute, nachdem sie Zeugen solcher Erfolge geworden, ihren Helfern unbegrenztes Vertrauen, ja geradezu abgöttische Verehrung zuzuwenden.

Dem Arzte gelang es, aus der Zahl der nicht Erkrankten eine Anzahl Vertrauensleute zu gewinnen, die er zu Hülfeleistungen und vor allem zu Nachtwachen am Krankenlager verwendete.

So war denn nach Verlauf einer Woche das Hülfswerk organisirt, und Burt durfte getrosten Muthes dem weiteren Verlaufe der Epidemie entgegensehen. —

Achtes Kapitel.

Um jede Möglichkeit der Krankheits-Verschleppung zu verhüten, hatte Burt für die Pfleger und sich eine Art von Quarantäne eingeführt. Sie nahmen ihre Mahlzeiten getrennt von den Uebrigen ein und vermieden den Verkehr mit diesen, soweit es angängig war, überhaupt völlig.

Friedrich und Eva sahen einander auf diese Weise während ganzer Tage nicht.

Friedrich hatte so vollauf zu thun, daß ihm keine Zeit zu sentimentalen Betrachtungen über diesen Umstand übrig blieb, während Eva die Vereinsamung schwer empfand.

Wenn sie ihre eigene Unthätigkeit mit dem aufopfernden Wirken der Anderen verglich, fühlte sie einen geheimen Vorwurf. Das Bewußtsein, daß Friedrich ihr Fernbleiben von der Hülfsthätigkeit mißbillige, peinigte sie. Sie haßte Sophie Wangen, weil diese sich zur Theilnahme an dem Rettungswerke gemeldet und jetzt für ihre Thätigkeit allseitige Bewunderung einerntete. Sie mißgönnte dem Mädchen diesen Ruhm und auch, daß sie mit Friedrich in gemeinsamen Wirken täglich zusammen sein durfte, während sie selbst so gut wie nichts von ihm sah.

Von Tag zu Tage wuchs ihr Verlangen nach einer Unterredung mit Friedrich.

Sie wollte ihr Verhalten vor ihm entschuldigen, und sich vergewissern, ob seine Liebe zu ihr nicht etwa im Erkalten begriffen sei, denn, wie jede liebende Frau, neigte Eva zum Argwohn. —

Eines Tages um die Mittagszeit fand sich eine passende Gelegenheit dazu. Friedrich war eben auf eine Stunde in Dzöröneck anwesend, um Vorräthe aus dem Depot abzuholen, als ihm Eva in Gartenhut und langen dänischen Handschuhen, den Sonnenschirm in der Hand, wie zufällig in der Haushalle entgegentrat. Sie forderte ihn zu einem Gang in den Garten auf.

„Mit der Ansteckungsgefahr kannst Du mir nicht mehr Angst machen," sagte sie, „ich bin jetzt dagegen gefeit," und lachend erzählte sie ihm von dem Amulett, das ihr die Prinzeß geschenkt hatte.

Draußen brannte die Mittagssonne grell hernieder. Sie suchten den schattigsten Theil des Parkes auf.

„Ich möchte, daß diese Epidemie bald ein Ende nähme," begann Eva das Gespräch, „man sieht ja garnichts mehr von einander. Was macht Ihr eigentlich den ganzen Tag? Ich kann mir garnicht denken, was Du bei dieser Sache helfen kannst."

Friedrich erzählte ihr mit der Ausführlichkeit eines an einer Sache lebhaft interessirten den Verlauf der ganzen Epidemie und beschrieb dann seine und der anderen Pfleger Thätigkeit.

Eva hörte nur halben Ohres zu, das alles interessirte sie sehr wenig, sie hatte diese Epidemie schon lange für höchst unnöthig, unbequem und langweilig erklärt.

Friedrich unterließ nicht, Sophie Wangens in seinem Berichte zu erwähnen.

„Natürlich Sophie," unterbrach ihn Eva, „um ihren Ruhm zu verkünden, giebt es ja nicht Worte genug. — Du bist wohl nicht damit einverstanden, daß ich mich von Eurer Sache ferngehalten habe? Sage es nur ganz offen heraus. Du findest das sehr schlecht, sehr feige von mir."

„Wie Du wieder einmal übertreibst, Eva; ich habe doch kein Wort der Mißbilligung geäußert."

„Also Du mißbilligst mein Verhalten; ich wußte es ja!"

„Wer sagt das?"

„Du selbst hast es gesagt."

„Wieder dieses Verdrehen der Worte, das mich zur Verzweiflung bringt. Warum suchst Du Streit mit mir, Eva? Sage es doch gleich! Wozu das Versteckenspiel?"

Da sie ihn ernstlich beleidigt sah, lenkte sie ein.

„Ich will nicht streiten, Friedrich. In der letzten Zeit ängstigte mich der Gedanke, Du könntest es mir verdenken, daß ich mich nicht an der Krankenpflege betheiligt habe. Aber sieh mal, ich glaube wirklich, ich hätte Euch nicht von Nutzen sein können. Ich passe einmal nicht dazu; Du weißt ja, wie mir's im vorigen Winter ergangen ist. Die Sache anfangen,

und mich dann vor den Anderen blamiren, um das spöttische Lächeln dieses süfisanten Doctors zu sehen, nein, das wollte ich nicht, und für Sophie Wangen eine Folie abgeben, mag ich auch nicht."

Friedrich machte eine Bewegung, die seinen Unmuth ausdrückte.

„Sei mir nicht böse, Herz," fuhr sie fort und haschte nach seiner Hand. „Ich weiß es selbst, daß ich närrisch bin; aber Du mußt mich nun einmal nehmen, wie ich bin."

Friedrich schwieg auf ihre Worte, er hatte den Aerger, den ihm ihre früheren bereitet, noch nicht verwunden.

Sie überschritten eben eine weite, vom Sonnenbrand ausgedörrte Rasenfläche.

„Laß uns ein wenig niedersitzen, aber im Schatten," sagte Eva. „Ich weiß wirklich nicht, warum wir bei solcher Gluth unnöthig herumlaufen; man echauffirt sich schon genug mit Worten, nicht wahr mein Liebling? Und nun mach' ein freundliches Gesicht. Komm! Ich weiß einen reizenden, lauschigen Fleck hierherum," und sie übernahm, den Pfad verlassend, die Führung durch das Gebüsch, Friedrich an der Hand nach sich ziehend.

Ein Ast streifte ihr den breitkrämpigen Hut vom Kopfe, sie lachte über das kleine Mißgeschick und den Hut in die Hand nehmend, drang sie weiter.

An einem Platze, der mit einigen weitästigen Platanen bestanden war, machte Eva Halt.

„Hier," sagte sie, „ist es nicht reizend hier, kühl

und dunkel, wie in einem Hause?" Dann brachte sie ihr etwas zerzaustes Haar in Ordnung.

Wie reizend und verführerisch sie aussah, als sie so vor Friedrich stand, beide Arme erhoben, die Hände im Nacken mit dem Ordnen der Frisur beschäftigt.

Ihr Gesicht war von Sommerwärme und Bewegung geröthet, aus dem halbgeöffneten Munde fühlte er ihren Athem auf sich eindringen, ihre Körperstellung spannte das dünne Sommerkleid auf's straffste an und zeigte ihm die Schönheit ihrer Formen.

Im Nu war Friedrichs Stimmung umgewandelt; ihre Reize hatten seinen Mißmuth besiegt.

„Setzen wir uns und plaudern wir," sagte Eva, als sie mit ihren Haaren fertig geworden, den Hut setzte sie nicht wieder auf.

Der Mittagszauber hielt die Natur gefangen, selbst die Blätter waren zu lässig, um sich zu bewegen, der Athemzug der Schöpfung schien inne zu halten.

In einer Kapelle konnte es nicht stiller und weltabgeschlossener sein als unter diesen Bäumen. Wie durch kleine Fenster fielen Lichtflecke durch das Blätterwerk auf den feinen Rasen und lagen da wie angenagelt. Gras und Blumen waren hier im Baumschatten noch nicht der versengenden Kraft der Sonne zum Opfer gefallen. Ringsum bildete Gestrüpp und Unterholz eine dichte Hecke. Ein wilder Rosenstrauch mit Blüthen und Knospen stand nicht fern.

In ihrem lichten blumig gemusterten Sommerkleide

erschien Eva selbst wie eine dieser Umgebung entsproßte Blüthe.

Für ihre Erscheinung war gerade jetzt eine besonders günstige Zeit.

Die Sonne des Ungarlandes hatte Eva's Teint ein wenig lebhafter gefärbt, ohne ihm seine Gleichmäßigkeit geraubt zu haben.

Wie sie jetzt neben dem sitzenden Friedrich auf dem weichen Rasenteppich lag, den Kopf in die Hände gestützt, ihm nahe ins Gesicht blickend, erschien sie diesem wie eine schöne reife Frucht, die sich zum Genusse anbietet.

Und was hinderte ihn nach dieser Frucht zu greifen? Die Verstecktheit des Platzes, die wollustgesättigte Sommerschwüle ringsum, ihre verführerische Gestalt in der duftigen Hülle, ihre Blicke und das Lächeln dieses frischen, rosigen Mundes, rief ihm das nicht alles zu: „Nimm sie, sei kein Thor, sie ist für Dich gewachsen.“ —

„Du überanstrengst Dich gewiß, mein süßer Liebling,“ sagte Eva, mit einigen Grashalmen spielend, die sie zu einem Kranz zusammenwand und dann wieder auseinanderriß. „Wie abgespannt Du aussiehst. Fühlst Du Dich auch wirklich ganz wohl?“

„Was soll mir fehlen?“

„So behagt Dir also dieser Samariterdienst. — Ich habe oft solche Sehnsucht nach Dir; die Tage gehen jetzt recht einförmig herum. Bei Tisch sind wir zu vieren, manchmal sogar nur zu dreien, denn Angelika fehlt häufig. Die Arme scheint recht zu leiden.

Leider darf ich ihr nicht helfen, ich hätte mich so gern revanchirt; weißt Du, wie sie mich im vorigen Winter gepflegt hat, als ich das Scharlachfieber hatte? Aber sie will allein sein, läßt niemanden vor. Meine einzige Unterhaltung ist noch die Oblonska. Wir lesen jetzt „Le bonheur de Madame Montedon“. Kennst Du das.“

„Ich habe darin geblättert, gerade genug um zu wissen, welche Art Buch das ist.“

„Nichtwahr es ist reizend?“

„Ich wüßte passendere Bücher für Dich.“

„Wie engherzig Du bist! Die Prinzeß sagt, es giebt überhaupt nichts, was eine Frau nicht wissen dürfe, ja wissen müsse. Je mehr man weiß, desto vorsichtiger wird man sein. Oder willst Du, daß die Frauen kleine Kinder bleiben sollen?“

„Diese Oblonska ist gar kein günstiger Umgang für Dich.“

„Was Du nur gegen sie hast? Sie ist eine so liebenswürdige Person. Du thust ihr sehr Unrecht. Wenn Du wüßtest, wie gut sie von Dir spricht. Ich will Dich nicht eingebildet machen, sonst würde ich Dir erzählen, was sie für reizende Dinge von Dir sagt. Ich glaube wirklich, sie ist regelrecht verliebt in Dich. Die alte Person hat so ein junges Herz. Schade, daß ich sie nicht als Mädchen gesehen habe; sie muß fürchterlich kokett gewesen sein. Ich sage Dir, was sie mir von ihren Courmachern für Dinge erzählt hat. Sie hat einen großen Kasten voller Bilder, Billetdoux und Briefen, einige habe

ich sehen dürfen. Sie hat die Männer schrecklich an der Nase herum geführt. Sie lacht über die Männer."

„Und der Intimität mit einer solchen Person rühmst Du Dich, Eva."

„Ach, Herz, sei doch nicht ein so furchtbar strenger Sittenrichter! Du erschreckst mich oft durch den Ernst, mit dem Du alle Dinge ansiehst. Die Prinzeß sagt auch, wir beide machten uns das Leben unnütz schwer, wir könnten viel glücklicher mit einander sein. Sie findet nicht das geringste Unrecht darin, daß ich meinen Mann verlassen habe. Deine Bedenklichkeiten, sagt sie, wären lächerlich und echt deutsch."

Friedrich ward hochroth im Gesicht und wollte sich erheben.

Sie drückte ihn mit beiden Händen zum Boden nieder und küßte ihn auf den Mund.

„Sei nicht böse, nicht böse!" flüsterte sie nahe seinem Gesichte. „Ich mußte Dir das einmal sagen; nun ist's heraus, und wir sprechen nicht mehr davon. Aber nur nicht böse, nicht wahr, mein Schatz?"

Dann sprang sie auf, pflückte einige Blüthen von dem wilden Rosenstrauche, kniete neben ihm nieder und schmückte ihn und sich selbst mit den Blumen.

„Sage, daß Du mich lieb hast, das macht mich so glücklich," sagte sie, sich über ihn beugend.

Er umfing sie mit den Armen und zog sie ganz an sich heran.

Sie gab sich der Umarmung willig hin. Das

Gift, das Eva im Umgange mit der Oblonska eingesogen, zeigte jetzt seine Wirkung.

Sie scheute sich nicht mehr, ihr leidenschaftliches Verlangen offen zu zeigen, ihre Küsse waren unkeuscher als sie es vordem gewesen.

Die Gefahr war groß; ein Zufall rettete Eva noch einmal.

Vom Schlosse her tönte deutlich und laut durch die stille Mittagsluft der durchdringende tiefsummende Ton des Tamtams, das zur Mahlzeit rief.

Als fühlten sie sich entdeckt, hielten beide unwillkürlich in ihren wilden Liebkosungen inne.

Und der bloße Gedanke an eine Entdeckung trieb ihnen die Schamröthe in die Wangen.

Verlegen und mit niedergeschlagenen Augen, keines Wortes mächtig, stand Eva vor Friedrich, setzte ihren Hut auf und zog sich die Handschuhe an.

„Man wird Dich vermissen," flüsterte Friedrich, als fürchte er einen Lauscher. „Und für mich ist es längst Zeit, ich hatte Burt versprochen, um ein Uhr mit frischem Eis bei ihm zu sein."

Sie suchten durch das Gebüsch ihren Weg nach dem nächsten Pfade.

Dann sagte Friedrich: „Wir wollen auf verschiedenen Wegen nach dem Schlosse gehen."

Neuntes Kapitel.

Unter den Typhuserkrankten befand sich ein junges Paar. Der Mann war vor nicht allzu langer Zeit aus der Fremde zurückgekehrt und hatte seine Braut, die drei Jahre lang getreulich auf ihn gewartet, heimgeführt. Mit dem Gelde, das sie sich beide während dieser Zeit verdient, wollten sie von dem Grundherrn ein Stück Land kaufen. Landskerrotitsch fand Wohlgefallen an den Leuten, und ließ ihnen das erwünschte Land für einen geringen Preis. Darauf erbauten sie sich ein Haus, und saßen als selbstständige Leute auf ihrem Eigen.

Jetzt warf ihn die tückische Krankheit aufs Lager. Mühsam schleppte sich die Frau im Hause herum, und that, was ihr die Seelenangst um das Leben des Gatten eingab, ahnungslos, daß sie selbst den Keim des Leidens in sich trage.

So entdeckte Burt diese Beiden. Er zwang die Frau, sich zu legen; aber so oft er von dem Lager anderer Patienten kommend in das kleine Haus trat, fand er sie außer dem Bette, um den Gatten beschäftigt.

Zureden und Drohungen machten auf sie keinen Eindruck, der Sinn für die Vorgänge der Außenwelt schien ihr abhanden gekommen. Selbst von

heftigen Fieberschauern geschüttelt, die glänzenden Augen auf den Kranken gerichtet, so saß sie an dem Sterbelager.

Burt ließ kein Mittel unversucht, um den jungen kräftigen Mann am Leben zu erhalten, zweimal hatte er ihn dem hochgradigsten Fieber durch ein Kaltwasserbad entrissen und die darauf eingetretene Herzschwäche durch Champagner und andere Kraftmittel bekämpft. Da trat eine Darmperforation hinzu und machte seinem Leben ein schnelles Ende.

Einen Kampf, in dem Gewalt gegen die Frau angewendet werden mußte, kostete es, als die Leiche aus dem Hause geschafft wurde.

Nachdem dieser traurige Akt vorbei war, ward sie still und ließ mit sich geschehen, was die Pfleger für gut befanden. Nur dem Angebote von Nahrung setzte sie einen so zähen Widerstand entgegen, daß der Arzt sich genöthigt sah, zur Einführung mittelst Sperrhebel und Röhre zu schreiten.

Eine psychologische Erklärung des Zustandes der Kranken vermochte Burt nicht zu geben, im geheimen befürchtete er geistige Störung.

Auf keinen Fall wünschte er, sie allein gelassen zu sehen, und traf daher die Bestimmung, daß Tag und Nacht eine Krankenwache an ihrem Bette gegenwärtig zu sein habe.

Eines Abends versah Sophie Wangen den Dienst bei der Kranken. Um Mitternacht sollte sie durch den Wagen Landskerrotitschs abgeholt werden, während Krätzer dann den Rest der Nacht dort zu wachen hatte.

Sophie saß dem Krankenlager gegenüber; bis zum Anbrechen der Dunkelheit hatte sie gelesen, aber der Kranken wegen wollte sie kein Licht anzünden. Diese lag beinahe regungslos, die weitoffenen Augen starr zur Decke gerichtet. Von Zeit zu Zeit hatte Sophie ihre Lage zu berichtigen, so wie es ihr der Arzt gelehrt hatte, denn eines der häufigsten Symptome bei Typhuserkrankungen ist das unausgesetzte Herabrutschen der Kranken im Bette.

Die Frau ließ sich aufrichten, stützen und neubetten, sie schien völlig willenlos und geistesabwesend zu sein.

Wenn das geschehen, kehrte Sophie zu ihrem Sitze zurück, um dort weiter ihren Gedanken nachzuhängen. Sie gehörte zu den glücklichen Menschen, die sich nie langweilen. Sie war nicht eine von jenen hypersensitiven Künstlernaturen, die sich in Momenten der Begeisterung auf ein hohes Maaß der Extase heraufzuschrauben im Stande sind, um dann in Zeiten der Nüchternheit die geistigen Schwingen zusammenzuklappen und mit mißmuthiger Miene das trockene Brot des Alltagslebens zu genießen.

In der Seele dieses Mädchens herrschte eine gleichmäßige Temperatur, bei der die Knospen ihrer Beanlagung gedeihliche, nicht ungesund übertriebene Fortschritte machten.

Sophie war durchaus schlicht in ihrem Fühlen und Denken, eine allmählich reifende, unkomplicirte Natur. Die großen Geheimnisse der menschlichen Existenz lagen noch in wohlthätige Schleier für sie gehüllt, und niemals hatte sie Sehnsucht empfunden,

diese zu lüften. Selbstsucht und Argwohn waren ihr völlig fremd; sie liebte die Menschen und traute ihnen. Eine wohlthuende, gleichmäßige Freundlichkeit gegen jedermann ohne Unterschied war ihr eigen, aber sie empfand auch für Niemanden eine wirklich große Liebe, einige Leute standen ihr näher als das Gros der Menschheit, weil sie sich ihnen für Wohlthaten verpflichtet fühlte. Daß ihre Person einem Manne Liebe eingeflößt habe, ahnte sie in ihrer Harmlosigkeit nicht. Sie war im Grunde eine kühle Natur, ohne Sinnlichkeit, leidenschaftslos; wirklich stark empfand sie nur, soweit sie Künstlerin war; hier entwickelte sie starke Energie im Streben nach einem heißersehnten Ideale, aber im Alltagsleben führte sie die unbewußt passive Existenz einer Pflanze.

Während Sophie eine Stunde nach der anderen an dem Lager der scheinbar Bewußtlosen heranwachte, war draußen der Vollmond aufgegangen, und warf seine Strahlen durch die Fenster, einen Theil des Zimmers taghell erleuchtend.

Eine ängstliche Natur würde der Anblick des bleichen von der Krankheit abgemagerten Gesichtes der Kranken vom geisterhaften Schimmer des Mondlichtes umwebt, geängstigt haben, aber Sophie neigte weder zu Furchtsamkeit, noch zu Aberglauben.

Sie betrachtete die Erscheinung mit wachsendem Interesse. Im Geiste stellte sie sich ein Bild vor, das sie später in Wirklichkeit auszuführen gedachte. Es sollte einen in Kissen ruhenden weiblichen Kopf mit geschlossenen Augen darstellen, bei dessen Anblick

der Beschauer im Zweifel bleiben konnte, ob er eine Schlafende oder eine Entschlafene vor sich habe.

Dann als bei vorschreitendem Monde ein tiefer Schatten auf die Züge der Kranken fiel, wendete sich ihre Aufmerksamkeit den mannigfachen Dingen zu, die das weiterziehende Licht in dem Zimmer gleichsam neu hervorzauberte.

Da war der Feuerplatz mit dem großen glänzenden Kupferkessel, ein Wandsims mit zierlichen ungarischen Krügen, metallnen Tellern und Gefäßen; von einem mächtigen Querbalken, der die Decke zu tragen schien, hingen gelbe Maiskolben in Bündeln hernieder, auf einem Schranke lagen Kürbisse und Melonen, hinter seinen Glasfenstern konnte man die Leinenvorräthe der Hausfrau erkennen.

Mit der Zeit begann unüberwindliche Schlafsucht das junge Mädchen zu befallen. Sie kämpfte anfangs dagegen an, aber vergeblich; anstrengende Tage lagen hinter ihr und dieser Nacht, die sie zur Hälfte opferte, waren andere ähnliche vorausgegangen. Sophie schlief ein.

Lautes Phantasiren der Kranken weckte sie jählings auf.

Sophie eilte sofort an das Lager und fand die Leidende in heftigem Fieberdelirium liegen. Sie hatte die Decken von sich geworfen, schleuderte wild mit den Armen um sich und sprach laute für Sophie natürlich unverständliche Worte.

Das junge Mädchen deckte sie zu und machte sich daran, eine Eiskompresse zu bereiten, die sie nach

Vorschrift Burts der Kranken im Falle eintretenden stärkeren Fiebers auf den Kopf legen sollte.

Die Fiebernde wollte die Kompresse anfangs nicht leiden, allmählich aber schien sie die Kühlung angenehm zu empfinden, sie wurde ruhiger und schloß die Augen.

Sophie blieb an ihrem Lager sitzen, auch ihr fielen mit der Zeit die Augen wieder zu, doch verfiel sie nur in einen leichten Halbschlaf, aus dem sie sich in kurzen Zwischenräumen aufraffte, um nach dem Lager zu blicken.

Plötzlich erschien es ihr, als sei dieses leer, das war gewiß nur Einbildung; sie betastete das Bett, um sich von der Anwesenheit der Kranken zu überzeugen.

Nein wirklich, sie war nicht mehr da, das Bett war leer.

Sophie erschrak und sah sich im Zimmer um.

Da erkannte sie in einer weißen Gestalt, die in einer dunklen Ecke des Zimmers mit dem Rücken ihr zugewendet stand, die Frau.

Sophie hatte von Mondsüchtigen gehört und in diesem Augenblicke schoß es ihr durch den Kopf, sie möchte es hier mit einer solchen zu thun haben. Sie regte sich nicht, weil ihr gesagt worden, man solle sich hüten, Somnambüle durch brüskes Erwecken zu erschrecken.

Da sah sie, wie die Frau das Fach eines Schrankes öffnete, gleich darauf hörte sie ein klirrendes Geräusch, als hantire sie mit Metallgeräthen.

Sophiens Besorgniß wurde rege; sie glaubte die Kranke auf irgend eine Weise in ihr Bett zurückbringen zu müssen. Sie stand auf und näherte sich der Gestalt.

Jetzt erst erkannte sie, daß die Frau ein blitzendes Instrument, wie es schien ein Messer, in der Hand halte.

Im Nu war das unerschrockene junge Mädchen bei ihr und hielt sie fest.

Ein gellender Schrei ertönte aus dem Munde der Ueberraschten. Sie wollte die Hand mit dem Messer befreien, aber Sophie hielt sie mit ihren beiden Händen am Gelenk umklammert. Die Frau stemmte ihre freie Hand gegen die Brust des Mädchens, und ein heftiges Ringen begann, dessen Ausgang bedenklich für Sophie werden konnte, denn die Wahnsinnige begann in toller Wuth um sich zu beißen und zu schlagen.

Da flog die Thür auf, und Burt erschien.

Nicht weit von dem Hause an einem anderen Krankenlager beschäftigt, hatte er den Schrei durch die Nachtstille vernommen und war herzugeeilt.

Er sprang Sophien zu Hilfe. Die Wahnsinnige ward entwaffnet und auf ihr Lager zurückgeschleudert.

Bei Sophie wirkte das Entsetzen über das Durchgemachte nach; sie war schreckensbleich, zitterte an allen Gliedern und begann heftig zu weinen.

Nachdem der Arzt sich überzeugt, daß der Kranken eine augenblickliche Gefahr nicht drohe, wandte er sich ganz der Sorge um das junge Mädchen zu.

Solche Augenblicke gemeinsam durchlebter bedeut-

samer Ereignisse reißen die Schranken nieder, welche die Convenienz zwischen den Menschen aufrichtet.

Was Burt unter gewöhnlichen Verhältnissen niemals gethan haben würde, that er jetzt: er nahm Sophiens Hände in die seinen, beugte sich zu ihrem gesenkten Haupte nieder und redete ihr in tröstendem, zärtlichen Tone zu.

Es dauerte längere Zeit, ehe Sophie ihre Fassung wiederzugewinnen vermochte. Fest drückte sie die Hände des vor ihr Stehenden, als wolle sie seine Hilfe für immer festhalten.

In der Brust des ernsten Mannes wurden Gefühle lebendig, deren er sich selbst nicht für fähig gehalten haben mochte.

Wie rührten ihn ihre Thränen, er hätte die seinen darein mischen mögen, wie liebte und bewunderte er dieses Kind, das sich im Augenblicke der Gefahr so heroisch benommen, wie beglückte ihn das Vertrauen, mit dem ihre schamhafte Seele ihn in diesem Augenblicke der Erregung beschenkte.

Es war ihm, als müsse er die Kniee vor ihr beugen, um ihr zu gestehen, was er für sie empfinde.

Da schlug Sophie einen thränenschimmernden Blick zu ihm auf, in dem sich die arglose Zuversicht der reinen Kindesseele aussprach. Burt erzitterte in Wonne und zugleich in Schmerz bei diesem Blicke, der ihm sagte, wie hold und gut dieses Wesen sei, aber auch wie weitentfernt und unerreichbar für ihn.

Würde sich die holde Blüthe, die ihren Kelch jetzt so offen vor ihm aufthat, nicht bei der ersten Berührung schließen. Er wollte den krystallreinen Spiegel ihres Wesens nicht getrübt sehen, nicht durch den Hauch einer Ahnung.

Ein Stöhnen rief den Arzt an das Lager der Kranken zurück. Sie begann von neuem heftig zu deliriren. Mit verdrehten Augen in wilden Zuckungen, warf sich die Frau hin und her, so daß es Burt schwer wurde, sie auf dem Lager festzuhalten.

Er machte sich jetzt die schwersten Vorwürfe, den eigentlichen Zustand der Kranken nicht früher durchschaut und das junge Mädchen einer Geisteskranken als Wache beigegeben zu haben.

Ein narkotisches Mittel, das der Arzt ihr gab, beruhigte die Frau endlich. Sie fiel in ihre vorige Apathie zurück.

Draußen rollte jetzt ein Wagen vor das Haus.

Landskerrotitsch saß selbst kutschirend auf dem Bocke; er war gekommen, um Sophie abzuholen.

Sie stand auf und reichte Burt die Hand zum Abschiede. Er drückte sie fest und geleitete das junge Mädchen hinaus.

„Herrlicher Mondschein, nicht wahr?“ rief ihnen der Graf entgegen. „Solche Nächte erinnern mich stets an unsere unvergeßliche Fahrt über den stillen Ocean. He, alter Doctor, was meinst Du, waren das nicht schöne Zeiten! Aber Du bist so kühl wie jener da oben; sein Licht leuchtet hell, aber ohne Wärme, und seine Vulkane sind längst ausgebrannt.“

Burt schwieg und war Sophie behilflich, den Wagen zu besteigen.

„Kommen Sie, nehmen Sie auf dem Bocke neben mir Platz, ich bin ein alter, ungefährlicher Ehemann," sagte Landskerrotitsch, seine Füchse, die ungeduldig anzogen, noch einmal zurückreißend.

„Adieu, Doctor, so viel Amüsement bei Deinen Kranken wie möglich," rief der Graf noch, dann brauste er mit den Füchsen davon.

„Wie jung dieser Mensch noch denkt und fühlt," dachte Burt, dem Gefährt nachblickend. Durch die athemlos stille Nacht konnte er das gleichmäßige Klappen der Hufe auf der harten Straße noch lange vernehmen.

Er warf einen Blick in die Dorfgasse, die im Mondlichte wie versilbert dalag.

Burt war an die Einsamkeit gewöhnt, er war sein ganzes Leben hindurch einsam gewesen, und doch fühlte er jetzt, wo das junge Mädchen von ihm gegangen war, den herben Stachel der Vereinsamung in seiner Seele.

Ein Gefühl tiefer Wehmuth beschlich den wetterharten Mann.

Es war in ihm ein Kern warmen und innigen Empfindens, eine Gluth tiefverhaltener Leidenschaft. Vor anderer Augen ließ er sie den festen Panzer eherner Ruhe niemals durchdringen, in den er selbst das Allerheiligste seines Inneren geschmiedet hatte, und auch wenn er allein war, räumte er diesem Theile seiner Natur nur selten Rechte ein.

Heute that er es.

Der Gedanke an das holde Geschöpf, dessen Hände er noch in den seinen zu fühlen glaubte, diese Nacht mit dem seelenlösenden Zauber, riefen Empfindungen und Träume in ihm wach, die er längst in ferner Jugend begraben zu haben glaubte.

Aber seine Gedanken an sie waren keusch wie das Licht des Mondes, in dem er stand.

Zehntes Kapitel.

Sophie hatte den Anderen nichts von dem Erlebten erzählt und auch Burt schwieg darüber. Zwei Tage nach jener Nacht brachte der Arzt dem jungen Mädchen die Nachricht, daß jene Unglückliche verschieden sei.

Sie war eines der letzten Opfer gewesen, das die Epidemie forderte. Der größere Theil der Erkrankten befand sich jetzt auf dem Wege der Rekonvalescenz. Aber Burt ließ dem ungeachtet in sorgsamster Ueberwachung der Patienten nicht nach; er wußte nur zu gut, daß gerade beim Typhus

heimtückische Rückfälle, die oft schon Halbgenesenen bedrohen.

Inzwischen hatte auch die Regierung Kunde von dem Auftreten der Epidemie erhalten, und nun kamen nacheinander der Obergespan, der Vicegespan mit den Obernotären und Vicenotären, ja selbst der Stuhlrichter nach dem betroffenen Orte, um den Stand der Kalamität in Augenschein zu nehmen und ihr Gutachten abzugeben.

Alle diese hohen Behörden, so verschieden auch ihre Namen sein mochten, zeigten ein sehr ähnliches Verhalten.

Vor dem Orte machten sie mit ihrem Wagen Halt, ließen sich den Arzt herausrufen, fragten diesen nach allen Richtungen hin aus, erklärten aber einer wie der andere, wenn Burt sie aufforderte, sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen, sie seien sehr beschäftigt, und die Pflege schiene ja in den besten Händen zu ruhen. Dann jagten sie durch das Dorf und nahmen bei Landskerrotitsch ein Diner ein, wo sie äußerst weise über den Abdominaltyphus, seine Gründe und seine Bekämpfung zu sprechen wußten. Die Weine des gastfreien Landskerrotitsch ließen sie sich aufs Beste schmecken, und wenn sie dann meist spät Nachts Dzöröneck verließen, rühmten sie mit lallender Zunge die Großmuth des Grafen, den sie einen „edlen Menschenfreund“ nannten.

Nachdem bereits eine volle Woche kein Todesfall mehr eingetreten, starb in Folge eines heftigen Rückfalles ein junger Slovak. Er war nicht aus

dem Orte gebürtig, sondern hatte sich nur als wandernder Topfstricker für einige Zeit dort aufgehalten.

Da niemand dem Fremden in seinem Hause Herberge geben wollte, hatte er sich, als ihn die Krankheit erfaßte, in einen Schuppen geschleppt, und in dem halboffenen Gebäude Tage und Nächte zugebracht, ohne Nahrung und Pflege.

Dort war er von Krätzer, der seine Klagelaute im Vorbeigehen vernommen, aufgefunden worden.

Burt ließ ihn in ein Haus zu anderen Kranken schaffen und es gelang ihm, den schwer Erkrankten dem Tode abzuringen. Der Patient war bereits soweit hergestellt, daß er wieder feste Nahrung zu sich nehmen konnte, als ein Rückfall eintrat und ihn nach kurzem Kampfe wegriß.

Im Orte wußte niemand, wo der junge Mensch herstamme; er war eben ein Slovak, das will in Ungarn heißen: Ein verächtliches, gleichgültiges Wesen. Denn ein magyarisches Sprüchwort sagt: „Die Grütze ist keine Speise, der Slovak kein Mensch.“

Burt beschloß diese Leiche, zu der sich keine Angehörigen melden wollten, einer vollständigen Sektion zu unterwerfen, während er sich bei den anderen Fällen mit Konstatirung des Todes begnügt hatte.

Der vorliegende Fall war dem Arzte interessant; er glaubte durch die Sektion neues Material zur Beurtheilung der Epidemie überhaupt finden zu können.

Er hatte die Leiche zu diesem Zwecke nach dem

kleinen, jetzt leerstehenden Hause schaffen lassen, welches jenem kürzlich verstorbenen Paare angehört hatte.

Friedrich sprach den Wunsch aus, bei der Secirung gegenwärtig zu sein.

Es war nicht die erste, der er beiwohnte; in seiner juristischen Laufbahn hatte er mehr denn einmal gerichtlichen Leichenöffnungen assistirt.

Und wenn auch bei jedem solchen Akte seine Nerven gegen das Abstoßende desselben stark reagirt hatten, so fühlte er sich doch bei jeder Secirung wie durch die Lüftung eines großen interessanten Geheimnisses mächtig gepackt.

Denn es ist ein zwar schauerliches aber erhabenes Vergnügen, einen Blick in das größte aller Kunstwerke thun zu dürfen, in den menschlichen Körper.

In der Mitte des Raumes hatte der Arzt den Secirtisch aufgeschlagen. Einen großen Lederschurz vorgebunden, die Arme in Guttaperchaärmeln, so ging er ans Werk.

Er öffnete den Körper seiner ganzen Länge nach und untersuchte die Eingeweide. Auf den Wunsch des Arztes schrieb Friedrich einige Notizen, die er ihm diktirte, über den Befund auf. Aus allen Theilen nahm der Arzt Proben zu Schnittpräparaten für die weitere Untersuchung mittelst Mikroskop.

Burt hatte die Arbeit in den frühen Morgenstunden vorgenommen, er war der Beendigung nahe, als an der Hausthüre, die er abgeschlossen, starkes Klopfen vernehmbar wurde.

Friedrich begab sich hinaus und fand Krätzer mit

einem halbwüchsigen Knaben vor, der, wie er aussagte, den Arzt nach einem anderen Dorfe rufen solle.

Friedrich erfuhr von dem Jungen, der aus einem Schwabendorfe stammte, und also des Deutschen mächtig war, daß dort eine Anzahl Leute plötzlich erkrankt seien, der Gemeindeälteste habe ihn abgeschickt, um den fremden Arzt so schnell wie möglich herbeizuholen, denn bei ihnen sei die gefährliche Krankheit nunmehr auch ausgebrochen.

Burt erklärte dem Knaben seine Bereitschaft, sobald er die Leiche besorgt, nach der bedrohten Ortschaft zu folgen.

Friedrich schloß sich an und so machten sie sich, nachdem man den gräflichen Wagen herbeigerufen, auf die Fahrt.

An Ort und Stelle wurden sie von dem Gemeindeältesten empfangen und in ein Bauerngehöft geleitet; dort war die ganze Familie und auch ein Theil des Gesindes unter heftigem Erbrechen und starker Kolik erkrankt. Die Typhusepidemie in der Nachbarschaft hatte diesem Falle in den Augen der Dorfbewohner einen besonders bedenklichen Hintergrund verliehen.

Der Arzt und sein Begleiter fanden das halbe Dorf um das betroffene Gehöft versammelt, die Patienten selbst gebärdeten sich aufs kläglichste und hielten sich offenbar für sichere Todeskandidaten.

Das kundige Auge des Arztes erkannte schnell, daß er es hier keineswegs mit Typhus zu thun habe.

Nach genauerer Untersuchung eines der Erkrankten und einigen Fragen ließ er sich die Speisereste des

vor einigen Stunden eingenommenen Frühmahles zeigen, prüfte diese und die Kochgeschirre und konstatirte eine Grünspanvergiftung, herbeigeführt durch einen schlecht gehaltenen Kupferkessel, in dem die Morgensuppe gekocht worden war.

Burt gab Verhaltungsmaßregeln, beruhigte die Patienten über die Natur ihres Leidens, dessen einfache Ursache er ihnen darlegte.

Hierauf wollten Burt und Friedrich den Ort wieder verlassen, aber der Dorfälteste forderte sie auf, ihm die Ehre anzuthun, ein Mahl in seinem Hause einzunehmen. Sie waren außer Stande, dem alten ehrwürdigen Manne, die mit treuherziger Dringlichkeit vorgetragene Bitte abzuschlagen; auch waren sie Beide im Grunde froh, auf diese Weise zu einem Mittagessen zu kommen, denn seit dem frühesten Morgen hatten sie nichts zu sich genommen.

Der Bauer erwies sich als ein äußerst jovialer alter Mann und angenehmer Gesellschafter. Er sprach das Deutsch mit einem an die allemanische Mundart erinnernden Accent, und seinen Gästen war es interessant zu hören, daß der Familientradition gemäß der Großvater des Alten, unter Königin Maria Theresia, von Württemberg aus hier eingewandert sei. Damals hatte man überall in Ungarn Deutsche aus dem Reiche, hauptsächlich allemanischer und fränkischer Abstammung dörferweise angesiedelt. Die Abkömmlinge dieser Colonisten haben sich noch ein gut Theil von dem Volksthum ihrer Vorfahren erhalten. Mit Stolz zeigte der Alte seinen Gästen die silbernen Knöpfe seines

Sonntagsstaates, die der Aeltervater aus dem Schwarzwalde mitgebracht hatte.

Burt und Friedrich unterhielten sich trefflich mit dem alten Burschen, der jenen, dem deutschen Bauer eigenen Mutterwitz ebenso wie verschlagene Lebensklugheit nicht verleugnete. Er kannte Land und Leute ringsum genau, hatte selbst vieles mit angesehen und durchgemacht, und sich sein originelles Urtheil über Leben und Menschen gebildet.

Er geizte nicht mit seinem alten Tokayer. Das Essen, welches die Tochter des Wittwers zubereitete und die Enkelin auftrug, zog sich seiner vielen Gänge wegen sehr in die Länge.

Es war im späten Nachmittage, als die Gäste unter herzlichem Abschiede von ihrem Wirthe aufbrachen, um die Rückfahrt anzutreten.

Als sie eine Zeit lang gefahren, klagte Burt über heftigen Kopfschmerz.

„Das ist der Tokayer," meinte Friedrich, „er war höllisch schwer, auch mir brummt der Kopf; wir werden diese Orgie wohl beide mit einem Katzenjammer zu büßen haben." —

Sie fuhren weiter in den sinkenden Abend hinein.

Nach einiger Zeit glaubte Friedrich den Freund an seiner Seite zittern zu fühlen.

„Was hast Du," fragte er, „hat Dir denn der Wein so arg mitgespielt?"

Burt schwieg. Schon konnte man in der Ferne die Häuser des Dorfes erkennen, nach dem sie zurück wollten.

„Sag dem Kutscher, er soll direct nach Dzöröneck fahren, nicht erst dorthin, und zwar so schnell die Pferde laufen können," brachte Burt jetzt mit klappenden Zähnen vor.

„Weshalb, was hast Du?" fragte Friedrich, erstaunt in die merkwürdig veränderten Züge Burts blickend. „Um was handelt es sich denn?"

„Um ein Menschenleben," gab ihm Burt mit rauher Stimme zurück.

„Um wessen Leben? Ich verstehe Dich nicht."

„Um mein eigenes. — Sieh hierher," und Burt streifte den Aermel des rechten Armes ein wenig zurück. „Ich muß mich heut früh geritzt haben, wann und wie es geschehen, weiß ich nicht, ich habe nichts davon gemerkt, als eben erst, wo es mich zu schmerzen anfing.

„Um Gottes Willen," rief Friedrich. „Du hast Dich doch nicht an der Leiche vergiftet!"

„Das gerade fürchte ich. Was anderes kann dieser Schwindel und hier dieser Schmerz in der Achselhöhle nicht bedeuten."

„Zeig Deine Hand. — Ich kann keine Wunde sehen."

„Und was hältst Du von diesem rothen Streifen hier? Das ist die Wirkung des Giftes."

„Aber kann denn garnichts geschehen. Solche Vergiftungen sind doch äußerst gefährlich. Du bist selbst Arzt, rathe, sinne auf etwas."

„Karbol oder Sublimat sind gut, nach frischer

Inficirung angewandt; ich habe nichts davon bei mir. In Dzöröneck habe ich alles."

Friedrich schrie den Kutscher an, er solle fahren, was das Zeug halte, und nun flogen sie in rasender Gangart die holprige Landstraße entlang.

„Es muß etwas geben," rief Friedrich im Tone der Verzweiflung, „ein so jämmerliches Ende kann Dir vom Schicksale nicht bestimmt sein. Nützt denn brennen oder aussaugen nichts?"

„Wenn Du etwas für mich thun willst, so halte mir den Arm hoch, das stillt den Schmerz und leitet die Entzündung ab."

Friedrich that wie ihm geheißen. Mit beiden Händen hielt er den Arm des Freundes hoch, und blickte schmerzlich bewegt in das Gesicht des Arztes, das den Ausdruck völliger Starrheit angenommen hatte, als habe der Tod ihn bereits mit der Hand berührt.

So ging die rasende Fahrt weiter. Endlich, endlich zeigten sich die Zinnen von Dzöröneck, einige Minuten darauf hielten die schaumbedeckten Pferde vor dem Portale des Schlosses.

Langsam stieg Burt vom Wagen, gestützt von Friedrich, der ihn die Treppe zu seinem Zimmer im ersten Stock hinaufführte.

Dort angekommen, bedeutete er Friedrich, ihm den Rock auszuziehen. „Zünde die Lampe an," sagte der Arzt, „ich muß genau sehen."

„Nun, wie sieht's aus, was hältst Du davon?" fragte Friedrich athemlos.

„Sieh das hier.“

Friedrich sah hin und erblickte röthliche von der Hand nach dem Oberarme zulaufende Streifen.

Der Arzt hatte sich inzwischen mit einem Messerchen versehen, er machte sich daran, mit diesem die Wunde zu erweitern, so daß sofort eine starke Blutung eintrat.

Friedrich wandte sich entsetzt ab. Burt ließ die Wunde ausbluten und desinficirte sie darauf mit einer starken Sublimatlösung. Bleich vor Schmerz und mit geschlossenen Augen ertrug er die ätzende Wirkung des Mittels.

„Wird das helfen?“ fragte Friedrich.

„Ich habe wenig Hoffnung. Das Gift ist schon viel zu weit. Hier in der Achselhöhle ist bereits eine starke Schwellung.“

„Und was giebt es dann noch?“ Der Arzt schwieg eine geraume Weile, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Amputation.“

„Der rechte Arm,“ rief Friedrich aus.

„Jawohl der rechte. — Und selbst damit wird es zu spät sein; ich kann mich selbst nicht amputiren und ehe der Arzt kommt, vergehen Stunden.“

„Ich hole Landskerrotitsch,“ meinte Friedrich, „er muß sofort einen Arzt schaffen,“ und er eilte aus dem Zimmer.“

Der Graf saß mit Eva und der Oblonska auf der Terrasse; er hatte zuvor einen single mit Eva gespielt und befand sich noch im Tenniskostüm.

Friedrich störte durch sein Auftreten eine wie es

schien sehr animirte Unterhaltung zwischen den Dreien.

Nachdem Landskerrotitsch begriffen um was es sich handle, befahl er sofort anzuspannen, er selbst nahm sich nur Zeit, einen langen Ueberzieher über sein buntes Tricot zu werfen, dann eilte er nach dem Stalle, ergriff selbst die Zügel, der Groom hatte gerade noch Zeit, hinten aufzuspringen.

„In zwei Stunden bin ich mit dem Arzte hier," rief er im Abfahren Friedrich zu. —

Burt lag inzwischen auf dem Bette; auf seine Anweisung hin hatte ihm Friedrich den Arm kurz unter der Achsel mit einem starken elastischen Gurt umschlungen, um so die Cirkulation des Blutes zu verhindern und das kranke Glied von dem übrigen Körper abzuschnüren. Als Ableitungsmittel hatte sich der Arzt Eisumschläge auf den Kopf verordnet, die Friedrich von Zeit zu Zeit zu erneuern hatte.

Wie oft während dieser zwei Stunden sah Friedrich nach der Uhr und es gelang ihm nicht, ihren peinvoll langsamen Schritt zu beschleunigen. Zu den zweien gesellte sich eine dritte und noch immer blieb die Hülfe aus.

Es wurden nicht viele Worte zwischen den Freunden gewechselt. Mit bleichem, oft vom Schmerze verzogenen Antlitz lag Burt auf seinem Lager, was er denke, konnte Friedrich aus seinem Mienenspiele nicht errathen.

Mehrfach eilte er, von einem Geräusche zum

Narren gehalten, ans Fenster, um zu erkennen, daß Landskerrotitsch mit dem Ersehnten noch immer nicht zurückgekehrt sei.

Endlich rasselten Räder auf der gepflasterten Anfahrt. Friedrich flog hinab.

Dem Grafen folgte ein Mann in schwarzem langschößigen Rocke, einen Kasten unter dem Arme tragend.

„Wie steht es?" rief Landskerrotitsch Friedrich entgegen.

„Ich fürchte schlecht. — Aber um des Himmels willen, warum kommt Ihr so spät? Es ist ja bereits Mitternacht."

„An mir und den Pferden hat es nicht gelegen. Ich traf den Herrn Doktor leider nicht zu Haus an, mußte ihn erst ausfindig machen. Das hat mir Zeit gekostet."

Der Arzt war seinem scharfgeschnittenen Gesichte, den zurückliegenden Ohren und dunklen Haupt- und Barthaare nach zu schließen ein Semit.

Friedrich faßte vom ersten Augenblicke an ein starkes Vorurtheil gegen den Mann.

Sie traten in das Zimmer des Kranken. Die beiden Aerzte begrüßten sich stumm, dann machte sich der fremde sofort an die Auswickelung des Armes aus seiner Bandage, er examinirte das Glied eine Weile, und begann dann die Untersuchung der rechten Körperseite.

Landskerrotitsch, der seine Nervosität nicht länger zu bemeistern vermochte, fuhr heraus: „Spannen

Sie uns nicht so lange auf die Folter! wie steht es?"

Der fremde Arzt lehnte sich auf seinem Sitz zurück und mit einem fragenden Blicke nach dem Patienten sagte er zögernd: „Der Herr ist selbst Arzt, wie ich höre, und es kann ihm daher keine Neuigkeit sein, daß es nicht gut steht."

„Sagen Sie hoffnungslos," fiel ihm Burt in die Rede.

„Aber im Namen der Jungfrau," rief Landskerrotitsch, „für jedes Leiden, außer dem Tode, ist doch ein Kraut gewachsen, habe ich immer gedacht. Wozu seid Ihr denn Aerzte. Soll denn dieser Mann hier umkommen wegen einer solchen Sottise, weil er einen elenden Slovaken tranchirt hat. Dazu ist er viel zu gut. Doktor, ich glaube nicht daran, daß es schlimm steht. Sie machen uns nur Angst, um uns Ihre Kunst in größerer Glorie erscheinen zu lassen, denn ich weiß, Sie werden ihn retten."

Der Arzt zuckte die Schulter. „Es bleibt nur noch die Amputation," sagte er dann.

„Nun so amputiren Sie, im Namen des Himmels," rief der Graf aus. „Burt, mein alter Junge, Du wirst uns mit einem Arme ebenso lieb sein, wie bisher — aber nur nicht sterben — nicht sterben."

Jetzt übermannte den kleinen Mann die lange zurückgehaltene Rührung, er begann zu weinen und zu schluchzen wie ein Kind. Im bunten Tenniskostüm, das abzulegen er noch nicht Zeit gefunden, bildete

seine Erscheinung einen merkwürdigen Kontrast zu dem Ernste der Situation.

Der fremde Arzt machte sich an seinem Kasten, den er auf den Tisch gestellt hatte, zu schaffen. Er fragte nach Becken, Wasser und Tüchern. Der Anblick der blitzenden Instrumente machte Friedrich und Landskerrotitsch erbeben.

Burt unterbrach ihn in seinen Vorbereitungen.

„Ich halte die Amputation für völlig nutzlos," sagte er, sich auf seinem Lager mühsam aufrichtend. „Sehen Sie hierher, das Gift ist bis zum Rumpfe vorgedrungen; mit dem Abtrennen des Gliedes ist also nichts geholfen. Und zudem — ich will meinen Körper unversehrt ins Grab nehmen."

„Das darf nicht sein, bei Gott und allen Heiligen, das darf nicht sein," jammerte Landskerrotitsch. „So etwas ist unerhört! Ich lasse es nicht zu."

Burt lächelte unwillkürlich über die Ereiferung seines Freundes.

„Ich will mich mit meinem Kollegen allein konsultiren," sagte er dann, „entschuldigt diesen Wunsch, aber so ist es einmal unter uns Aerzten Sitte."

Friedrich und der Graf gingen hinaus. Nach kurzer Zeit rief der fremde Arzt sie wieder ins Zimmer.

„Der Kranke hatte die Amputation als nutzlos verworfen," sagte er, „und da er sich so klar über seinen Fall ist, so habe ich mich ihm nur anschließen können."

„Aber Sie haben doch jedenfalls ein anderes Mittel vorzuschlagen!“ meinte Friedrich in gereiztem Tone, „denn im Angesichte eines solchen Falles die Hände ruhig in den Schooß legen, das erscheint mir denn doch frevelhaft.“

Der Semit ging nicht auf den Ton ein, den Friedrich angeschlagen, er erwiderte geschmeidig: „Der Patient ist selbst Arzt, ich richte mich nur nach seinem eigenen Verlangen. Wäre der Herr ein Laie, so würde ich unbedingt zur Amputation schreiten, obgleich ich weiß, daß sie, wie der Fall einmal liegt, nur eine unnütze Qual für den Patienten bedeutet. Ich bin eben um einige Stunden zu spät gerufen worden.“

„So gäbe es keine Hoffnung!“ rief Landskerrotitsch.

„Wenn der aufgenommene Giftstoff qualitativ und quantitativ schwach ist, so könnte er durch das Blut so verdünnt werden, daß der Körper seiner Wirkung Widerstand zu leisten vermag,“ erklärte der Arzt, „aber das scheint hier nicht der Fall, im Gegentheil, das Gift muß ein äußerst intensives sein, sonst würde es nicht so rapid gewirkt haben. War die Leiche jung oder alt, die der Herr secirt hat?“

Friedrich antwortete für den Patienten, denn dieser schien seinem verzerrten Mienenspiele nach zu schließen, eben einen heftigen Anfall körperlichen Schmerzes zu überstehen.

„Die Leiche war kaum zwölf Stunden alt.“

„Also jung, um so gefährlicher,“ meinte der Arzt.

Er gab dem Patienten etwas Aether, um seine Lebenskräfte anzufrischen.

„Und wir sollen, ganz ohne Kampf, mitansehen, wie er hier vor unseren Augen verlischt," meinte Friedrich. „Burt, sinne doch selbst nach, ich will und kann die Hoffnung nicht aufgeben; Verzweifeln wäre Sünde."

„Was halten Sie von einem Eisbade?" fragte der Arzt zu dem Patienten gewendet.

„Es wird keine Wirkung haben," erwiderte Burt mit schwacher Stimme, „aber versuchen Sie's, wenn Sie wollen." —

Es verging eine geraume Zeit, ehe das Bad hergestellt werden konnte. Das gesammte Schloß lag in tiefer Nachtruhe und die zur Herbeischaffung erforderlichen Dienstboten mußten erst aus dem Schlafe geweckt werden.

Als das Bad nach den Vorschriften des Arztes hergestellt war, wurde der Kranke, dessen Arm steif geworden, während sich auch die rechte Körperseite bereits schmerzhaft und an einigen Stellen geschwollen zeigte, von dem Arzte und Friedrich in die Wanne gehoben.

Kaum war der Patient in die kalte Flut gesunken, so schloß er die Augen, verzog den Mund zur Seite und ließ den Kopf willenlos sinken.

„Er stirbt uns unter den Händen," rief Friedrich im Tone der Verzweiflung.

„Es ist eine Ohnmacht," erwiderte der Arzt.

„Wir müssen ihn wieder herausnehmen und horizontal legen. Frottiren Sie ihm die Füße!“

Burt kam durch ein scharfes Riechmittel, das der Arzt anwendete, nach einiger Zeit wieder zu sich; er klagte über Frost nach dem Anfalle, der selbst nicht aufhören wollte, als man ihn bis an den Hals in wollene Decken eingewickelt hatte.

Friedrich zog den Arzt bei Seite. „Wie steht es?“ fragte er.

„Selbst dieses Gewaltmittel hat keine Wirkung gehabt,“ erwiderte der Gefragte. „Es steht schlecht.“

Friedrich ließ tief erschüttert den Kopf sinken.

„Sie geben ihn also auf,“ forschte er weiter.

„Er wird die nächste Nacht nicht überleben,“ erwiderte der Arzt.

Friedrich trat ans Fenster, er wollte seine Thränen nicht vor dem Fremden zeigen.

Der Morgen war inzwischen heraufgedämmert. Friedrich öffnete das Fenster. Wunderbar schlug ihm die frische Luft entgegen, der Gesang der Vögel, die unten im Parke laut wurden, berührte sein Ohr eigenthümlich. Es wollte ein schöner Sommertag werden. Klar hob sich die ferne Karpathenkette vom milchweißen Himmel ab.

Landskerrotitsch hatte inzwischen Angelika und die übrigen Hausgenossen von dem, was sich seit dem letzten Abend zugetragen, unterrichtet. Es war das erste, was Angelika über das Unglück, das ihren Freund betroffen, hörte, sie war aufs heftigste ergriffen. Be-

gleitet von Sophie Wangen kam sie jetzt an das Lager des Kranken.

Auch Friedrich kehrte dorthin zurück. Er war erschreckt über die Wandlung, die während seiner kurzen Abwesenheit mit den Zügen des Kranken vor sich gegangen war.

Sein Gesicht schien wie durch eine unsichtbare Hand in die Länge gezogen, die Farbe war geisterhaft bleich, die Augen erschienen größer, wie tief aus dem Inneren des Kopfes hervorbringend; ein merkwürdig flackerndes Licht leuchtete darinnen.

Angelika saß neben dem Lager, von Zeit zu Zeit legte sie dem Kranken die Hand auf die heiße Stirn und blickte ihm angstvoll in die jetzt stark arbeitenden Gesichtszüge.

Sophie stand am Fußende des Bettes, die Blicke des Sterbenden ruhten unausgesetzt auf ihr.

Alle schwiegen, denn man sah ihm an, daß sein Geist mit wichtigen Erwägungen beschäftigt war.

Burt schloß für eine Zeit die Augen; die Freunde unterhielten sich inzwischen im Flüstertone. Er schlug sie auf, und wieder leuchtete jene unheimliche Glut, die ihren Quell tief im innersten seiner Natur zu haben schien, daraus hervor.

Sein Zustand war ein wechselnder, oft schien er in ohnmachtähnlichen Schlaf zu verfallen, dann wieder schüttelten ihn heftige Fieberanfälle, zeitweis war er bei völlig klarem Bewußtsein. Dann unterhielt er sich in ruhiger beinahe heiterer Weise mit den Umstehenden; der nahende Tod hatte keinerlei Schrecken für ihn.

Friedrich nahm einen jener Augenblicke tiefen Schlafes wahr, in dem sich der Kranke befand, um das Zimmer auf einige Zeit zu verlassen. Die ganze vergangene Nacht hatte er ohne einen Augenblick Schlaf in angespanntester Erregung zugebracht, er fühlte sich zerrüttet und erschöpft, und wollte sich, um dem traurigen Bilde des sterbenden Freundes zu entfliehen, in den Park retten.

Er hatte nur wenige Schritte ins Freie gethan, als ihm Eva vom Schlosse her nachgeeilt kam.

Unwillig blieb er auf ihren Ruf hin stehen und ließ sie herankommen. Es erschien ihm wie eine Entweihung, daß sie sich zwischen ihn und seinen Schmerz drängen wollte.

Friedrich dachte daran, daß Eva den Sterbenden niemals zu würdigen verstanden, und er wußte, wie wenig dieser selbst von ihr gehalten, das verkleinerte sie jetzt in Friedrichs Augen.

Eva fragte pflichtgemäß nach dem Befinden des Kranken, und sprach die Hoffnung aus, daß sich sein Befinden bessern möchte.

Friedrich ärgerte ihre Art, er glaubte nicht, daß ihre Worte aufrichtig gemeint seien, er erklärte ihr mit kurzen beinahe rauhen Worten, daß Burt sterben müsse.

Evas Schrecken bei dieser Nachricht war nicht geheuchelt, sie empfand ein unüberwindliches Grauen vor allem, was mit Tod und Sterben zusammenhing.

Friedrich war äußerst wortkarg während des Ganges. Als sie es einmal versuchte, seine Hand zu ergreifen, entzog er sie ihr mit unwilliger Gebärde.

Nach kurzem Rundgange standen sie wieder vor dem Schlosse. Als Friedrich gehen wollte, hielt sie ihn an und sagte mit bittender Miene: „Verzeihe, daß ich Dich in diesem Augenblicke das frage, aber — hast Du seit gestern irgend etwas zu Dir genommen?"

„Wer denkt jetzt an Essen und Trinken!" erwiderte er.

„Das ganze Hauswesen ist umgestürzt," klagte sie, „die Prinzeß und ich haben kaum das Frühstück erlangen können. Und Du hast noch nichts gegessen; gestehe es! Du siehst sehr schlecht aus."

Friedrichs Miene verdüsterte sich bei ihren Worten; sie erschienen ihm unzart. Ohne ihre Frage zu beantworten und Abschied zu nehmen ging er, Eva schwer gekränkt stehen lassend. —

Im Krankenzimmer fand er den Grafen, Angelika, Sophie und den fremden Arzt.

Burt war wach und bei völligem Bewußtsein, er unterhielt sich mit Angelika, die noch immer neben ihm saß. Seine Stimme war matt, aber doch verständlich.

„Ich bin froh," sagte der Kranke, „daß ich in meinem Berufe sterbe, und schnell, nicht nach langem Siechthum; einen solchen Tod habe ich mir immer gewünscht."

„Wir können Ihren Gleichmuth nicht theilen," erwiderte Angelika. „Sie sehen Ihren Tod an, wie der Soldat das Ende auf dem Schlachtfelde, wie einen natürlichen Abschluß Ihrer Laufbahn. Sie

haben das Leben tausendmal muthig gewagt, und der Tod ist Ihnen ein vertrauter Bekannter, dem Sie oft genug begegnet. Aber für uns hat dieses Ende etwas grauenhaftes.“ —

Und indem sie das, was sie für Burt, bisher in den geheimsten Tiefen ihrer Seele, empfunden, jetzt im Angesichte seiner vom nahenden Tode bereits gezeichneten Züge ungescheut zu Tage treten ließ, sagte sie:

„Warum müssen Sie uns denn so schnell verlassen, mein Freund? Sie halten nicht viel vom Leben, und fürchten den Tod nicht, aber denken Sie an uns, die Zurückbleibenden, wir — ach, Sie wissen nicht, was Sie uns gewesen sind.“ —

Die sonst so kühle Frau, die sich stets in der Gewalt hatte, war sehr erregt; Burt bat sie, sich zu beruhigen, er wies auf ihren Zustand hin, der ihr Aufregungen verbiete.

„Lassen Sie die sterben, Gräfin,“ sagte er, „die zum Sterben reif sind. Ich habe mein Tagewerk vollbracht. Denken Sie an die Lebenden und die, die leben sollen. Das ist Ihre große Pflicht, und Sie werden sie herrlich erfüllen.“

Der Sterbende schwieg, dann nach einer Pause sagte er in gedämpfteren Tone, so daß nur Angelika und der Graf ihn verstehen konnten: „Machen Sie sich keine Sorgen, Gräfin, Sie werden eine leichte Entbindung haben; möchten Sie einem gesunden Kinde das Leben geben.“

„Wenn es ein Junge wird, soll er Konrad

heißen," meinte Landskerrotitsch unter Thränen, „das verspreche ich Dir, mein Freund." Der Sterbende konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Angelika reichte dem Kranken, der sich über Durst beklagte, zu trinken. Der Arzt trat heran und untersuchte die Temperatur des Körpers. Um das steigende Fieber zu bekämpfen, gab er Antifebrin, und ließ die Eisumschläge vermehren.

Lange Zeit herrschte jetzt Schweigen unter den Anwesenden; jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, denen die Nähe des Todes, die jeder fühlte, einen tieferen, weihevollen Gehalt gab.

Der Sterbende lag ruhig ausgestreckt, die Augen mit langverweilenden, durchdringend prüfenden Blicken auf die Umstehenden gerichtet, als wolle er die Bilder seiner Freunde noch einmal ganz in sich aufnehmen, ehe er von ihnen schied.

Auch auf Sophie Wangen blieben seine Blicke haften. Nur Angelika bemerkte, daß sie einen besonderen Glanz annahmen, so oft sie sich auf das junge Mädchen richteten.

„Sophie mag einmal meine Stelle einnehmen," sagte Angelika sich von ihrem Platze neben dem Kranken erhebend. Doch dieser hielt sie mit seiner gesunden Hand fest. „Nein, nein!" murmelte er, nur für Angelika verständlich. „Sie ist zu jung — viel zu jung. — Lassen wir sie bei ihrer Reinheit. — O, wie mich diese Reinheit anzieht." —

Der Mittag war bereits vorüber, nach längerem Schweigen begann Burt:

„Ich will jetzt von den Damen Abschied nehmen.“

Angelika legte noch einmal ihre Hand auf die Stirn des Sterbenden, und ließ sie da eine Weile ruhen, die starke Frau erbebte in tiefer Erschütterung, heiße Thränen fielen aus ihren Augen auf das Lager nieder.

Dann griff sie nach der gesunden Hand Burts, führte sie an ihre Lippen, riß sich los und ging aus dem Zimmer. —

Als Sophie herantrat, richtete sich der Kranke mit Anderer Hülfe in seinen Kissen auf.

„Weinen Sie um meinetwegen?“ fragte er.

„Ich habe Sie soviel Gutes thun sehn,“ erwiderte Sophie schluchzend; in ihrer Schlichtheit traf sie mit dem Worte das, was in Wahrheit das Größte an dem sterbenden Manne gewesen war.

Ein helles Licht der Verklärung flog über Burts Züge, er griff nach des Mädchens Hand, und schaute sie mit einem tiefglühenden Blicke an, seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein vernehmbares Wort über sie.

Dann ließ er die Hand fahren, wandte sich ab, und Sophie ging, nicht ahnend, wie dieses brechende Herz sie geliebt habe. —

„Ich möchte mit Friedrich allein sein,“ äußerte der Kranke.

Der Arzt gab Friedrich noch einige Verhaltungsmaßregeln, ehe er ging, und erklärte, im Nebenzimmer warten zu wollen, bereit, sobald man ihn brauchen würde, an das Krankenlager zurückzukehren.

Landskerrotitsch nahm Friedrich bei Seite. „Meinst Du, daß er sich geistlichen Zuspruch wünscht?“ fragte er.

Friedrich lächelte.

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte der Graf. „Er ist libre penseur, aber immerhin, er stirbt — enfin, ich halte das für comme il faut.“

„Ich werde ihn fragen,“ erwiderte Friedrich.

„Er hat sich jeden geistlichen Zuspruch verbeten,“ brachte er zurück.

Nun ging auch Landskerrotitsch. „Ich sehe Dich noch wieder,“ sagte er zu dem Kranken.

„Er irrt sich,“ meinte dieser. „Ich will niemanden mehr sehen, auch den Arzt nicht mehr. Rufe ihn nicht, wenn es schlechter mit mir wird. Hörst Du! — Jetzt möchte ich Dich bitten, einige Worte niederzuschreiben, die ich Dir in die Feder diktiren werde. Ich will ein Legat vermachen.“

Friedrich versah sich mit Tinte, Feder und Schreibmaterial.

Burt erklärte ihm zunächst, daß er sein Testament bereits gemacht und in Berlin beim Amtsgericht deponirt habe. Er wünschte, dasselbe solle völlig zu Recht bestehen.

Friedrich erfuhr, daß Burt in seinem Testamente eine Anzahl von ihm behandelter Kranker bedacht, sowie, daß er ein reiches Stipendium für arme Studirende der Medizin an der Berliner Universität gegründet habe. Seine Instrumente und Sammlungen waren einem naturwissenschaftlichen Kabinette vermacht.

Das Kodizill, welches er dem Testamente jetzt hinzufügte, bestimmte eine bisher noch nicht vergebene Summe von Fünfzigtausend Mark für Sophie Wangen.

Der Kranke ließ sich das Diktirte von Friedrich noch einmal vorlesen, unterschrieb und siegelte es dann mit der linken Hand.

„Die Besorgung dieser Sache lege ich in Deine Hände," sagte er, sich erschöpft von der Anstrengung zurücklehnend.

Friedrich nahm neben dem Krankenlager Platz. Plötzlich fragte ihn der Kranke: „Verstehst Du, warum ich dieses Legat gemacht habe?"

„Ich glaube Dich zu verstehen, mein Freund," erwiderte dieser, „seit vorhin, wo Du Abschied von ihr nahmst."

„So hast Du recht gesehen; ich liebe sie," sagte Burt mit zitternder Stimme, und für einen Augenblick trat eine Art Lebensfarbe an Stelle seiner Todtenblässe.

„Und nun mußt Du sterben," rief Friedrich aus, sprang auf und ging erregt durch das Zimmer. „Jetzt, wo das Leben so recht für Dich beginnen sollte. Ich glaube, diese Sophie wäre Deiner würdig gewesen. Du liebst sie und mußt sterben. Hat man je etwas tragischeres gesehen, als Dein Geschick."

„Du täuschest Dich," meinte Burt. „Ich würde mich niemals erklärt haben. Ich bin kein Mann, ein junges Geschöpf, wie sie, zu beglücken."

„Wenn sie Dich kennen lernte, mußte sie Dich lieben."

„Nein! — Selbst wenn wir den Unterschied im Alter übersehen wollen, so bleibt meine Lebensanschauung; sie hat nichts anziehendes. Diese unschuldige Kindesseele kränken mit dem, was wir unsere Lebensweisheit nennen, an der wir selbst schwer genug tragen — nein! Ich war nicht der Mann, sie glücklich zu machen. Mein Charakter hat nichts gastliches. Siehe mein düsteres Jugendgeschick an, seine Schatten reichen weit in mein Leben hinein, bedenke, das Verbrechen, dem ich meine Existenz verdanke. Ein Mensch, der aus solcher Quelle stammt, ist verdammt einsam zu bleiben, es ist gut, wenn er dahinscheidet, ohne ein anderes Menschenkind in den verhängnißvollen Kreis seines Daseins gezogen zu haben. Es ist gut, wenn der wilde Sprößling keine weiteren Sprossen treibt."

„Und hast Du Dich nicht gereinigt von jeglichem Makel! Wer kann für seine Geburt? Wir erhalten die Anlagen, aber was wir aus ihnen machen, dafür allein haben wir einzustehen. Du kannst auf Deinem Sterbelager mit Stolz auf Dein Leben zurückblicken."

Ein Schimmer von Befriedigung flog bei Friedrichs Worten über das Antlitz des Kranken.

„Es giebt einiges in meinem Leben, auf das ich in der That stolz bin," entgegnete er.

„Ich wünschte, ich könnte mit einem ähnlichen Bewußtsein dereinst meine Seele aushauchen. O, könntest Du mir doch etwas von Dir, von Deinem männlichen Charakter, Deiner großen Seele zurück-

lassen, mein Freund!" rief Friedrich. „Warum, ach warum mußt Du gehen!"

„Laß das," meinte Burt. „Ich scheide gern aus dem Leben. Es ist eine Last, mein Freund, die man mit Freuden von sich wirft." —

Nach einiger Zeit begann der Sterbende von neuem von Sophie zu sprechen; seine Gedanken schienen sich viel mit ihr zu beschäftigen.

„Sie ist rein und soll es bleiben," sagte er, mit kaum vernehmbarer Stimme vor sich hin sprechend. „Nichts unkeusches soll ihre Existenz trüben. — Daß es mir gelungen ist, die thierische Lust, der ich meine Existenz verdanke, in mir selbst niederzukämpfen, darauf bin ich stolz und doch, sie ist nicht aus meinem Blute getilgt, der Fluch ist nicht von meinem Haupte genommen, der Fluch der Sünde, in der ich geboren, ihn nimmt nur der Tod. Es ist gut so — mein Tod ist nicht tragisch, er ist ein Glück für mich, er ist eine Erlösung, eine Sühne."

Dann sagte er mit lauterer Stimme sich wieder zu Friedrich wendend:

„Ich fühle, daß ich die Besinnung bald verlieren werde. Ich will Dir noch ein Wort sagen, das Dich selbst betrifft: Laß von dieser Frau, Friedrich! Sie ist Dein Verderben. Ich habe Dich in früheren Tagen vor ihr gewarnt, ohne Erfolg, vielleicht daß Dir die Mahnungen eines Sterbenden tieferen Eindruck machen. Hier, im Angesicht des Todes sage ich es Dir: es giebt einen sittlichen Weltzusammenhang, und darum sittliche Pflichten; keiner vernachläßigt

sie ungestraft. — Das Sprechen wird mir schwer. — Prüfe genau, was Deine Pflicht ist, und dann überwinde Dich, sei nicht schwach gegen Dich selbst. In Dir steckt das Zeug zu Tüchtigem; es wäre ein Jammer, sollte es in Schmach zu Grunde gehen." —

Friedrich erwiderte nichts, gesenkten Hauptes saß er an dem Lager des Sterbenden.

Nach einiger Zeit begann Burt mit schwacher Stimme, kaum vermochte ihn Friedrich noch zu verstehen: „Deine Mutter wird sich Sophiens annehmen; sie ist in guten Händen. — Daß ich nicht sehen kann, wie sich dieses Mädchen entwickelt, wird mir schwer. — Ich hätte ihr mehr vermachen können, als die Fünfzigtausend, aber ich glaubte, es sei so am besten für sie. Sie ist verwaist, wäre sie dazu noch reich, so möchte sie großen Gefahren ausgesetzt sein."

Burt schwieg aufs äußerste erschöpft. Nach einiger Zeit machte er Friedrich ein Zeichen, ihm sein Ohr zu nähern.

„Wenn ich gestorben bin, hörst Du," brachte er mühsam hervor, „und sie erfährt von dem Legate, so kannst Du ihr sagen — ihr sagen —"

Das übrige erstarb in unverständlichem Gemurmel, aber Friedrich hatte den Freund verstanden, und versprach, seinen Auftrag auszurichten.

Bald darauf verfiel der Kranke in einen dumpfen, schlafartigen Zustand. Als Friedrich einen Eisumschlag erneuern wollte und dabei Burts Oberkörper entblößte, fand er die rechte Seite von der Schulter abwärts

roth unterlaufen. Seinem Versprechen gemäß, rief er den Arzt nicht herbei.

Es konnte sich hier nur noch um wenige Stunden handeln, das sah er jetzt selbst.

Später trat erneutes Fiebern ein. Der Kranke warf sich ruhelos auf seinem Lager umher, und erschien doch ohne Besinnung. Friedrich richtete mehrfach Fragen an ihn, und erhielt nur irre Antworten. Der Mann, der sich hier in Todeskrämpfen wand, war nicht mehr Burt.

Ein wildes Phantasiren begann. Der Sterbende schien mit einem Phantome, das ihn schreckte, in heftigem Kampfe begriffen. „Du hast mich mit dem Fluche des Lebens beladen, sei verflucht dafür!" rief er mehrmals hintereinander.

Friedrich wußte, zu wem der Sterbende diese Worte spreche.

Dann trat eine Pause ein. Plötzlich begann das Irrereden von neuem; eine andere Erscheinung schien seine Seele zu foltern. „Das Messer weg!" schrie er mit überlauter Stimme.

Friedrich konnte nicht ahnen, welche Scene der Sterbende hier noch einmal durchlebte.

Allmählich wurde er ruhiger. Ein milder Zug legte sich über seine Züge. Er schien ein Zwiegespräch mit einer dritten Person zu führen. Seine Stimme war kaum noch flüsternd, aber die Verklärung, die aus seinem Gesichte strahlte, sagte Friedrich, wer jetzt bei ihm sei. —

Als er den Kranken jetzt wiederum in tiefem

Schlummer sah, trat Friedrich ans Fenster. Der Abend sank bereits hernieder.

Sein Herz war voll tiefer Wehmuth. Die Gedanken flogen zurück in die Kindheit, wo Doktor Burt Arzt und Freund zugleich im Hause seiner Eltern gewesen war.

Friedrich gedachte seiner kindlichen Schwärmerei für den eigenartigen Mann, wie manches Wort des Arztes aus jener Zeit klang ihm noch im Ohre, als sei es gestern gesprochen. Auch der letzte Winter mit seinen gemeinsamen Erlebnissen kam ihm ins Gedächtniß. Tiefe Reue beschlich Friedrich, warum hatte er damals nicht auf den warnenden Ruf des Freundes gehört. Er bohrte den Stachel herbster Selbstanklage in sein Inneres. Welches hehre Beispiel einer sittlichen Lebensführung hatte ihm Burt gegeben, und wie wenig hatte er sich dieses Vorbild zu Nutzen gemacht. Jetzt erst verstand und würdigte er den Freund in seiner schlichten Größe, seine Gestalt wuchs vor ihm ins Uebermenschliche. Mächtig klang jenes „zu spät!" in Friedrichs Seele wieder, das uns jedes Sterbelager eines geliebten, und doch niemals genug geliebten Menschen predigt. —

Er hatte lange im offenen Fenster gelegen. Die Nacht war in voller Dunkelheit niedergesunken. Da er kein Geräusch vom Bette her vernahm, glaubte Friedrich, der Kranke schlummere weiter. Schließlich begab er sich an das Lager zurück und beleuchtete den Kranken. Der starre Ausdruck des Gesichtes

machte ihn stutzen. Er hob die Hand des Freundes auf, sie fiel schwer auf die Decke zurück. —

Friedrich rief den Arzt aus dem Nebenzimmer herbei, der den Tod konstatirte; er nahm Herzschwäche als Todesursache an.

Friedrich hatte es nicht nöthig, dem Verstorbenen die Augen zuzudrücken, da sie geschlossen waren.

Die Züge der Leiche zeigten sich durchaus nicht verzerrt. Ernst war ihr charakteristischer Ausdruck; jener Ernst, der das Gesicht des Arztes bei Lebzeiten selten verlassen, jetzt noch verstärkt, durch den Stempel eherner Ruhe, welchen der Tod ihnen aufgedrückt.

Landskerrotitsch kam herauf. Nachdem er am Lager des Todten reiche Thränen vergossen, begaben sie sich hinab, um den übrigen Hausgenossen Burts Tod zu verkünden.

Sehr verschieden war die Art und Weise, wie die vier Damen die Nachricht aufnahmen.

Die Prinzessin bekreuzigte sich und murmelte etwas, das ebensogut ein Fluch, wie ein Gebet sein konnte. Eva erbleichte und zitterte vor Schreck wie ein Espenlaub. Angelika blieb ruhig, aber große, heiße Tropfen liefen ihr über die Wangen herab. Sophie öffnete ein Paar weite, verwunderte Kinderaugen, als sei ihre junge Seele noch nicht im Stande, das große Geheimniß des Todes zu erfassen. —

Elftes Kapitel.

Sophie Wangen wußte noch nichts von dem Legate, das ihr der Verstorbene ausgesetzt. Friedrich hatte den Grafen und Angelika davon benachrichtigt, er hielt es an der Zeit, auch die Bedachte selbst damit bekannt zu machen.

Am zweiten Tage nach Burts Tode — die Leiche lag noch unbestattet — gegen Abend, forderte er das junge Mädchen zu einem gemeinsamen Gang in den Park auf.

Sophie sah ihn erstaunt an, sie war es nicht gewohnt, daß Friedrich sich sonderlich mit ihr abgab, aber willig und arglos wie sie war, fand sie sich schnell dazu bereit, mit ihm zu gehen.

Friedrich war in Verlegenheit, wie er das einleiten sollte, was er dem jungen Mädchen zu eröffnen hatte. Das Bewußtsein, daß er sie bisher so völlig vernachläßigt habe, war ihm unbequem, und machte ihm jetzt, wo er sich ihr gegenüber eines so delikaten Auftrages zu erledigen hatte, unsicher und verlegen.

Friedrich begann von dem für beide Theile nächstliegenden, von seiner Mutter, zu sprechen. Er sagte, daß er schon längere Zeit hindurch nichts von ihr gehört, worauf Sophie erklärte, sie habe auf ihre letzten

beiden Briefe an Frau von Choiseule ebenfalls noch keine Antwort erhalten.

Das Thema erregte in Friedrich nichts weniger als angenehme Gedanken. Es fiel ihm ein, daß er seiner Mutter den gemeinsamen Aufenthalt mit Eva in Dzöröneck bisher verheimlicht habe; jedenfalls hatte sie durch die Briefe des jungen Mädchens Kunde davon erhalten. Er überlegte, welchen Eindruck diese Nachricht auf seine Mutter gemacht haben mochte.

Dann riß er sich mit Gewalt von solchen Ueberlegungen los, die er auf einen späteren Zeitpunkt verschob und wendete das Gespräch nunmehr dem Tode des Freundes zu.

Sophie wollte wissen, ob Doktor Burt noch viel habe leiden müssen, nachdem sie ihn nicht mehr gesehen. Friedrich berichtete ihr mit Ausführlichkeit den weiteren Verlauf seines Dahinscheidens. Es hätte ihn interessirt, ausfindig zu machen, ob Sophie Burts Neigung für sie erkannt, und vor allem, ob sie dieselbe erwidert habe. Aber er vermochte in ihren Mienen und Worten nichts zu entdecken, als allgemein menschliches Mitleid mit dem Schicksal des Verstorbenen, aber nichts von leidenschaftlichem Schmerz; einen tiefergehenden Eindruck hatte der Freund nicht auf das junge Mädchen hervorgebracht, das er so heiß geliebt. —

Endlich begann Friedrich von dem letzten Willen des Verstorbenen zu sprechen.

Als er Sophie erklärt hatte, daß sie mit der Summe von Fünfzigtausend Mark von ihm bedacht

worden sei, mußte er den Satz mehrfach wiederholen, ehe sie überhaupt die Thatsache in sich aufnahm; aber auch dann noch fehlte ihr jegliche Erklärung für das Vernommene.

Friedrich begann den Schleier von Burts Herzensgeheimniß zu lüften, soviel als es ihm möglich war, gab er wörtlich wieder, was der sterbende Freund über sie geäußert hatte.

Das Mädchen an seiner Seite schwieg, aber an der purpurnen Röthe, die ihre sonst so bleichen Züge überzog, erkannte er, daß diese Nachricht sie nicht gleichgültig lasse.

Für jedes weibliche Wesen ist es ein bedeutungsvoller Augenblick, wo sie selbst entdeckt, oder durch andere erfährt, daß sie die Liebe eines Mannes gewonnen hat.

Sophie wurde von der Entdeckung nicht minder tief ergriffen, weil das Herz, das für sie geschlagen, jetzt kalt war.

Wie oft wirkt die Erinnerung an Verstorbene gewaltiger auf uns, als die Gegenwart der Lebenden.

Die Gestalt des Todten erschien ihr in dem idealen Lichte des Ueberirdischen. Sie staunte und vermochte es kaum zu fassen; er, der edle, der große Mann hatte sie geliebt, das einfache unbedeutende Mädchen. Ein wunderbares Gefühl, neu für sie, gemischt aus geheimer Wonne und schamhaftem Erschauern erfaßte ihre Seele, als sie von seiner Liebe erfuhr. Darein mischte sich der Schmerz um seinen Tod; auch ihr klang das „zu spät!“ in die Ohren, das Friedrich

an der Leiche des Freundes empfunden hatte. Reuig sagte sich Sophie, daß ein Glück an ihr vorübergegangen sei, während sie mit verbundenen Augen dagestanden. Und diese Selbstanklage vermehrten die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit für den Verstorbenen in ihr, eben weil sie für ihn zu spät kamen.

Daß ihre Situation sich durch das Vermächtniß völlig geändert habe, daß ihre Zukunft nunmehr gesichert, nicht mehr rein von der Güte Anderer abhängig sei, daran dachte Sophie kaum; ihr war die Gabe allein darum werth, weil sie von ihm kam, weil sie ihr ein greifbarer Beweis seiner Neigung war.

Sie lebte im Geiste noch einmal die letzten Wochen durch: ihre Thätigkeit unter des Verstorbenen Anleitung, jene mitternächtliche Scene an dem Lager der Wahnsinnigen, von der sie nunmehr als einzige Zeugin übrig war, und sein trauriges Dahinscheiden, dessen letzte Gedanken und Worte, wie sie erfuhr, ihr gewidmet waren. —

Sophie stand an der bedeutsamen Schwelle, wo in der Frau das Kind aufhört und das Weib anfängt. Die bedeutsame Erfahrung dieser Stunde vollendete das mit einem Schlage in ihr, was die Natur zu Ende zu führen bisher verzögert.

Ihr Inneres war in tiefer, nachhaltiger Bewegung; ihre Erregtheit vor den Augen ihres Begleiters zu verbergen, wäre unmöglich gewesen, aber sie dachte daran auch garnicht; sie schämte sich ihres Schmerzes

und seiner Aeußerung nicht, und ließ die Thränen fließen.

Friedrich hatte längst im Sprechen innegehalten, er ahnte etwas von dem, was in der Seele seiner jungen Begleiterin vorging.

Da die Dunkelheit hereinzubrechen begann, hielt er es für angezeigt, seine und ihre Schritte dem Schlosse zuzulenken.

Auf der Terrasse fanden sie die Oblonska in Evas Gesellschaft.

Evas Augen richteten sich erstaunt und gespannt auf Friedrichs und Sophiens Züge, als sie die Beiden von so spätem Spaziergange zurückkehren sah. In dem Gesichte des jungen Mädchens waren trotz der Dämmerung die Spuren der Erregung noch deutlich zu erkennen.

Mit ihrem süßen Lächeln wandte sich die Oblonska an Friedrich: „Quel beau soir n'est ce pas, monsieur! — mais la jeune fille me parait échauffée,“ meinte sie Sophie fixirend, „il ne fait pourtant pas si chaud.“

Ein Diener, der Friedrich zur Gräfin entbot, beendete diese für ihn peinliche Scene.

Angelika war keine weichmüthige Natur. Sie liebte es nicht, wie so viele andere Frauen, sich der sentimentalen Lust der Wehmuth hinzugeben. Die tieferen Bewegungen ihres Inneren spielten sich bei ihr unter einer unbewegten Oberfläche ab, sie war volle Meisterin ihrer Gefühle.

Als Friedrich in ihr Boudoir trat, empfing sie

ihn im Fauteuil sitzend, und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, neben ihr Platz zu nehmen. Vor ihr auf einem Tischchen lagen Briefschaften.

„Hier ist ein Brief für Sie, Herr von Choiseule,“ hob sie an, „er war in einem Briefe Ihrer Frau Mutter an mich eingeschlossen.“

Friedrich überkam unbehagliches Erstaunen.

„Ich möchte, daß Sie den Brief gleich lesen,“ fuhr Angelika fort. „Ich glaube, er steht im Zusammenhange mit dem, was ich hier habe. Wir wollen dann darüber sprechen.“

Friedrich erbrach seinen Brief und las:

„Mein Sohn! Wochen und Wochen habe ich vergeblich auf eine Beantwortung meines letzten Briefes an Dich gewartet. Dann, weil ich nicht einmal ahnte, wo Du Dich hingewendet, schrieb ich nach Wien, Deinem letzten Aufenthalte, von dem ich wußte. Ich erhielt den Brief zurück mit dem Bemerken, Du seiest in Wien nicht zu ermitteln. Die lebhafteste Sorge um Dich ergriff mich bereits. Da erfahre ich, wie durch Zufall, wo Du bist, und in wessen Gesellschaft — Friedrich, so lange Du offen zu Werke gingst, mußte ich Dich als einen Verirrten beklagen, aber ich konnte in Dir doch wenigstens meinen Sohn anerkennen; nun aber, wo Du Dich verbirgst wie der gewöhnlichste Verbrecher, der die Entdeckung fürchtet, muß ich Dich verachten. — Ich will keine weiteren Worte an Dich verschwenden, ich weiß, die Leidenschaft hat Deine Augen so verblendet, daß Du Recht nicht mehr von Unrecht zu unterscheiden vermagst, hat

Dein Ohr der Stimme der Vernunft gegenüber taub gemacht. Du brauchst keine weiteren Mahnungen von mir zu befürchten, Du bist gewarnt. Gehe diesen Weg weiter, Du wirst sehen, wohin er Dich führt. Zwischen uns ist das Tuch zerschnitten. Merke wohl auf: mit dieser Frau an Deiner Seite hoffe auf keine Aussöhnung mit mir. Deine Mutter."

Friedrich, der sich von Angelika beobachtet fühlte, nahm sich zusammen, um die Erregung nicht zu zeigen, die ihm diese Worte seiner Mutter verursachten.

„Sie sagten, Gräfin, auch Sie hätten einen Brief von meiner Mutter erhalten," wendete er sich an sie.

„Hier ist er, lesen Sie ihn."

Frau von Choiseules Brief an Angelika lautete:

„Verehrte Gräfin. Mein Brief betrifft das junge Mädchen, das Sie mit soviel Güte in Ihrem Hause aufgenommen haben, Sophie Wangen. Sie wissen, daß dieses Kind von seiner sterbenden Mutter meiner Obhut anvertraut worden ist. Ich fühle mich für das leibliche und seelische Wohl dieser Waise verantwortlich und denke, ich werde dereinst seiner Mutter in einer besseren Welt Rechenschaft abzulegen haben, darüber, wie ich ihr Kleinod bewahrt habe. —

„Entschuldigen Sie diese Abschweifung, sie soll nur das erklären und rechtfertigen, was ich weiter vorzubringen habe. Der Aufenthalt des jungen Mädchens in Ihrem Hause ist gewiß von großem Vortheile in mehr als einer Hinsicht für sie gewesen, und ich könnte nur wünschen, daß Sophie noch länger von Ihrer und Ihres Grafen Gemahls Gastfreund-

schaft Gebrauch machte, wenn ich nicht durch den letzten Brief des jungen Mädchens erfahren hätte, daß sich nicht nur Frau Eva Mörner, sondern auch mein Sohn Friedrich in Ihrem Hause aufhält. —

„Um dem Mißverständnisse sofort vorzubeugen, als hätte Sophie in diesem Umstande irgend ein Arg gefunden, theile ich Ihnen mit, daß sie die Anwesenheit der Beiden in ihrem Briefe ganz zufälligerweise erwähnt. Sie ist ein viel zu argloses Kind, um irgend welcher indiskreten Zwischenträgerei, die ihr vielleicht dieser Erwähnung wegen zur Last gelegt werden möchte, mit Bewußtsein fähig zu sein.

„Ein Urtheil über das Verhalten meines Sohnes abzugeben, ist hier nicht der Ort. Er ist mündig und trägt selbst die Verantwortung für sein Thun; ich habe keine Gewalt in Händen, um seine Wege zu bestimmen, aber über jenes junge Mädchen, das meiner Fürsorge anvertraut wurde, ist mir allerdings jene Gewalt geblieben. Ich stehe dafür ein, vor meinem Gewissen und einem höheren Richter, daß ihre junge Seele nicht gekränkt werde. — Sie werden mich also nicht mißverstehen, verehrte Gräfin, wenn ich Sie um Erlaubniß bitte, das junge Mädchen wieder zu mir zurückzunehmen. Ich würde mich selbst aufgemacht haben, um sie abzuholen, aber meine Gesundheit hat unter dem schweren Herzeleid, das ich in letzter Zeit erfahren, zu sehr gelitten, als daß ich die weite Reise wagen könnte.

„Ich denke, wenn Sie Sophie mit Reisemitteln versehen, die Ihnen umgehend zurückerstattet werden

sollen, und wenn Sie ihr den Weg genau vorschreiben wollen, so wird sie sich mit Gottes Hülfe allein bis zu mir finden.

„Schließlich bitte ich Sie noch, meinen wärmsten Dank für all die Güte und Liebenswürdigkeit, die sie für meinen Pflegling gehabt haben, hinnehmen und denselben auch ihrem Herrn Gemahl übermitteln zu wollen. Ich verbleibe Ihre ganz ergebene Ida von Choiseule."

Hatte der Inhalt des ersten Briefes Friedrich bestürzt, so verwirrte ihn dieser vollends.

Die Art und Weise, wie seine Mutter über ihn und sein Verhältniß zu Eva in indirecter Weise, einer dritten Person gegenüber, sich geäußert hatte, machte ihm tieferen Eindruck, als ihr offener, gegen ihn gerichteter Tadel. Angelika gegenüber, in der er eine Zeugin seiner Demüthigung sah, empfand er die heftigste Scham.

Gesenkten Hauptes saß er vor ihr, er fühlte wohl ihren kühlen, mißbilligenden Blick auf sich ruhen, dann gab er ihr den Brief zurück und sie erröthend anblickend, fragte er: „Hat Sie der Brief meiner Mutter beleidigt, Gräfin?"

„Nein," erwiderte diese, „nicht im mindesten. Ich finde, daß Ihre Frau Mutter sehr Recht hat. Ich bin völlig mit ihr einverstanden."

„Daraus folgt ein schwerer Vorwurf für mich," erwiederte Friedrich.

Eine längere Pause gab ihm die Bestätigung seiner Worte.

„Ich habe Sie in eine sehr peinliche Lage gebracht, Gräfin," fuhr er nach einiger Zeit fort.

„Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, Herr von Choiseule," gab sie zurück, „daß Sie nicht offen mir gegenüber zu Werke gegangen sind. Sie haben mich nicht ahnen lassen, daß Ihre Frau Mutter nichts von Ihrem und Evas Hiersein wußte. Freilich auf mich selbst fällt ein großer Theil der Schuld; ich hätte Ihr Zusammensein mit Eva unter einem Dache niemals dulden sollen. Mein Gefühl sträubte sich auch dagegen von Anfang an, aber ich habe mich durch das Zureden meines Mannes und weil ich für Eva ein unangebrachtes Mitleid empfand, verleiten lassen, ein Auge zuzudrücken. Das war falsch und eine große Thorheit, die sich in mehr als einer Beziehung gerächt hat."

Friedrich athmete etwas beruhigter auf. Angelikas Vorwürfe waren weniger scharf ausgefallen, als er erwartet. Vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an, hatte er ein unbedingtes Vertrauen zu dieser Frau gefaßt, heute mehr denn je, fühlte er ihr gegenüber das Bedürfniß, sein Herz von manchem Schweren, das ihn bedrückte, zu entlasten und auch sich in ihren Augen doch in etwas von seiner Schuld zu reinigen.

„Sie haben nur zu Recht, Gräfin," begann er. „Ich hätte niemals hierher kommen sollen, während Eva sich in Ihrem Hause aufhielt. Mein Verhältniß zu ihr ist durch diesen Sommer in keiner Weise gefördert worden. Ich bin dem Ziele einer Verbindung

mit ihr, nicht um einen Schritt näher gekommen. Ich könnte verzweifeln, wenn ich bedenke, wie nutzlos für uns die Zeit verstrichen ist. Der jetzige Zustand ist unhaltbar. Statt uns näher zu kommen, hat uns dieser Sommer immer weiter auseinandergebracht. Oft bin ich auf dem Punkte gewesen, mich zu fragen, ob wir überhaupt für einander geschaffen sind. Aber solchen Gedanken darf ich keinen Platz einräumen. Denn zugegeben, ich hätte mich getäuscht, so würde das nichts anderes heißen, als daß die Rechnung meines Lebens zu einem falschen Resultate geführt hat. Auseinandergehen können wir nicht mehr, das würde unser Beider Untergang bedeuten. Ich muß einen anderen Weg zum Ziele suchen, der jetzige war verfehlt. Ich hätte Evas Bitten, hierherzukommen, niemals nachgeben sollen. Das war eine Schwachheit von mir, die wir nun zu büßen haben. Ich habe einen Bruch mit meiner Mutter herbeigeführt, der schwer auszugleichen sein wird. Und was mir das peinlichste ist, ich habe Sie, Gräfin, für all die Liebenswürdigkeit und gütige Nachsicht, die sie für uns gehabt, in die fatalste Lage gebracht. Ich werde mir das nie verzeihen, selbst wenn Sie es mir verzeihen sollten."

Friedrich hielt inne, und wartete auf eine Erwiderung Angelikas.

Sie ging nicht auf seine letzten Worte ein, sondern sagte:

„Die wichtigste Frage erscheint mir, was soll in der nächsten Zeit mit Eva geschehen."

„Das ist auch für mich die wichtigste Frage," meinte Friedrich. „Ich selbst gehe selbstverständlich von hier, sobald nur die Beerdigung unseres Freundes vorüber ist. Meine Pflichten sind mir klar vorgezeichnet. Ich muß Evas Gatten bewegen, in die Scheidung einzuwilligen, ich habe meine Mutter mit dem Gedanken unserer Verbindung auszusöhnen, und ich muß mir eine Existenz schaffen, um Eva ein gesichertes Heim bieten zu können. Wie lange ich zu diesen drei Dingen Zeit brauche, weiß ich nicht, vielleicht lange, vielleicht auch, wenn mir das Glück hold ist, eine kürzere Zeit. Eva will ich nicht wiedersehen, bis ich sie zum Altare führen kann; die Erfahrung dieses Sommers soll mir eine Lehre sein. Aber ich muß dafür sorgen, daß Eva während der kommenden Zeit eine Heimath hat."

Friedrich ließ von neuem eine Pause eintreten. Er hoffte, Angelika werde die Frage an ihn richten, ob er bereits einen geeigneten Aufenthaltsort für Eva wisse, aber die Gräfin schwieg, und aus ihrer Miene vermochte er nicht zu entnehmen, wie sie seine bisherigen Worte aufgenommen habe.

Friedrich fuhr daher fort: „Ich weiß nur einen einzigen Ort, wo ich Eva sicher und in besten Händen wüßte, und das ist hier bei Ihnen, Gräfin. Sie haben schon soviel für uns gethan, daß ich Sie auch noch um dieses Opfer zu bitten wage."

Angelika ließ ihn lange mit der Antwort warten, endlich sagte sie: „Gut, Eva mag hier bleiben; ich

sehe, daß es wirklich keinen anderen Ort in der Welt giebt, wo sie hingehen könnte."

Friedrich sprang auf und neigte sich über die Hand der Gräfin.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!" rief er aus. „An Ihnen besitzt Eva ein wirkliche Freundin."

„Unsere Freundschaft," meinte Angelika mit ironischem Lächeln, „nun, die ist wohl längst in die Brüche gegangen, — nein, wenn ich noch etwas für Eva thue, so geschieht es, weil ich mich in dieser Angelegenheit als eine Art von Mitschuldige betrachten muß. Es würde mir eine Beruhigung sein, wenn Ihre Sache einen leidlichen Ausgang nähme."

„Das soll sie, Gräfin," rief Friedrich, „verlassen Sie sich auf mich! Sie dürfen es nicht zu bereuen haben, daß Sie sich mit uns eingelassen. — Schon um Sie nicht zu kompromittiren, will ich meine Kräfte aufs Aeußerste anspannen, um uns endlich aus dieser zweifelhaften Lage herauszubringen."

„Schon gut!" unterbrach ihn Angelika. „Ich wollte noch wegen des jungen Mädchens, wegen Sophie, mit Ihnen sprechen. — Zunächst werde ich an Ihre Frau Mutter schreiben, um einer Ansicht derselben entgegenzutreten, die ich zwischen ihren Zeilen lese. Ich glaube sagen zu dürfen, Sophie hat in meinem Hause keine Gelegenheit gehabt, ein unpassendes Wort zu hören, oder Zeuge einer fraglichen Situation zu werden. Dann muß Ihre Frau Mutter doch auch erfahren, welch unerwartetes Glück dem Kinde in den Schooß gefallen ist —"

„Haben Sie gewußt, daß er sie liebte?“ wendete sie sich beinahe schroff an Friedrich.

Friedrich verneinte.

„Nun, ich habe es gewußt,“ sagte sie, und schwieg.

„Stach soll Sophie bis Wien bringen,“ fuhr sie dann fort. „Dort lasse ich sie bei Bekannten übernachten und unter sicherer Begleitung weiterbringen. Ihre Mutter soll mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich leichtfertig mit dem mir anvertrauten Kleinod umgegangen sei.“ —

„Jetzt, Herr von Choiseule,“ sagte sie plötzlich mit stockender Stimme, die Augen schließend, „bitte, gehen Sie! Die letzten Tage waren sehr schwer für mich.“

Friedrich verließ mit leisem Tritte das Boudoir.

Zwölftes Kapitel.

Eva Mörner hatte niemals irgend welche Sympathie für Doktor Burt gefühlt. In seiner Gegenwart empfand sie stets ein Gefühl von Unbehagen und Abneigung, das sich zu Aerger und Eifersucht

steigerte, als sie nach mehrfachen Versuchen, Friedrich von seiner Neigung für Burt abzubringen, erkennen mußte, daß die Treue der Beiden unerschütterlich sei.

Burts plötzlicher Tod hatte sie nicht gleichgültig gelassen, aber es war weniger Erschütterung, oder gar Schmerz, was sie empfand, sondern jener Schreck, wie er jede schwache Seele befällt, wenn der Knochenmann nahebei vorübergeht.

Die Oblonska hatte ihr jedoch bald über ihre kleinmüthige Stimmung hinweggeholfen. Sie war cynisch genug, das Andenken des Verstorbenen durch Spottreden zu verunglimpfen.

Doch es schien, als wolle selbst der todte Freund Eva in Friedrichs Herz Konkurrenz machen.

Seit jenem kurzen Gange im Parke, während Burt noch mit dem Tode rang, hatten sie sich einander noch nicht wieder genähert. Sie, weil sie eine ungerechte Kränkung erfahren zu haben vermeinte, deren Abbitte sie erwartete, er, weil die Eva betreffenden Worte des sterbenden Freundes nicht verfehlt hatten, Eindruck auf ihn zu machen.

Sie war ihm in den letzten ereignißvollen Tagen zu einer Fremden geworden.

Eva fühlte die Vereinsamung schwer und beklagte sich aufs bitterste bei ihrer Vertrauten, der Prinzessin über Friedrichs Verhalten.

Die Oblonska hielt mit ihrem guten Rathe nicht hinter dem Berge und sagte:

„Mais vous le gâtez, ma chérie, je vous

l'ai dit mille fois vous le gâtez. Il ne faut pas tant s'occuper d'eux, de ces hommes. Je suis de l'ancienne école, moi, j'ai vu des ducs et des ambassadeurs à mes pieds, je les connais ces gaillards, ils se valent tous. — Je vous le répéte, il faut qu'on les traite en canaille et vous verrez, qu'ils vous lècheront les souliers. —"

Und Eva befolgte den Rath der Alten.

Als Friedrich Abends, nach jener Unterredung mit Angelika, sich Eva näherte und sie um Gehör bat, nahm sie die hochmüthigste Miene an, die ihr zu Gebote stand, und gab ihm zur Antwort: „Sie irren sich, Herr von Choiseule, ich bin nicht Fräulein Wangen."

Damit verschwand sie nach ihrem Zimmer.

Friedrich wußte nicht, wie er ihr Benehmen deuten sollte. Schwer besorgt zog er sich an diesem Abend zurück und nur den Anstrengungen der letzten Tage dankte er es, daß er in jener Nacht Schlaf fand.

Am nächsten Tage fand Burts Beerdigung statt. Landskerrotitsch hatte bestimmt, daß die Leiche in der Seitenkapelle einer in dem nächsten Städtchen gelegenen Kirche, wo sich das gräfliche Erbbegräbniß befand, beigesetzt werde.

Der Priester, welcher Bedenken wegen der Einsegnung der Leiche geäußert, als er erfuhr, der Verstorbene sei Protestant gewesen, fügte sich dem ausdrücklichen Wunsche des Grafen, auf dessen Unter-

stützung dieser Inhaber einer schlecht dotirten Stelle angewiesen war.

Früh am Morgen wurde die Einsargung vorgenommen, ein Akt, dem Friedrich beiwohnte, dann wurde der Sarg nach dem Begräbnißplatze vorausgefahren.

Gegen Mittag begaben sich der Graf, Friedrich, Angelika und Sophie im geschlossenen Wagen ebenfalls dahin.

Das Wetter paßte zu dem traurigen Vorgange. Es war der erste schlechte Tag seit langer Zeit. Der Sturm bog die Bäume zur Seite der Landstraße und warf den Regen in Güßen gegen die Fenster des Landauers.

Angelika hatte es sich nicht nehmen lassen, an der Beisetzung theilzunehmen. Ein wunderbarer Kontrast diese beiden Frauen, die Gräfin und Sophie, heute noch ausgesprochener als gewöhnlich.

Angelika in den schwarzen Schleiern ihrer Trauertoilette, majestätisch, aber zu groß in den Formen, um schön zu sein. Sie weinte nicht. Was hinter ihrer weißen Stirn vor sich ging, konnte niemand ahnen, ihre Augen spiegelten wie gewöhnlich kühle Ruhe wieder, heute waren sie oft wie beobachtend auf Sophie Wangen gerichtet.

Sophie hatte das einzige Trauerkleid, das sie besaß, angelegt, dasselbe, welches sie zum Begräbnisse ihrer Mutter getragen, und machte darin den Eindruck eines halbwüchsigen Kindes. Sie war tief ergriffen, sie schämte sich ihres Schmerzes nicht, und

machte keine Versuche, ihn zu verbergen. Die erste schlaflose Nacht in ihrem jungen Leben lag hinter ihr. Sie weinte viel, und Friedrich, der ihr gegenüber saß, fühlte das heftige Zittern ihrer Glieder. —

Die Begräbnißkapelle, das Anhängsel einer im Jesuitenstyle gehaltenen umfangreichen Kirche, bildete ein mäßig großes Achteck von abgestumpften Ecken. Wände und Decken waren mit reichen, theils vergoldeten Barockzieraten ausgestattet. Der Boden bestand aus Steinplatten in Sternform gelegt, die nach der Mitte zu schmäler, nach den Wänden zu breiter wurden. Einer jeden solchen keilförmigen Platte entsprach ein unterirdischer Begräbnißplatz. An der Wand zeigte dann ein Monument Namen und Wappen, oder auch das Konterfei des Bestatteten. In der Mitte der gewölbten Decke war das Familienwappen in Stuckatur angebracht, an den vier Enden von pausbäckigen Stuckengeln gehalten. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Altar mit einem stark nachgedunkelten Gemälde, vor diesem hing ein ewiges Lämpchen hernieder.

Neben der geöffneten Grabstätte stand der Sarg, auf hohem Gestell aufgebahrt, mit einer goldverbrämten Decke verhangen. Ein mächtiges Kreuz von weißen Blüthen lag darüber. Neben dem Sarge stand der treue Diener des Todten, Krätzer, der die Aufbahrung besorgt hatte.

Kerzen waren am Altare und um den Sarg angezündet. Der süßlich betäubende Geruch des Weihrauchs herrschte in dem Raume.

Landskerrotitsch hatte, als er anordnete, daß sein Freund mit all den Ehren beigesetzt werde, die einem Mitgliede seines Hauses zukamen, geäußert, jedes Fürstengeschlecht müsse stolz sein, einen solchen Mann todt oder lebendig zu den Seinen zu zählen.

Als Friedrich jetzt den Wappenschmuck und all die Insignien eines edlen Geschlechtes ringsum erblickte, mußte er daran denken, welches Blut in den Adern des Freundes gerollt habe. Er allein wußte um das Geheimniß von Burts Abstammung.

Landskerrotitsch wünschte, daß auch Burt seinen Denkstein erhalte, wie die übrigen hier Beigesetzten. Er hatte Friedrich gebeten, eine Aufschrift für den Stein abzufassen, Friedrich glaubte Burts Andenken am besten mit folgenden Worten gerecht zu werden:

„Hier ruht Konrad Burt, von dem seine Freunde wissen, daß er der Edelsten einer gewesen, der über die Erde gegangen.“ —

Der Priester, welcher einige zigeunerhaft aussehende Chorknaben neben sich hatte, war selbst eine wenig ansprechende Erscheinung mit rundem Kopf, schwammigen Gesichtszügen, buschigen Brauen, schlecht rasirt und mißmuthig dreinschauend. In monotoner Weise leierte er lateinische Sprüche herab, von denen nur hie und da ein Wort verständlich wurde.

Friedrichs Gedanken schweiften weit ab von der Handlung.

Jene Frage, die sich uns an einem Sarge mit Gewalt aufdrängt: was wird aus dem, der von uns gegangen, hatte ihn in ihrer ganzen Fürchterlichkeit erfaßt.

Er dachte an ein Wort Burts, das dieser bei der Sektion jenes jungen Slovaken, die ihm das Leben kosten sollte, geäußert hatte.

Während er die Hirnschale auseinandersprengte und über die vermuthlichen Sitze der verschiedenen Sinnescentren sich äußerte, hatte der Arzt ungefähr folgendes gesagt:

„Die Seele ist eine Funktion des Gehirns. Mit dem Augenblicke, wo das Gehirn aufhört thätig zu sein, endet auch die Seelenthätigkeit; ebenso wie die Thätigkeit der Muskeln mit dem Tode zu Grunde geht. Eine Funktion ohne Organ aber, läßt sich ebensowenig denken, wie der Ton eines Musikinstrumentes selbstständig ohne dieses."

Jetzt, wo der Sprecher dieser Worte selbst eine seelenlose Masse war, die in wenigen Augenblicken für immer dem Verfalle anheimgegeben werden sollte, gewann ihr Sinn eine furchtbare Bedeutung für Friedrich.

Also nach seinem eigenen Glauben sollte nichts von dem Freunde übrig bleiben.

Das sollte das Resultat eines Lebens voll Arbeit, ernsten Strebens und Forschens sein: Nichts.

Die Erfahrungen und Kenntnisse, die der Verstorbene gesammelt, die Tugenden, die er in sich erzogen, die sittliche Größe seines männlich festen Charakters, all das sollte vernichtet sein, unwiederbringlich verloren, aufgelöst in Nichts und wodurch? durch die blinde Macht des Zufalls.

Gab es denn in der ganzen Natur etwas einem

solchen Vorgange analoges? Der Baum, wenn er gefällt wird, bleibt Holz, die Flüssigkeit, wenn verflüchtigt, löst sich in Gase auf, das zerborstene Gestirn bildet neue Körper im Weltall — nur das edelste aller Geschöpfe, der Mensch, sollte im Nichts verschwinden.

Denn das, was sie hier bestatteten, war doch nie und nimmer Burt, das war doch nur seine zufällige Form gewesen. Wohin war denn aber jenes Andere gekommen, das, was diese Masse da groß, edel, liebenswerth gemacht hatte? —

Das große Räthsel unseres Daseins hatte niemals zuvor in so schreckhafter Form vor Friedrich gestanden.

*
* *

Nachdem er dem todten Freunde die letzte Ehre gegeben, wünschte Friedrich Dzöröneck so schnell wie möglich zu verlassen.

Landskerrotitsch ahnte nichts von dem Inhalte jenes Gespräches, das am Abende zuvor zwischen Angelika und Friedrich stattgehabt. Er gerieth außer sich, als er erfuhr, daß Friedrich gehen wolle, und ließ kein Mittel der Ueberredung unversucht, ihn zu halten. Aber der Ansturm seiner Beredsamkeit brach sich an Friedrichs festem Entschlusse. In weinerlichem Tone rief der kleine Mann aus: „Den einen Freund raubt mir der Tod, und nun muß ich den anderen durch seinen verstockten Eigensinn verlieren. Was soll ich denn hier so mutterseelenallein anfangen, ich, der ich so wenige Ressourcen in mir selbst habe. Und

Angelika, die ihrer Entbindung entgegensieht. -- Säuglingsgeschrei und Ammen — wie soll ich denn das ohne den Zuspruch eines Freundes aushalten!"

Als Friedrichs Hartherzigkeit sich auch nach diesem Gefühlsausbruch nicht erweicht zeigte, schlug ihm der Graf schließlich eine gemeinsame Reise in diejenigen Theile Ungarns vor, die Friedrich noch nicht gesehen hatte, um auch von diesen eine Beschreibung liefern zu können. Aber dieser Vorschlag fand kein Gehör. Friedrich versicherte, er werde die angefangene Serie von Artikeln über das ungarische Leben zu Ende führen, und wie anfänglich projectirt war, zu einem Buche verarbeiten. Aber diese Aussicht vertröstete den Grafen nicht.

„Ich hoffe auf sie, auf Eva Mörner, sie wird ihn nicht fortlassen," dachte Landskerrotitsch und ließ davon ab, weiter in Friedrich zu dringen. Doch auch diese Hoffnung schlug ihm fehl.

Friedrich wollte mit Eva Rücksprache nehmen, ehe er ging, um ihr seinen Entschluß und dessen Gründe mitzutheilen. Er war auf Thränen, auf eine leidenschaftliche Scene gefaßt und hatte sich bis an die Zähne mit Entschlossenheit gerüstet, aber die Antwort, die sie ihm auf seine Anmeldung ertheilen ließ, hatte er nicht erwartet: Eva ließ ihm sagen, sie habe augenblicklich keine Zeit für ihn, eine Wendung, die ihr die Oblonska zugeraunt hatte.

Das machte das Maaß voll. Friedrich ließ seinem lange verhaltenen Mißmuth über ihr Verhalten voll die Zügel schießen. Sie mochte denn ihren Willen

haben! Er wünschte gewiß nicht den Aufdringlichen zu spielen.

Er hinterließ ihr die Nachricht, die sie mündlich nicht hatte annehmen wollen, in einigen kurzen Zeilen, und schied von Dzöröneck nach herzlichem Abschied von seinen Wirthen, aber ohne Lebewohl von ihr.

Er ahnte nicht, daß eine Stunde nach seiner Abfahrt, Eva, die seine Zeilen inzwischen empfangen, mit heißen Thränen ihre Handlungsweise beklagte; sie hatte ihn ja nur zur Abbitte seiner vorhergegangenen Schroffheit bringen wollen; daß ihre Entzweiung einen so ernsten Ausgang nehmen könne, war ihr nie in den Sinn gekommen. Jetzt, wo sie einsehen mußte, daß sie sich durch ihr leichtsinniges Spiel selbst die Partie verloren habe, kannte ihre Bestürzung und leidenschaftliche Reue keine Grenzen.

Sie machte der Oblonska, ihrer Rathgeberin, eine Scene, welche der Freundschaft zwischen den Beiden für immer ein Ende bereitete.

Eva war nur noch von einem Gedanken beseelt: Ihm nach, und den Verlorenen sich wiedergewinnen!

Dreizehntes Kapitel.

Von Dzöröneck aus reiste Friedrich von Choiseule nach Pest, wo er sich einen Tag aufzuhalten gedachte. Von da wollte er unverzüglich weiter nach Berlin, um sich mit Mörner auseinanderzusetzen, und dann zu seiner Mutter.

Er machte in Pest nur darum Halt, um mit einem Verleger, an den ihn Landskerrotitsch gewiesen hatte, wegen des Verlages seiner Schrift über Ungarn in Unterhandlung zu treten.

Das Geschäft hatte sich zu seiner Zufriedenheit abgewickelt und Friedrich saß nun in dem am Donaukai gelegenen Hotel auf dem Balkon seines Zimmers in den Sommerabend hinausträumend und seine Lage überdenkend.

Obgleich zu ernster Nachdenklichkeit gestimmt, konnte er der Schönheit des Bildes, das sich vor ihm entrollte, die Augen nicht verschließen.

Majestätisch wälzte der Strom seine graugelblichen Wassermassen vorbei. In scharfem Bogen um die felsigsteilen Ofener Höhen biegend, tritt er plötzlich und um so imponirender in das Bild. Breite baumbepflanzte Kais geben ihm das Geleite. Pfeilschnell brausen die Wellen unter der mächtigen Kettenbrücke hinweg. Die waldige Margareteninsel,

dieses lieblichste Eiland, hält der Strom wie ein Liebender mit seinen Armen umschlungen.

Hell von der Abendsonne beschienen lag die Ofener Seite vor Friedrich, wie in das feurige Gold jenes Weines getaucht, dessen Trauben auf ihren Geländen gedeihen. Langsam rückte der scheidende Strahl von den Tiefen der Häuser aufwärts an den kahlen Felsen, bis er nur noch das Schloß, welches ihre Zinnen krönt, in ein feuriges Gewand hüllte, daß es da stand wie in Flammen gesetzt und die Fenster ein blendendes Scheinen widerstrahlten. Dann als die feurige Lohe ausgebrannt war, woben bernsteinbraune und tiefviolette Töne wunderbar durcheinander. Ein feiner Nebel zog von der Margareteninsel den Fluß hinauf, hie und da tauchten rothe und grüne Lichter auf den Schiffen im Strome auf, und durchbrachen die Verschwommenheit der Dämmerung. Die Laternen am Kai standen da, wie eine Reihe aufmarschirter Glühwürmchen. Als dunkle Silhouette starrte die Ofener Burg jetzt gegen die Himmelsglocke mit ihrem helleren Rande und der in die endlose Ewigkeit hinein dunkelnden Wölbung.

Zu Friedrichs Füßen auf dem Kai herrschte reges Leben.

Aus einem bauchigen Donaukahne wurden Wassermelonen ausgeladen und zu einem mächtigen Haufen auf dem Pflaster geschichtet. Der Handel um die Früchte war im vollen Zuge und ging mit viel aufgeregtem Geschrei vor sich.

In einem Volksgarten nebenan spielte eine Zi-

geunerkapelle. Bald schmachtend, bald stürmisch klangen die Weisen zu Friedrich herauf; auf den Tönen jener Liebesklänge stahlen sich Gedanken an die Geliebte in seine Seele.

War es nicht Unrecht gewesen, sie so ohne Abschied zu verlassen?

Schon begann Friedrich seine Handlungsweise zu bereuen. Dann fielen ihm wieder Burts letzte Eva betreffende Worte ein, und er gedachte alles dessen, was ihm selbst in den letzten Tagen an ihr mißfallen hatte. Und doch konnte er der melancholischen Sehnsucht nicht wehren, die ihn erfaßte, wenn er ihrer und aller ihrer bestrickenden Reize gedachte.

Und während er so saß, in Gedanken ihr Bild umschlungen haltend, fühlte er sich plötzlich von hinten erfaßt, sah im Halbdunkel ein bekanntes Angesicht, empfand einen warmen Athem und glühende Küsse auf seinen Lippen.

Sie war da, nicht im Traume, sondern in körperlicher Wirklichkeit.

Er wollte sie fragen, aber sie ließ ihn nicht sprechen, sondern küßte ihm die vorwurfsvollen Fragen von den Lippen.

Schließlich aber mußte sie ihn doch zu Worte kommen lassen. Warum hatte sie Dzöröneck verlassen, wie war sie hierher gekommen, und vor allem, was wollte sie von ihm?

Sie war zu ihm gekommen, um zu seinen Füßen

um Verzeihung zu flehen, sie hatte ihr Unrecht eingesehen und mit tausend heißen Thränen beweint, nie, nie wieder sollte es geschehen! Als sie seine Abreise erfahren, hatte wahnsinnige Angst sie ergriffen, sie glaubte, er wende sich für immer von ihr.

Niemand hätte sie in Dzöröneck zu halten vermocht. Zu Fuß würde sie zur Station gelaufen sein, wäre ihr der Wagen verweigert worden. Angelika freilich, hatte ihren Plan, dem Geliebten nachzulaufen, für eine Tollheit erklärt, aber der Graf hatte es nicht übers Herz gebracht, den Bitten und Thränen einer schönen Frau etwas zu versagen, von ihm erfuhr sie Friedrichs Aufenthalt in Pest, er brachte sie zur Bahn, zum ersten Male in directer Auflehnung gegen Angelikas Willen.

Und so war sie denn hier. — Was sie wollte? Bei ihm bleiben, nie wieder von ihm gehen. —

Von unten tönte jetzt eine neue Weise der Zigeuner wie lockendes Liebesgirren zu ihnen herauf. Eva lag, des harten Bodens nicht achtend, vor Friedrich auf den Knieen. Sie wußte sehr wohl, daß die kühlere Stimmung des Erwägens, die jetzt, nachdem die Ueberraschung vorüber war, über ihn kommen wollte, der gefährlichste Feind ihrer Wünsche sei. Sie war entschlossen, diese Stimmung heute nicht Herrschaft über ihn gewinnen zu lassen.

Sie ließ ihn nicht nachdenken und grübeln, sie lenkte mit Macht seine Aufmerksamkeit auf ihre Gegenwart, sie schmeichelte und liebkoste ihn und es gelang ihr nur zu gut, jenes Feuer in seinem Blute zu ent-

zünden, das jede vernünftig nüchterne Erwägung weit hinweg verbannte.

Es wurde an die Zimmerthür geklopft, der Kellner erschien, um anzufragen, was mit dem Gepäck der Dame, das noch unten stehe, werden solle, und ob er ihr ein Zimmer anweisen dürfe.

Die Dunkelheit verdeckte Evas und Friedrichs Erröthen bei dieser Frage.

„Lassen Sie das Gepäck hierherauf schaffen," befahl Friedrich, „wir brauchen kein anderes Zimmer."

Als sie allein waren, verbarg Eva ihr glühendes Gesicht an Friedrichs Brust, dessen Herz sie in wildester Erregung hämmern fühlte.

Es war geschehen. Den letzten entscheidenden Schritt, er hatte ihn mit vollem Bewußtsein gethan.

Wilde Dissonanzen schrillten zu ihnen hinauf, wie Jauchzen der Leidenschaft und Schreie der Verzweiflung.

Fester und fester umklammerte er den warmen Körper, der in seinen Armen lag.

Einen Augenblick unterbrach er die wilden Liebkosungen und blickte sie wie prüfend an.

Ihr Haupt lag zurückgelehnt in seinem Arme, die Haare aufgelöst in langen Strähnen herniederwallend, der aufgehende Mond schien ihr grell in's Gesicht, in welchem jene wunderbaren Augenräthsel jetzt in einer verzehrenden Flamme leuchteten.

Für den Augenblick erschreckte ihn das nixenhafte dieser Züge, aber die Warnung wurde von den Wogen

der Leidenschaft verschlungen, wie der Strom den Hülferuf eines Ertrinkenden übertönt.

Er war verzaubert; die Nixe hielt ihn in ihrer Umarmung. —

Im Zimmer erschien jetzt Licht. Evas Gepäck wurde hereingebracht, alles für die Nacht hergerichtet.

Kaum waren die lästigen Störer gegangen, so löschte Friedrich das Licht.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Vierzehn Tage nach dieser entscheidenden Nacht finden wir Eva und Friedrich in einem weltabgeschiedenen Thale des südlichen Schwarzwaldes. Dorthin hatten sie ihr junges Glück vor unliebsamen Zeugen geflüchtet.

Friedrich betrachtete Eva als seine Gattin, seitdem sie ihm alle Rechte eines Gatten eingeräumt hatte, und da sie auf ihrer Reise, die über Wien und München geführt, von aller Welt für ein junges Paar auf Hochzeitsreise angesehen wurden, so waren sie, wenigstens von Außen her, noch nicht daran erinnert worden, daß ein Zusammenleben, wie das ihre, von Menschen und Gesetz gemeinhin als Ehebruch bezeichnet wird.

Ein heimlich lauschigeres Plätzchen hätten sie wohl nicht leicht finden können, als der Gasthof zum Sternen es war, in dem sie Aufenthalt genommen.

Der Gasthof ist ein solides steinernes Haus, Sauberkeit und Wohnlichkeit blicken ihm aus allen Fenstern. Er liegt hart an der Landstraße, hinter ihm braust der Bach, ringsum erstrecken sich Wiesen, auf denen das Vieh des Besitzers weidet, denn eine umfangreiche Landwirthschaft gehört dazu.

Wenige hundert Schritte thalab stehen einige andere Gebäude, von denen eine Holzschneidemühle das ansehnlichste ist.

Und auf grünem Wiesenhange erhebt sich ein Kirchlein, ein altes Gemäuer, der spitze Thurm und das steile Dach schindelgedeckt, ein Friedhof mit schlichten Holzkreuzen daneben.

Ringsum überziehen dieses schmale, tiefeingeschnittene Thal bewaldete Kuppen, so daß man meinen könnte, wenn man unten auf einer der blumigen Wiesen liegt, dieses Thal mit seinen Häusern, Kühen und der Kapelle, die Wälder, die es umsäumen, und das Stück Himmel darüber sei eine kleine Welt für sich.

Erklimmt man aber eine jener Höhen, so genießt man eine herrliche Weitsicht. Weit und breit dehnt sich der dunkle Wald über Bergrücken und Thäler, hie und da einem Weiler, Dorfe, oder auch einem dunklen Gebirgssee Platz machend.

Und bei klarem Wetter kann man draußen in der Ebene das Silberband des Rheines erkennen und sieht aus weitester Ferne die schimmernden Eispaläste der Alpen hinüberstarren.

Friedrich und Eva lockten jene Gipfel umsonst. Was gingen sie die Schönheiten der Welt da draußen an; sie hatten genug an einander, sie wollten nichts anderes sehen, denken und fühlen, als sich und ihre Liebe. Die Reize der Umgebung nahmen sie hin als eine willkommene Staffage ihres Glückes.

Der Frühherbst war sonnig, klar und regenlos, ein Tag wie der Andere. Hie und da nur deutete

die bunte Färbung eines Ahorns unter den dunklen Tannen an, daß die Sommerlust nicht ewig währen könne.

Sie konnten den ganzen Tag im Freien zubringen.

In einer Laube im Garten, umstanden von fruchtbeladenen Nußbäumen nahmen sie ihr Frühstück ein. Dann schrieb Friedrich. Eva saß bei ihm, eine Handarbeit mehr im Schooß als in den Händen, denn nur zu oft war ihr Blick auf sein über die Arbeit gebeugtes Haupt gerichtet, von der er nur aufschaute, um ihr mit Augen und Mund einen Gruß zuzulächeln.

Nach Tisch ging's dann hinaus in den Wald, nicht übermäßig weit, an irgend einen lauschigen Fleck, wo niemand sie sah, als die Sonne, die ab und zu wohl einen Blick daran wagte, und mit neugierigem Strahl durch eine Ritze im Blätterdache hindurchblinzelte.

Da lagen sie Seite an Seite im buschigen Moose, oder auf der elastischen Decke von Nadeln im kirchenstillen Walde. Hie und da fielen welke Blätter nieder, langsam in der Luft sich drehend, ehe sie zu ihnen herabsanken; wie ein Tribut, den die Bäume diesem einzigen Menschenpaare weit und breit darbrachten.

Aber das schönste waren doch die Abende, wenn sie im Schimmer des sinkenden Lichtes zurückkehrten, um sich dann nach genossenem Abendbrote, das gemeinsam mit den Wirthen und ihren Leuten an der großen Tafel in der Gaststube eingenommen wurde, draußen in dem Dunkel der Laube zu finden.

Hier störte sie niemand. Die Wirthsleute waren ein junges Ehepaar, vorm Jahre mit Zwillingen gesegnet. Der Mann hatte sich die Laube selbst errichtet und wußte, wie schön sich's dort mit einer Liebsten an der Seite sitze und kose.

Wenige Tage nach der Ankunft der Fremden hatte er mit schalkhaftem Augenzwinkern in gemüthlichem Schwäbisch zu Friedrich geäußert:

„'sch ist doch wunderlich, wie a jedsch junge Liebesch- und Ehepaar die Laub da glei rauschfinde thut; i werd no dran schreibe lasche müß: Des Häusele dahier ischt für Liebeschleute reschervirt."

Und da der biedere Schwabe sah, daß sein Gast von dieser Entdeckung wenig angenehm überrascht schien, fügte er hinzu:

„Na habe sche koane Bang, i bi kein Spaschverderber. Hab' auch in der Laub gesesche mit meiner Liebste, jetzt überlasch ich se meine Gäscht." —

Mit Eva war in der letzten Zeit eine bedeutsame Wandlung vor sich gegangen; obgleich sie schon seit Jahren den Namen einer Frau führte, so war sie doch jetzt erst wahrhaft zur Frau geworden.

Das, wonach sie vordem instinktiv und ohne sich selbst Rechenschaft davon zu geben, seit sie Friedrich kennen gelernt, aber mit vollem Bewußtsein getrachtet, sie hatte es jetzt erreicht: volles befriedigtes Liebesglück.

Für die Frauen, denen ein solches Glück beschieden, wird die Zeit, in die es fällt, zur bedeutsamsten ihres Lebens.

Alles in ihnen scheint von der Natur für diesen Gipfelpunkt ihres Daseins aufgespart worden zu sein: Schönheit, Gemüth, Liebefähigkeit, alle besten Gaben des Leibes und der Seele, bisher nur zurückgehaltene Knospen, erschließen sich dem vollen Sonnenkusse der Liebe.

Von einer solchen Frau pflegt man wohl zu sagen: „Man sieht ihr das Weib an, das glücklich liebt.“

Auch mit Eva war es so gekommen.

Ihre Augen strahlten den ruhigen gesättigten Glanz der Befriedigung wieder. In der Figur war sie ein wenig voller geworden, eine Wandlung, die ihrer Erscheinung trefflich stand. Selbst ihre Bewegungen, ihr Gang waren frauenhafter, alle Hast schien aus ihrem Wesen genommen. Sie war gesetzter, weicher und nachgiebiger geworden. Sie sprang nicht mehr wie früher in jähem Wechsel von einer Laune zur anderen über. Vordem hatte sie in verhängnißvollem Eigensinn den Streit mit Friedrich oft genug geradezu gesucht, jetzt kannte sie kein seligeres Glück, als ihm nicht nur Geliebte, sondern auch dienende Magd zu sein, die sich seinem Willen unterthänig fügte.

Friedrich staunte über diese Wandlung und pries sein Glück. Der dunkelste Punkt in der Zukunft war für ihn Evas unberechenbare Launenhaftigkeit gewesen, und nun schien sich das von selbst zum Besseren gewendet zu haben.

Der Eifer, mit dem sie jetzt bestrebt war, die Lücken ihrer Wirthschaftskenntnisse auszubessern, hatte etwas rührendes für Friedrich.

Des Morgens stand sie oft zeitig auf, ohne ihn zu wecken, wenn ein wichtiges Ereigniß in der Wirthschaft stattfand, und während er des Vormittags in der Laube schrieb, blieb der Platz an seiner Seite dann leer, denn Eva war in der Küche beschäftigt, mit hochaufgestreiften Aermeln, eine bunte Küchenschürze der Wirthin vorgebunden. Diese gute Frau konnte sich anfangs garnicht beruhigen über Evas Unkenntniß, was das Kochen und andere häusliche Dinge anbelangte. Oft genug schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und wollte sich vor Lachen ausschütten, und eines Tages sagte sie zu Friedrich: „Die junge Frau ischt schmuck wie a Engel, aber dumm wie der Teufel."

Eva hatte die derbe Offenherzigkeit der biederen Schwäbin oft genug unangenehm berührt, aber sie gewann es über sich, das Begonnene nicht aufzugeben, sie bewies diesmal, ihrem innersten Naturell zuwider, eine zähe Beharrlichkeit des Strebens.

Oft war sie auch in der Kinderstube bei den Zwillingen zu finden, ein Paar rosige, flachshaarige kräftige Buben, die sich gerade in dem Entwickelungsstadium befanden, wo Kinder ihren Pflegern die meiste Noth zu machen pflegen.

Die Mutter fand sich gern bereit, Eva die verschiedenen zur Kinderpflege nöthigen Handgriffe zu zeigen, und auch hier machte diese den muthigen Versuch, durch persönliches Zugreifen Erfahrungen für die Zukunft zu sammeln.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl des Entzückens

und der Beklommenheit überkam Friedrich, als er eines Tages Eva mit einem dieser Kinder am Busen betraf, während sie tief erröthete und ihre Verwirrung umsonst zu verbergen suchte. —

Und noch ein anderer, echt weiblicher Sinn war urplötzlich, als habe er bis dahin nur in ihr geschlummert, bei Eva erweckt worden: der religiöse.

Die Religion hatte so gut wie keine Rolle in ihrem bisherigen Leben gespielt. Eva war ohne jede religiöse Anregung aufgewachsen.

In dem Schweizer Institut, wo sie ihre Erziehung genossen, hatten die meisten Zöglinge dem katholischen Glauben angehört, und für die Andersgläubigen war der Religionsunterricht und Kirchgang arg vernachlässigt worden. In den Kreisen, mit denen sie darauf unter der Leitung ihres Vaters in Berührung kam, hatte es zum guten Ton gehört, gegen alles, was mit der Religion zusammenhing, Gleichgiltigkeit, ja Verachtung zur Schau zu tragen.

Der erste wirklich religiöse Mensch, mit dem sie das Leben zusammenbrachte, war ihr Gatte gewesen.

Doch Mörner hatte auch auf diesem Gebiete keinerlei nennenswerthen Einfluß auf sie ausgeübt. Eva war eine von jenen Naturen, die in ihrer scheinbaren Unbeständigkeit, doch im Innersten frühzeitig fertig sind, und die trotz offenbaren Mangels an Energie, dem was ihrem Wesen antipathisch ist, eine unüberwindliche Starrheit entgegenzusetzen vermögen.

Was Mörner mißlungen war: religiöses Interesse

in Eva zu erwecken, war einer anderen Person geglückt, der Prinzessin Oblonska. Diese hatte den Einfluß, den sie über Eva gewonnen, zu dem Versuche benutzt, die junge Frau der römischen Kirche zuzuführen. Und sie hatte in Evas Sinnesart keinen ungünstigen Boden für ihre Bestrebungen gefunden. Denn Eva, auf die das Aeußere einen großen Einfluß übte, hatte die reicheren und sinnbethörenden Formen des Katholicismus von jeher dem evangelischen Gottesdienste vorgezogen, der sie durch seine strenge Nüchternheit abstieß.

Der heilige Vater in Rom mit dem ihn umgebenden Klerus, die Messen in ihrer Prachtentfaltung, die Bedeutung der guten Werke, der Ablaß und Beichtstuhl, alles das hatte sich Evas Phantasie lebhaft eingeprägt, das war ansprechender und leichter faßbar, als die Askese und der aller schmückenden Hüllen entkleidete verstandesmäßige Inhalt des evangelischen Glaubens.

Und obgleich Eva mit der Oblonska gebrochen hatte, so wirkten die Anschauungen, die sie im Verkehr mit ihr eingesogen, doch im Stillen fort. Die Fäden unserer inneren Welt laufen wunderbar verschlungen durcheinander, ein vielverzweigtes Gewebe, wie das Wurzelwerk unter einem Rasenteppich. Gedanken, die wir längst begraben glaubten, sie wachsen unversehens wieder vor uns empor. Die Decke des Vergessens, welche die Zeit über unser inneres, stets sich verjüngendes Leben breitet, ist doch nur dünn, der Samen, den wir früher gesäet, er

wächst hindurch, und so bleibt Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in ununterbrochenem, organischen Zusammenhange. —

Gegenüber dem Gasthof zum Sternen steht eine kleine Kapelle. Vorüberziehende Handwerksburschen und Fuhrleute pflegen, nachdem sie sich drüben mit einem Schoppen gestärkt, dort hinein zu treten, um ihr Knie vor der Mutter Gottes zu beugen, und dann guten Muthes thalab zum Rheine, oder tiefer in die Berge, jenachdem sie ihr Weg führt, weiterzuziehen.

In einem Altarschreine sitzt die holzgeschnitzte Jungfrau, im blauen mit goldenen Sternen besäten Gewande, den fleischfarbenen Leichnam des Erlösers im Arme haltend, aus dessen Wundenmalen das rothe Blut fließt. Aehnlich der pietà des Michelangelo hält hier die Holzpuppe den Arm des Sohnes mit klagender Geberde zum Himmel empor.

Vor diesem Bildniß pflegte Eva ihre Andacht zu verrichten. Oft legte sie Blumen vor den Schrein oder erzündete Kerzen neben dem Bilde, wie sie diese Gebräuche in katholischen Kirchen gesehen hatte. Von der Wirthin waren ihr Brevier und Rosenkranz willig hergeliehen worden, und so erging sie sich, während sie Friedrich in seine Arbeit vertieft wußte, oft in stundenlangen eifrigen Gebetsübungen. Friedrich ließ sie von diesen Dingen nichts ahnen, das war das einzige Geheimniß, das sie vor ihm haben wollte. —

Für Friedrich und Eva gab es noch manches

Gebiet, das gemeinsam zu betreten, sie bisher nicht gewagt hatten, sie kannten sich noch nicht bis in die letzten Falten des Inneren, die Liebe war ihnen ein schönes neues Besitzthum, auf dem sie noch nicht jeden Raum, jeden lauschig geheimen Fleck besucht hatten, täglich machten sie neue Entdeckungen darin.

Noch war für sie das Zusammenleben nicht zu einer alltäglichen Gewohnheit, wie Essen und Trinken eine ist, herabgesunken, sondern ihnen bedeutete das tägliche Vereinen, Auseinandergehen und Wiederfinden ein hohes, mit Zittern und geheimem Erglühen herbeigesehntes Glück, ein Mysterium, dem sie sich immer nur wie schamhafte Neulinge zu nähern wagten.

Jene Frage, die zwischen Liebenden niemals ausbleibt, die früher oder später ganz sicher einmal gestellt wird, sie war zwischen ihnen noch nicht zur Sprache gekommen: die Frage „Wen hast Du vor mir geliebt?“ Eines Abends fiel sie von Evas Lippen.

Friedrich wollte eine ausweichende Antwort geben. Aber Eva ließ ihm keine Ruhe, es war klar, sie war nicht zufällig auf dieses Thema gekommen, sie hatte im Stillen diese Frage ernstlich bewegt, und war jetzt gesonnen, ihr auf den Grund zu gehen.

Friedrich ließ sich zu einem umfassenden Geständniß herbei. Es hatte ihm in seiner Studenten- und Militär-Zeit nicht an Aventüren gefehlt, aber niemals zuvor hatte das Verhältniß zu einem weiblichen Wesen eine mehr als vorübergehende Rolle in seinem Dasein gespielt.

Eva war weder betrübt, noch entrüstet, als sie erfuhr, daß Friedrichs Vergangenheit weniger rein sei, als sie angenommen haben mochte. Sie hätte gern gewußt, wie die Frauen gewesen, denen ihr Geliebter früher seine Neigung geschenkt. Sie drang so lange in Friedrich, bis dieser ihr nähere Details über seine Liebesabenteuer erzählte, und zu seinem Staunen fand er sie nicht im geringsten durch seine Berichte verletzt. Er stellte dann dieselbe Frage, die Eva erst an ihn gerichtet hatte, an sie.

Sie erwiderte: „Wirklich geliebt habe ich vor Dir keinen Mann. Es sind mir wohl einige begegnet, die mir gefallen haben, aber von einer Neigung war keine Rede."

„Aber in Dich verliebt hat sich mancher," meinte er, „nicht wahr?"

„Das fing schon in der Pension an. Der Zeichnenlehrer hatte sich in mich verschossen."

„Machte er Dir ein Geständniß?"

„Nein, soweit kam's nicht, aber ich und die anderen Mädchen alle, wir wußten es. Wir haben ihn fürchterlich zum Narren gehabt, den armen Menschen. Er war so lächerlich, groß und plump, wie ein Bär, und so verliebt. Einmal hatte er einen Streich, den wir ihm gespielt, der Directorin angezeigt, und als die Sache untersucht wurde, stellte es sich heraus, daß ich die Hauptschuldige war. Ich wurde streng bestraft; da hättest Du sehen sollen, wie unglücklich er war."

„Also das war Dein erstes Opfer; es sind deren gewiß noch mehr — laß hören!"

„Ach, noch verschiedene, zum Beispiel ein Bekann=

ter meines Vater, ein Schauspieler. Ich glaubte nie recht an seine Liebe, die er mir oft genug beschwor. Ich hatte ihn immer im Verdacht, er wolle Studien für Liebesscenen auf der Bühne machen, wenn er mir von seiner Leidenschaft in großartigen Tiraden sprach. Als ich dann in Frankfurt ausging, kamen einige ernstlichere Courmachereien. Ich erhielt damals die lächerlichsten Briefe. Schade, daß ich sie nicht aufgehoben habe, wie die Oblonska es gethan hat, sie würden Dir Spaß machen."

„Und warum nahmst Du gerade Mörner, wenn Du noch andere Aussichten hattest?"

„Ja, wenn ich das selbst wüßte! Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, so verstehe ich mich nicht mehr. Es kommt mir vor, als sei die Eva von damals eine ganz andere Person, als ich selbst."

„Vielleicht reizte Dich seine hohe Stellung und sein Vermögen."

„Nein, das zog mich nicht an. Ich glaube, wenn ich mir damals überhaupt etwas gedacht habe, so war es das: Mörner ist gutmüthig und bis über die Ohren in Dich verliebt, Du wirst also thun und lassen können, was Dir beliebt. Von der Bedeutung des ehelichen Lebens wußte ich so gut wie nichts, ich hatte ja keine Mutter, niemanden, der mich darüber aufklären konnte. Ich heirathete, ohne zu wissen, was ich that. Die Augen gingen mir erst auf, als es schon zu spät war. Es war widerwärtig — ich will nicht mehr daran denken, und wir wollen auch nicht davon sprechen."

„Und doch, bedenke, wir würden uns schwerlich kennen gelernt haben, hättest Du Mörner nicht geheirathet.“

„Das ist wahr, ich hätte Dich niemals kennen gelernt. Wer weiß, wo ich jetzt wäre, und Du — Du würdest auch nicht hier sein. Was meinst Du wohl, ob es nicht besser für Dich gewesen wäre, wenn Du mich nie gesehen hättest? Glaubst Du nicht? Sage mir's!“

Er küßte ihr die weiteren Fragen vom Munde weg.

„Daß ich Dich gefunden habe, ist das größte Glück meines Lebens,“ sagte er. —

War er wirklich glücklich, wie er sie glauben machen wollte?

Es gab Augenblicke, ja Stunden in jener Zeit, wo er es war. Aber der Becher der Freude hatte einen bitteren Bodensatz für ihn, den er, je herber schmeckte, je tiefer er ihn leerte.

Denn anders als die Frau genießt der Mann die Liebe.

Die Frau, die wirklich liebt und das gefunden hat, dem ihr ganzes Sein unbewußt sehnend entgegengeblüht, findet in diesem Bewußtsein ihre höchste Befriedigung, geht willig in dem Gefühle unter, giebt ihre Individualität auf für die Liebe, die für sie Lebenszweck wird; alles was mit diesem großen Berufe zusammenhängt, übt sie wie etwas natürliches, ja nothwendiges; Bestimmung und höchstes Glück fallen für sie in eins zusammen.

Anders der Mann!

Er taucht in die Wogen der Leidenschaft verlangender und tiefer, aber er darf nicht rasten in den wollüstigen Tiefen, ihn reißt es nach kurzem Genusse wieder empor zum grellen Lichte der Wirklichkeit. Ihm, dem die leichtere, sorgenfreiere Seite des Liebesglückes beschеert ist, der ohne Kindesnöthe befürchten zu müssen, scheinbar nur genießt, hat die Natur, wie zum gerechten Ausgleiche, eine herbe Qual in ihre Gabe eingebunden: das jähe Erwachen aus flüchtigem Genusse zur Nüchternheit, ja zum Widerwillen und Ekel.

Auch Friedrich litt unter diesem geheimen Stachel, den jedes Liebesglück, wenn es rein sinnlicher Natur ist, für den Mann in sich birgt.

Und weiter lasteten auch Sorgen äußerer Art auf ihm. Das Bewußtsein, daß seinem Zusammenleben mit Eva, die gesetzliche Anerkennung fehle, daß sie in wilder Ehe mit einander lebten, trat oft plötzlich und erschreckend, wie ein böser Geist vor seine Seele, und scheuchte ihn mitten aus höchstem Liebestaumel empor. Eva erkannte mit dem untrüglichen Instinkte des Herzens in jenem dumpfen Hinbrüten, dem Friedrich sich zeitweise hingab, den gefährlichsten Feind ihres Glückes, und mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen: Küssen, Bitten, Schmeicheln, Liebkosungen suchte sie den Geliebten aus der Umarmung dieses Gegners in die ihre herüberzuziehen.

Friedrich wußte, daß ein Leben, wie sie es jetzt in dieser idyllischen Weltabgeschiedenheit führten, nicht ewig fortdauern konnte.

Sie mußten zurück in die Welt, wo er sich nach einer Beschäftigung, einem Broderwerb umzuthun hatte. Und da draußen dasselbe Verhältniß weiterführen, unter den Augen der neugierigen, skandalsüchtigen, splitterrichterischen Menschen, wie schwer mußte das werden.

Er hatte die Muße der letzten Wochen dazu benutzt, seine Feder den verschiedensten Zeitungen anzubieten. Da er sich auf eine Anzahl von ihm bereits publizirter Sachen berufen konnte, so blieben die Offerten nicht aus. Nur Berlin hatte er ausgelassen. Mörners und seiner Verwandten Anwesenheit dort, ließen ihm den Aufenthalt in Berlin von vornherein als unmöglich erscheinen.

Unter den Anträgen, die er erhalten, war auch einer von einem Dresdner Blatte, dessen Feuilleton er redigiren sollte, diesen beschloß er anzunehmen. Friedrich glaubte sich für das Feuilleton besonders begabt, sodann waren die Bedingungen günstige und schließlich zog es ihn nach der Stadt, die ihn, als er sie im Frühjahr kennen lernte, so sehr entzückt hatte. Den Ausschlag aber gab die Erwägung, daß er sowohl wie Eva in Dresden von niemandem gekannt sein würde.

So nahm er denn die angebotene Stelle bei jenem Blatte an, und erklärte Eva, daß sie am Ende der Woche, ihren Aufenthalt hier aufgeben und nach Dresden ziehen würden. Er fand keinen Widerspruch bei Eva. Sie war bedingungslos mit allem einverstanden, was er wollte und that, wenn sie nur an seiner Seite bleiben durfte. —

Das Resultat von Friedrichs schriftstellerischer Thätigkeit aus jener Zeit war einmal die Fertigstellung seiner Broschüre über Ungarn, und dann die Anfangskapitel eines Romanes, den er im Laufe des Winters neben seinen journalistischen Arbeiten weiterzuführen gedachte.

Noch ehe sie abreisten, kam ein Brief von Landskerrotitsch aus Dzörönecl an. Er schrieb:

„Lieber Freund. Das Wichtigste an die Spitze: Angelika ist gestern von einem gesunden, allerliebsten, süßen, kleinen Geschöpf entbunden worden, von welchem mir Sachkundige versichert haben, es sei ein Mädchen. Wie unser unvergeßlicher Freund Burt auf dem Sterbelager vorausgesagt, war die Entbindung eine leichte. Angelika ist wohlauf und will das Kind selbst stillen.

„Zwischen Vater und Tochter hat sich vorderhand noch kein rechtes Verhältniß herausbilden wollen. Das Herz überfließend von Vaterstolz und Liebe zu dieser kleinen Dame, wollte ich sofort beginnen, ihr die Cour zu machen, aber meine zärtliche Annäherung wurde mißverstanden und ein ohrenzerreißendes Gequäk war die unmelodische Antwort, darauf wurde ich von den Frauen, als sehr wenig am Platze, entfernt. — Es ist doch ein eigenes Gefühl, sich Vater zu wissen, und die damit verbundene Verantwortlichkeit ist geeignet, selbst einen vaurien wie mich, ernst zu stimmen. —

„Wie es Dir geht, brauche ich nicht erst zu fragen; Du schwimmst im Meere der Seligkeit. Genieße diese Zeit, sie kommt so nicht wieder. Empfiehl

mich Deiner Frau Gemahlin, denn das ist sie für mich; Eure Verbindung kann ja nur noch eine Frage der Zeit sein. —

„Noch einige andere Neuigkeiten giebt es von hier, die Dich interessiren könnten. Sophie, unser Wunderkind, hat uns bald nach Eurem Fortgange von hier verlassen. Wie sie an Angelika geschrieben, ist sie glücklich bei Deiner Frau Mutter angelangt. Prinzeß Oblonska ist ebenfalls gegangen und nach Warschau zurückgekehrt, sie hat mir aufgetragen, Euch zu grüßen, und bedauerte ein kleines Mißverständniß sehr, das zwischen ihr und Frau Eva stattgefunden zu haben scheint. Sie hofft Euch im nächsten Sommer in Dzöröneck wiederzusehen, und diesem Wunsche schließe ich mich von ganzem Herzen an. — Deinen Protegé Krätzer habe ich auf eine landwirthschaftliche Schule geschickt, einem Briefe nach zu schließen, den er mir geschrieben hat, befindet er sich dort sehr wohl und hofft, etwas tüchtiges zu lernen.

„Von Berliner Gerichten sind zwei Briefe an Dich hier angekommen; ich übersende Dir dieselben anbei.

„Lege mich, bitte, Frau Eva zu Füßen, und schreibe mir gelegentlich, was Ihr macht. Ganz der Deine. Landskerrotitsch."

— Die Bäume hatten sich schon gefärbt, als Eva und Friedrich den Schwarzwald verließen. Nachtfröste und Frühreif zeigten in dem hochgelegenen Thale das Heranrücken der kalten Jahreszeit an.

Als das Paar nach herzlichem Abschied von den Wirthsleuten vom Gasthof zum Sternen die Land=

straße nach Freiburg hinabfuhr, da standen die Wälder zu Seiten des Weges wie in heller Lohe.

Der Ahorn schimmerte in goldigen und blutig-rothen Tönen, dazwischen mischte sich die Birke mit ihrem Honiggelb und die Buche mit dem stumpfen Braun des Blätterwerkes, dem leuchtenden Silber des Stammes. Die Esche brachte ein fahles Rosa hinein, und wie Inseln in diesem grellen, unruhigen Farben-durcheinander standen die Tannen mit ihrem düsteren Schwarzgrün.

Eine warme Herbstsonne beschien diese Pracht, frischer Bergwind umfächelte die Fahrenden, und die Schönheit des Tages schien gutes für die Zukunft, der sie entgegengingen, zu weissagen. —

Zweites Kapitel.

In Dresden hatten Friedrich und Eva in einem Chambregarnie am Altmarkt Wohnung genommen. Der Unterschied zwischen dem sauberen Gasthause im Schwarzwald, das sie vor kurzem verlassen, und der hohen rußgeschwärzten Miethkaserne mit dem Blick auf andere rußige Häuser ringsum und dem leidigen Markttreiben zu ihren Füßen, war empfindlich.

An Friedrich trat jetzt eine peinliche Frage heran. Wie sollte er es der Welt gegenüber mit seiner Stellung zu Eva halten? Durfte er sie als seine Frau ausgeben, oder sollte er ihr wirkliches Verhältniß, wie es nun einmal war, offen bekennen?

Er wählte einen Mittelweg. Bei der Polizeibehörde gab er Evas Namen und Stand in voller Richtigkeit an, der Wirthin gegenüber ließ er sie für seine Frau gelten.

Im übrigen hatte er beschlossen, ein völlig zurückgezogenes Leben zu führen, keinerlei Bekanntschaften anzuknüpfen, und da, soviel er wußte, in Dresden niemand existire, der sich um ihn oder Eva kümmern mochte, so hoffte er, würde die eigentliche Natur ihres Verhältnisses unerkannt bleiben.

Die Wohnung, die sie bezogen, war äußerst einfach. Denn Friedrich hatte bei einem gelegentlichen Rechnungsabschluß voller Schrecken gesehen, wie viel ihm der vergangene Sommer mit seinen Reisen und den mannigfachen Anschaffungen für Eva gekostet habe. Es galt jetzt, sich aufs Aeußerste zusammenzunehmen, um sparsam zu leben, und vor allen Dingen, von jetzt ab mußte er Geld verdienen, wenn nicht ihre Lage in absehbarer Zeit eine äußerst schwierige werden sollte.

Eva, welche Friedrich über seine Verhältnisse voll aufgeklärt hatte, war mit Enthusiasmus auf den Gedanken eingegangen, sparsam zu leben. Eigentlich war nach ihrem Sinne diese Wohnung mit ihren drei kleinen, spärlich möblirten Zimmern, noch viel zu

großartig und kostspielig, sie würde am liebsten mit Friedrich in ein Dachzimmer gezogen sein, das wäre noch poetischer gewesen.

Sie hatten sich ein Mädchen für Alles genommen, welche die Zimmer besorgte, Evas Jungfer war und das Essen in der Küche der Quartierwirthin kochte.

Eva kümmerte sich sehr eingehend um die Wirthschaft, ja sie ging, zu Friedrichs freudigem Staunen, jeden Morgen mit dem Mädchen in die Stadt, um selbst die Einkäufe für ihren kleinen Haushalt vorzunehmen. So richtete sich ihr Leben unter den neuen Verhältnissen schneller und besser ein, als Friedrich zu hoffen gewagt hatte. Er wollte Eva nur noch ein wenig fester werden lassen in ihrer Thätigkeit, und sich selbst einarbeiten in seine neue Stellung, als Journalist, um dann auf einige Tage nach Berlin zu gehen.

Er hatte in Sachen des Burtschen Nachlasses mit dem Berliner Amtsgericht zu konferieren, dann aber wünschte er vor allem in Berlin mit Mörner Rücksprache zu nehmen.

Da Mörner seit jenem Rückkehrbefehl, den er im Sommer seiner Frau in Ungarn hatte zustellen lassen, keine weiteren Schritte zu ihrer Zurückerlangung gethan, so wagte Friedrich sich mit der Hoffnung zu tragen, er möchte jetzt einer Scheidung geneigter sein, als vordem. Friedrich wollte es auf alle Fälle versuchen, durch nochmaliges persönliches Zureden Mörnern zum Nachgeben zu bringen, und ihn bewegen, daß er die Scheidungsklage anstelle,

damit Eva nicht in die Lage käme, ihrerseits den Prozeß anhängig zu machen.

Er schrieb darum jetzt an Mörner, um bei Zeiten für jene in Aussicht genommene Unterredung vorzuarbeiten.

Jener Brief an Mörner war erst drei Tage fort, als Friedrich am Schreibtische sitzend, die Klingel der Etagenthür anschlagen hörte, und gleich darauf eine Stimme vernahm, deren Klang ihn im Innersten erbeben machte. Er sprang von seinem Sitze auf, die Augen in äußerster Spannung nach der Thür gerichtet. — Er hatte sich ni cht getäuscht, die Eintretende war seine Mutter.

Er stand ihr gegenüber, zweifelnd, unschlüssig, zitternd wie ein Verbrecher, nicht wissend, wie er ihr begegnen sollte. Aber ihre Mienen und der Ausdruck ihrer Augen, die zärtlich auf ihm ruhten, belehrten ihn mit der Schnelligkeit, die eben nur das instinktive Fühlen hat, daß die alte Frau gekommen sei, um Versöhnung mit ihrem Sohne zu suchen.

Er eilte auf sie zu und fand ihre Arme wie ehemals. —

Dann mußte sie sich niedersetzen, er nahm neben ihr Platz und nun erst fanden sie Zeit, die ersten Fragen noch mit bebender Stimme an einander zu richten.

Mit geheimem Bangen forschte sein Blick nach den Spuren der letzten Krankheit in ihren Zügen, aber Frau von Choiseule war angeregt und das gab ihrem alten Gesichte eine gewisse Frische. Sie lobte sein blühendes

Aussehen und lächelte über die Stoppeln in Friedrichs Gesicht, der sich einen Vollbart stehen lassen wollte.

„Ob sie von Evas Anwesenheit hier weiß?“ fuhr es Friedrich durch den Sinn. Er dachte daran, wie lange er ihr nicht mehr geschrieben. „Und wie reimt sich überhaupt ihr Kommen mit ihrem letzten Briefe zusammen, wo sie sich von mir lossagt — wie hat sie überhaupt in Erfahrung gebracht, daß ich in Dresden bin?—“

Diese letzte Frage beantwortete Frau von Choiseule sogleich selbst. Sie war in Berlin bei Schaurotts gewesen. Durch Mörner hatte sie Friedrichs Adresse gehört, und sich, sobald sie dieselbe erfahren, aufgemacht, um ihn aufzusuchen.

Evas erwähnte sie mit keinem Worte, Friedrich war sich noch immer nicht darüber klar, ob sie von seinem Zusammenleben mit ihr wisse.

„Wenn Sie meine Adresse durch Mörner erfahren hat,“ dachte Friedrich, „so ist eigentlich anzunehmen, daß sie auch alles andere von ihm erfahren. Doch halt! — Ich habe ja auch an Mörner nicht geschrieben, daß wir zusammenleben — also weiß sie jedenfalls nichts.“

Ihm bangte vor dem Augenblicke, der ihm volle Klarheit verschaffen würde. Ein Glück war es noch, daß Eva vor kurzem mit dem Mädchen ausgegangen, um Einkäufe zu machen; sie war in der nächsten Zeit nicht zurückzuerwarten. Dieses Bewußtsein war in diesem Augenblicke eine Art von Beruhigung für Friedrich.

Um seine Mutter von dem Thema, das er so sehr fürchtete, fern zu halten, fragte er nach Verwandten und Freunden.

Er erfuhr, daß sein Schwager vor kurzem Major geworden sei, daß Fritz wachse und gut anschlage, auch die Kleine hatte sich gekräftigt. Sophie Wangen wohnte wieder bei den Schaurotts, sie hatte jetzt eine Art von Atelier ganz für sich und Privatunterricht bei einem der ersten Meister. Von Sophie kamen sie auf Burt zu sprechen. Frau von Choiseule ließ sich von ihrem Sohne ausführlich über das Ende des Freundes berichten. Und so verging eine Viertelstunde nach der andern im Austausch von Neuigkeiten.

Friedrich ward zu Muthe, als sei er in die Knabenjahre zurückversetzt, wie lange hatte er das Glück entbehrt, so neben seiner guten und weisen Mutter zu sitzen, ihr seine Gedanken mitzutheilen und ihre wohlbedachten Erwiderungen zu vernehmen. Die Hoffnung begann sich in sein Herz einzuschleichen, daß sie alles wisse und alles verziehen habe.

Aber diese Illusion sollte ihm nur zu bald zerstört werden.

Als ob sie selbst nur ungern davon anfange, zögernd und mit plötzlich ernsterem Gesichte sagte Frau von Choiseule jetzt:

„Ich habe noch über anderes mit Dir zu sprechen, wie Du Dir wohl denken kannst, Friedrich.“ —

Friedrich schwieg und senkte das Haupt. Sie fuhr mit ihrer leisen, jetzt ein wenig zitternden Stimme

fort: „Zunächst muß ich Dich bitten, vergiß meinen letzten Brief, er war im Uebereifer niedergeschrieben, und das war nicht gut. Es hieß unklug und vor allem unchristlich gehandelt, Dich so von mir zu weisen. Du magst schwer gefehlt haben, aber ich, Deine Mutter, habe nicht das Recht, mich von Dir loszusagen. Dich auf den rechten Weg zurückzuführen, das ist meine Pflicht. Und das zu thun, bin ich hierher gekommen. — Du hältst nach wie vor an dem Gedanken fest, diese Frau zu heirathen, wie ich von Mörner erfahre. Warum ich das für Unrecht und unerlaubt halte, weißt Du; ich will es nicht wiederholen. Aber mehr! Ich halte es für Thorheit, für Verblendung, die ich mir bei Deinem hellen Verstande, bei einem Menschen von Vernunft und Geist, wie Du, nicht zu erklären vermag. Selbst wenn diese Frau, die Du zu lieben glaubst, ledig wäre, ich würde mich mit aller Kraft, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, dem entgegenstellen, daß Du sie heimführtest. Siehst Du denn nicht, wes Geistes Kind sie ist. Was kann Dich denn an ihr anziehen, außer dem Reize ihrer Erscheinung? Und auf ein so äußerliches, flüchtiges Element willst Du Dein Lebensglück aufbauen? Sie würde, sie müßte Dein Verhängniß werden. Sage, hat Dir der letzte Sommer nicht selbst Klarheit über sie verschafft? —"

Friedrich schwieg.

„Wenn noch irgendwelche Beziehungen zwischen Dir und ihr bestehen, so löse sie mein Sohn —"

Friedrich schwieg noch immer, es war ihm jetzt

klar, daß die Mutter nichts von der weiteren Entwickelung seines Verhältnisses zu Eva ahne.

Und nun kam die Frage, die er die ganze Zeit über mit Zittern erwartet hatte: „Wo ist Eva Mörner jetzt?“

„Mutter, sie ist — hier, bei mir.“

Friedrich hatte es noch nie erlebt, daß seine Mutter die Haltung verloren hätte. Der Schrei, den sie ausstieß, fuhr ihm durch Mark und Bein.

„Sie lebt mit Dir — Ihr — lebt zusammen?“

Die alte Frau rang die Hände und stöhnte, Thränen hatte sie noch nicht. „Friedrich — Friedrich!“ das war das einzige, was sie ächzend hervorzubringen vermochte.

Er fühlte sich zu schwach dieser Scene die Stirn zu bieten, er konnte das nicht mit ansehen, und trat an das Fenster, vielleicht dachte er auch daran, nach Eva auszuschauen.

Die tausend Dinge, die mit einem Male, als er zum Fenster hinausblickte, ihm in die Augen fielen: das gegenüberliegende Rathhaus mit seinem steilen Dache, Firmenschilder, Buden, ein Paar Marktweiber, die sich zankten, ein Polizist, die Germania umflattert von einem Schwarm Tauben, sie alle und viele andere Dinge sah er, und wunderte sich über sie und noch mehr darüber, daß sie ihn in einem solchen Augenblicke Eindruck machten, während hinter ihm jetzt ein Schluchzen vernehmbar ward.

Da hörte er, wie die Vorsaalthür geöffnet wurde. Es war Eva mit dem Mädchen.

Ein Gedanke kam ihm. Wie, wenn er seine Mutter mit Eva auszusöhnen versuchte. Er hoffte soviel von Evas persönlichem Zauber, von dem Liebreiz ihrer Erscheinung, von all dem, was seiner Mutter vordem selbst so sehr an ihr gefallen hatte. Dieser Plan enthielt in seinen Augen die letzte Möglichkeit einer Rettung.

Er eilte aus dem Zimmer, nahm die erstaunte Eva in das nebenanliegende Kabinett, erklärte ihr in hastigen Worten, was sich ereignet und um was es sich handle. Sie wollte sich anfangs weigern, nähere Erklärung haben, zauderte, aber er ließ ihre Bedenken überhaupt gar nicht aufkommen, ehe sie sich's versehen, war sie hinübergeführt, und stand vor seiner Mutter, von dunkelrother Scham übergossen. Die Mutter war aufgestanden und blickte Eva eine Weile starren Auges an. Friedrich war erschreckt über den harten Ausdruck, den die Züge der alten Dame angenommen hatten. Er flüsterte Eva zu: „Küsse ihr die Hand, flehe sie um Verzeihung an!" aber sie stand gesenkten Blickes da und rührte sich nicht. „Mutter, wir wollen — hier ist —" fing Friedrich an, da kam Bewegung in die scheinbar erstarrten Glieder der alten Frau. Sie machte einige Schritte, vor Eva blieb sie stehen, und vor Erregung bebend, mit zornfunkelnden Augen und verächtlich herabgezogener Unterlippe sagte sie: „Ich schäme mich meines Geschlechtes, wenn ich Sie ansehe."

Mit diesen Worten ging sie. Kein Bitten, kein Flehen Friedrich's, der ihr nacheilte, vermochte sie zu

halten. „Geh zu ihr zurück,“ sagte sie, „zu Deiner — zu Deiner — Dein Platz ist bei ihr.“

Und Friedrich ging zurück. Er fand Eva in Thränen, aber nicht in Thränen der Reue, sondern der Wuth.

Sie ersparte ihm keinen Vorwurf. Diese Schmach hatte er ihr bereitet, absichtlich; er hatte sie vor seiner Mutter in den Staub werfen wollen, hatte geduldet, daß man sie beleidige, ihr Schmähungen ins Gesicht schleudere. Warum war er nicht ganz bei seiner Mutter geblieben, was kehrte er zu ihr zurück, doch nur um sich an ihrer Schmach zu weiden. —

Sie war ganz die Eva von früher. Die ungezügelte Leidenschaftlichkeit, von der es eine Zeit lang geschienen, als sei sie erloschen, heute brach sie wilder hervor denn jemals zuvor.

Ihre maßlosen Anschuldigungen fanden keine Erwiderung und darum versiegte ihre Beredtsamkeit mit der Zeit, verlosch wie ein Feuer, das ohne Zug bleibt.

Friedrich hatte kaum gehört, was sie gesagt, er saß am Schreibtisch, bleich, regungslos vor sich hinstarrend. Dann verbarg er das Gesicht in den Händen und weinte wie ein kleines Kind.

Drittes Kapitel.

Friedrich war nach Berlin gereist. Die Entzweiung mit seiner Mutter ward ihm ein Sporn dazu, Mörner aufzusuchen, um sich mit ihm über den Besitz Evas auseinanderzusetzen.

Mörner bewohnte noch das alte Quartier auf der Regentenstraße, aber schon auf einige Entfernung leuchtete Friedrich von der zweiten Etage her das: „Herrschaftliches Quartier sofort zu vermiethen" entgegen.

Friedrich hatte die Mittagszeit zu seinem Besuche gewählt, er wußte aus alter Erfahrung, daß der geheime Oberjustizrath um diese Zeit vom Gerichte nach Haus komme. Er traf jedoch Mörner noch nicht an und erklärte, auf ihn warten zu wollen. Das Mädchen war ihm unbekannt, Mörner hatte also jedenfalls die Dienstboten gewechselt. Sie führte ihn in das Zimmer des Präsidenten.

Hier war nicht viel verändert, nur die Photographien Evas, die auf ihres Gatten Schreibtisch gestanden, suchte Friedrichs Auge jetzt vergeblich. Dafür sah Friedrich eine Bibel, mehrere Andachtsbücher und ein Kruzifix, welche früher hier gesehen zu haben, er sich nicht entsinnen konnte.

Er wollte es sich doch nicht versagen, einen Blick

in das Nebenzimmer, früher Evas Salon, zu werfen. Dort war alles verhangen: die Möbel, die Bilder, der Teppich war aufgerollt, die Gardinen abgenommen, Kälte und Dunkelheit herrschte, und Friedrich ward es zu Muthe, als trete er in eine Gruft.

Seine Gedanken flogen unwillkürlich zurück zu den Stunden, die er hier verlebt. Jetzt war es gerade ein Jahr her, da hatten seine Besuche bei Eva Mörner ihren Anfang genommen. Er dachte an die Schäferstunden, in diesem damals so traulichen Boudoir, an ihre ersten verstohlenen Blicke, die zu verschämten Liebesboten wurden, da ihr Mund noch nicht wagte das Geheimniß zu verrathen. — Und wieder wehte es ihn aus diesem Raume wie Grabesluft an, wiederum hatte er das Gefühl, als läge hier etwas begraben, das nie mehr auferstehen könne. —

Jetzt hörte er draußen langsame, gewichtige Schritte, der Präsident kam.

Friedrich hatte schon von seiner Mutter vernommen, daß Mörner gealtert sei, aber so groß hatte er sich die Veränderung doch nicht vorgestellt, die im letzten halben Jahre mit dem Manne vor sich gegangen.

Sein Haar erschien weißer, seine Gestalt gebückter; aber darin lag die Wandlung nicht, es war noch etwas anderes: der Mann hatte die Haltung verloren. Er hielt sich nicht mehr stramm wie vordem, sein Gang war schleppend, sein Aufzug vernachlässigt.

Friedrich sah nicht all die einzelnen Details dieser

Veränderung an seinem ehemaligen Vormund, aber er erfaßte den allgemeinen Eindruck sofort.

Mörner schien durch Friedrichs Anwesenheit nicht gar so sehr betroffen. „Das Mädchen sagte mir, ein fremder Herr sei da; ich dachte mir gleich, daß Du es sein würdest," meinte er. Selbst seine Stimme, so erschien es Friedrich wenigstens, schien an sonorer Kraft eingebüßt zu haben.

Friedrich war froh und faßte es als eine gute Vorbedeutung auf, daß er ihn mit dem vertraulichen „Du" angeredet, er hatte das kaum erwarten können.

Es entstand zunächst eine Pause, da keiner der beiden Männer mit Sprechen den Anfang machen wollte.

Mörner kramte in Papieren herum, ohne doch scheinbar nach etwas zu suchen, und Friedrich sah seinem Treiben in nervöser Spannung zu. Schließlich ergriff Mörner einen Stuhl, bat Friedrich, sich ihm gegenüber niederzulassen, und begann, die Augen zur Diele niedergeschlagen, mit unruhigen, unmotivirten Handbewegungen.

„Laß uns gleich in medias res gehen; Du bestehst noch immer auf Deiner Absicht, Eva zu heirathen."

„Jetzt mehr denn je!"

„Wo hält sie sich denn gegenwärtig auf?"

„Sie lebt mit mir zusammen in Dresden," erwiderte Friedrich mit erzwungener Entschiedenheit, einen Ausbruch der Entrüstung von Seiten des Gatten erwartend.

Aber dem war nicht so. Mörner senkte nur das Haupt tiefer, und murmelte: „Ich hatte mir's ja gedacht.“ Dann fragte er laut: „Weiß Deine Mutter das?“

„Sie hat es neulich erfahren, als sie uns in Dresden aufsuchte.“

„Die Arme, die Arme!“ sagte Mörner für sich hin und schüttelte den grauen Kopf. „Ich hatte mir's ja gedacht, aber ich brachte es nicht übers Herz, es ihr zu sagen.“

Wieder entstand eine Pause, dann meinte Mörner: „Wenn Du Eva heirathen willst, ich werde Euch kein Hinderniß in den Weg legen. Ich bin bereit die Scheidungsklage einzureichen.“

„Wirklich, Herr Präsident?“

„Ja, ich will es thun. Ich habe meine Ansicht in dieser Beziehung geändert, vielleicht ist mir von oben her höhere Einsicht gekommen,“ und Friedrich sah, wie sich seine Augen dem Kruzifix zuwendeten.

„Du bist vielleicht kein Gläubiger,“ fuhr er fort, „Du belachst wohl gar die christliche Frömmigkeit, aber ich gehöre nun einmal zu den altmodischen Leuten, die noch daran glauben, daß unser Leben von Anfang bis zum Ende geleitet und hinausgeführt wird von Gottes gnädiger Hand. Der Herr hat es so gewollt, ich erkenne seine Allweisheit und Güte auch in der Prüfung, die er mir auferlegt. Es war sein Werk; wir, die scheinbar Handelnden, waren nur Werkzeuge in seiner Hand, zu einem höheren Zwecke. Meine Augen waren Anfangs mit Blindheit geschlagen, so

daß ich nicht erkannte, wohin alles das hinauswolle, ich steifte mich hartnäckig auf mein gutes Recht, und lehnte mich damit nur auf gegen die allmächtige Hand des Herrn, der unsere Sache führt, aber nun ist mir durch seine Erleuchtung die Erkenntniß gekommen und ich beuge mich in Demuth seinem Rathschluß."

Friedrich war mit Staunen Mörners Worten gefolgt, er vermochte dessen Gedankengang nicht völlig zu folgen, auch waren ihm Mörners Beweggründe ziemlich gleichgültig, das wichtigste was er erfahren hatte, war ihm die Gewißheit, daß Evas Gatte zur Vornahme der Scheidung bereit sei.

Sie kamen nunmehr auf die Modalitäten des Scheidungsprozesses zu sprechen, und vereinigten sich auf Folgendes: Mörner, als Gatte, solle die Klage beim Landgericht einbringen, darauf würde Eva ihrerseits einen Anwalt in Berlin zur Vertretung bevollmächtigen und die Klage in zustimmendem Sinne erwidern lassen. Mörner versprach seinen Einfluß dafür einzusetzen, daß die Termine nach Möglichkeit beschleunigt würden. Er glaubte aus seiner juristischen Erfahrung heraus mit Bestimmtheit vorhersagen zu können, daß das endliche Urtheil auf Scheidung ergehen und kein Theil für den Schuldigen erklärt werden würde.

Nachdem sie alles das endgültig festgestellt, fühlte sich Friedrich veranlaßt, dem Präsidenten für seine Bereitwilligkeit, zu danken.

„Laß es gut sein," meinte dieser, „Du bist mir

nicht zu Dank verpflichtet, ebenso wie ich kein Recht habe, Dir Vorwürfe zu machen. Wir alle tragen in dieser Sache schwere Schuld, ich nicht weniger als Ihr. Und wenn der Herr unsere Sache dennoch gut hinausführt, so ist das nicht unser Verdienst, sondern seine ewige Güte und Barmherzigkeit.“ —

„Er ist dem Mysticismus verfallen,“ dachte Friedrich als er die Treppe hinabstieg und traf damit das Richtige.

* * *

Den Abend jenes Tages brachte Friedrich im Lesezimmer des Hotels zu, Zeitungen lesend und einen Brief an Eva schreibend. Er verspürte nicht die geringste Lust, auszugehen, ein Theater oder ein Lokal zu besuchen. Zudem wollte er jede Gelegenheit möglichst vermeiden, die ihn mit Bekannten zusammenführen konnte.

Am nächsten Morgen begab er sich nach dem Amtsgericht zur Abtheilung für Testamentssachen, wo Burt seinerzeit sein Testament niedergelegt hatte. Man verlangte dort von Friedrich noch eine Ergänzung des von ihm gleichzeitig mit dem Burt'schen Kodizill von Dzöröneck aus eingeschickten Berichtes.

Vom Gerichte kommend, wo sich seine Angelegenheiten schneller abgewickelt, als Friedrich, der die Umständlichkeit des gerichtlichen Wesens aus eigener Erfahrung kannte, zu hoffen gewagt hatte, ging er zum Hotel zurück, um noch mit dem Nachmittagszuge nach Dresden zurückzukehren.

Unterwegs gerieth er in den Strom buntmütziger

Gymnasiasten, die aus einem an seinem Wege gelegenen Schulgebäude soeben mit jenem ausgelassenen, alles übertäubenden und doch so herzerfreuenden Lärm herausgesprudelt kamen, den eben nur eine Schaar der Klasse enteilender Schüler zu machen vermag.

Bald kam Friedrich hinter eine Gruppe von drei Knaben, an deren selbstbewußtem Auftreten man unschwer die „Hauptkerle“ der Klasse erkennen konnte.

Der Mittelste von ihnen, ein schlanker, blonder Junge, schwadronirte besonders lebhaft, die Hände, in denen er Büchermappe, Hefte, Lineal und andere Schülerutensilien trug, flogen auf und ab und gaben seinen Worten nach rechts und links hin den handgreiflichsten Nachdruck.

Das konnte niemand anderes sein, als Fritz Schaurott.

Friedrich hatte seinen Neffen nicht sofort erkannt, weil er seit dem letzten Male, wo er ihn gesehen, wohl um einen halben Kopf in die Höhe geschossen war.

Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter, Fritz, der eine Neckerei eines Kameraden vermuthete, fuhr in Kampfbereitschaft herum, „He“ schrie er laut: „Onkel Friedrich!“

Dieser ließ den lärmenden Schwarm der Jungen an sich vorbei, dann folgte er mit Fritz, der sofort mit tausend Fragen und Erzählungen auf ihn einstürmte.

„Wo bist Du denn den ganzen Sommer gewesen!“ fragte er unter anderem.

„Ich war in Ungarn.“

Fritz dachte einen Augenblick nach, was er in der Geographie über Ungarn gehört, dann fragte er mit Kennermiene: „Ist Pest noch immer stark im Aufblühen begriffen?“

Friedrich mußte über die altkluge Frage herzlich lachen, dann erzählte er dem Neffen einiges über Pest und Ungarn, wovon er annahm, es könne den Knaben interessiren.

„Wirst Du diesen Winter wieder in Berlin sein?“ fragte Fritz weiter, der Knabe fing dem Onkel mit seiner wohlgemeinten Neugier an unbequem zu werden. Friedrich gab eine unbestimmte Antwort.

„Du kommst doch heute zu uns, nicht wahr?“ meinte Fritz treuherzig, Auf das „nein“ Friedrichs sah er den Onkel erstaunt an. Dann, als ob ihm ein plötzliches Verständniß der Sachlage aufgehe, rief er: „Du hast wohl gar Angst vor Papa?“

Friedrich lachte bitter auf.

„An Deiner Stelle machte ich mir nichts draus; die Mama hat Dich immer in Schutz genommen,“ meinte Fritz in biederem Tone.

„Dein Vater hat wohl manchmal von mir gesprochen?“ fragte der Onkel.

„O ja! neulich zum Beispiel sagte Papa — wie war das doch gleich — ja, so war's: „Er rutscht die schiefe Bahn schneller herab, als ich gedacht hätte. — Ist das nicht gut?“

Friedrich schoß das Blut in die Wangen, er biß die Zähne zusammen und es war gut, daß Fritz inzwischen schon zu einem anderen Thema übergesprun-

gen war, nämlich die Rangerhöhung seines Vaters, die für ihn natürlich ein bedeutsames Ereigniß bildete. Dann erzählte er, daß sie nächstens in ein anderes Quartier ziehen würden, Sophie Wangens wegen, die ein Atelier brauche.

Jetzt war er bei seinem Lieblingsthema angelangt; Sein Interesse für Sophie Wangen schien keineswegs erkaltet zu sein. „Onkel," fragte er, „hast Du denn schon Sophiens Bild gesehen, das sie ausgestellt hat?"

Friedrich verneinte.

„Es macht berechtigtes Aufsehen," meinte Fritz und in diesem Augenblicke glaubte Friedrich den Vater des Knaben sprechen zu hören, so steif und eingebildet brachte er das hervor. „Du mußt es auch sehen, Onkel," und nun beschrieb er Friedrich, wo sich die Ausstellung befinde, in welchem Saale und an welcher Stelle Sophiens Bild hänge.

„Sieh mal, bitte, nach Deiner Uhr, Onkel," rief er dann.

Friedrich nannte ihm die Zeit.

„Dann muß ich mit der Pferdebahn fahren, sonst komme ich zu spät zu Tisch. Adieu Onkel!" Damit lief er auch schon dem nächsten Pferdebahnwagen nach. Friedrich konnte ihm nur noch Grüße an die Mutter nachrufen. —

Die Aeußerung seines Schwagers, die Friedrich auf diese Weise erfahren hatte, verstimmte ihn tief und nachhaltig. Er sah den Gatten seiner Schwester, mit seinen nichtssagenden Augen, der Schulmeister-miene und dem impertinent selbstzufriedenen Lächeln,

er hörte ihn mit seiner näselnden Stimme sagen: „Das mußte ja so kommen, habe ich's nicht voraus gesagt? Dahin führt so etwas schließlich.“ Und Friedrich wußte nur zu gut zu deuten, welche unausgesprochenen Gedanken sich hinter seiner scheinheiligen Miene verbargen; ungefähr so mochte der Herr Major zu sich selbst sagen: „Da seht, wohin es mit Eurem Friedrich, diesem großen Geiste, gekommen ist, was ist er denn jetzt? Ein verbummeltes Genie. Reden hat er allerdings von sich gemacht. Der Mörner'sche Ehebruchsskandal ist ja stadtbekannt. — Wer ist denn nun der Halt der Familie? Ich, den man zum Major gemacht hat mit Ueberspringung von mehreren Vorderleuten, ich, dessen Brochüre über den nächsten Feldzug in aller Welt Munde ist, ich, der ich es noch sehr weit bringen werde.“ —

Und Friedrich ballte die Fast in ohnmächtiger Wuth. —

Das Bild Sophiens, von dem ihm Fritz erzählt, wollte er doch sehen, schon um sich auf andere Gedanken zu bringen, er hatte nach Tisch gerade noch anderthalb Stunden Zeit.

Sophie Wangen debütirte in einer Ausstellung der Malerinnen Berlins mit ihrer Arbeit. Es wurde Friedrich nicht schwer, das betreffende Bild nach der genauen Beschreibung, die er von seinem Neffen erhalten, unter der großen Zahl weiblicher Kunstleistungen herauszufinden.

Das Bild packte Friedrich beim ersten Anblick, und zwar weniger durch seine gute Ausführung, die

es von den Nachbarstücken günstig auszeichnete, als durch das Süjet, dessen tiefere Beziehung er sofort verstand.

Sein Auge sah folgendes: Eine Kapelle, deren Thür halb geöffnet ist, so daß man das Licht des ewigen Lämpchens darin erkennt und die Umrisse eines Grabmales grade ahnen kann. Von dieser Kapelle stellte das Bild eigentlich nur den Eingang, einige Stufen und die halboffene Thür dar, und doch erkannte Friedrich unschwer, woher das Modell dazu entnommen sei. Wunderbar wirkungsvoll in dem einfachen Bilde war der Kontrast der hellen Sommerstimmung draußen, wo sich das frische Grün von Gras und Laub in üppiger Lebensfülle breit machte, und dem geheimnißvollen Dunkel drinnen in der Kapelle, nur unterbrochen von dem melancholischen Schimmer des Todtenflämmchens.

Friedrich blieb lange vor dem Bilde stehen, tiefergriffen; ihm war, als umschwebten ihn die Manen des todten Freundes. —

Viertes Kapitel.

Friedrich warf sich jetzt mit aller Kraft in die Arbeit. Der ihm von der Redaction zugewiesene Theil am Feuilleton bestand in Bücherbesprechung und Schau=

spielkritik; eine Arbeit, die ihm zusagte. Sie gab ihm Gelegenheit, die zeitgenössische Litteratur eingehend kennen zu lernen. Sämmtliche an das Blatt eingesandte Bücher, soweit ihre Beurtheilung nicht besondere Fachkenntnisse erforderte, wurden ihm zur Recension zugestellt. In den beiden Häusern des Hoftheaters hatte er für die Schauspiele einen ständigen Freiplatz.

Friedrich kam seinen Berufspflichten, vom Feuereifer des Anfängers beseelt, mit großer Gewissenhaftigkeit nach. Er arbeitete sich durch all die Novellen, Romane, Gedichtsammlungen und Dramen, die dem angesehenen Blatte massenhaft zugingen, soweit er es im Stande war, durch und gab sein Urtheil nach bestem Wissen und Gewissen ab.

Die Redaction schien mit seinen Artikeln zufrieden, und er selbst hatte sich nur über eins zu beklagen: man kürzte ihm zu viel. Oft fand er im Gedruckten kaum die Hälfte seiner Manuskripte wiedergegeben. Wenn er sich darüber beschwerte, lächelte man, versprach Abhülfe und bei der nächsten Gelegenheit sah er sich trotzdem wieder arg beschnitten.

Er war mit diesen Arbeiten so vollauf beschäftigt, daß er zur Selbstproduction vorläufig nicht kam. Der Plan zu seinem Romane blieb einstweilen im Kopfe und die angefangenen Stücke in der Schublade unvollendet liegen, einer Ausführung zu gelegenerer Zeit entgegenharrend. —

Der Winter war inzwischen mit aller Gewalt hereingebrochen. Gleich in den ersten Uebergangstagen

vom nassen Herbstwetter zur stengen Winterkälte hatte sich Eva eine Erkältung zugezogen, die sie eine Zeit lang ans Bett fesselte. Das Weihnachtsfest fand sie noch als Reconvalescentin. Friedrich hatte die bescheidenen Einkäufe dazu allein besorgt und auch den Aufbau der Bescheerung selbst übernommen.

Bitter empfand es Friedrich, daß seine Mutter zum Christfeste ihm kein Zeichen ihres Gedenkens zukommen ließ. Er hatte sich im Geheimen mit der Hoffnung getragen, daß sie vielleicht diese Gelegenheit benützen würde, um den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Er litt schwer unter dem Bewußtsein des völligen Bruches mit ihr, und um so schwerer, da er sich in diesem Punkte mit Eva vollständig ungleichen Sinnes wußte. Sie hatte die Worte, mit denen Friedrichs Mutter von ihnen gegangen, nicht vergessen und nicht vergeben, und sowie zwischen ihnen die Sprache auf jene Scene kam, blieben herbe Auseinandersetzungen niemals aus. Friedrich gerieth in das peinlichste Dilemma, er konnte seiner Mutter in diesem Falle nicht Recht geben, er wollte aber auf der anderen Seite nicht dulden, daß Eva ihrem Groll gegen die alte Dame in maaßlosen Ausdrücken Luft machte, wie es nur zu oft geschah. Friedrich suchte daher eine Abhülfe darin, daß er die Berührung dieses Themas überhaupt nicht mehr zuließ, damit die Wunde, die nun einmal da war, durch unvorsichtiges Betasten nicht verschlimmert werde.

Die einzigen, die ihrer zum Weihnachtsfeste in der Ferne gedacht hatten, waren die Landskerrotitschs.

Friedrich war mit dem Grafen in Correspondenz geblieben, und kürzlich hatte dieser ihm eine Anzahl Besprechungen seiner „Lebensbilder aus Ungarn“ zugeschickt, welche ungarische Blätter über Friedrichs Arbeit gebracht.

Jetzt zum Weihnachtsfeste hatte er einen riesenhaften Korb ungarischen Obstes an seine Freunde geschickt. Ein Brief, den er dazu geschrieben, lautete:

„Liebster Freund! Herzliche Grüße zum Christfeste, und bei dieser Gelegenheit gleich die besten Wünsche für das kommende neue Jahr, möge es Dir und Frau Eva die Erfüllung aller Eurer Hoffnungen bringen. — Wie Dich der Poststempel belehrt haben wird, schreibe ich Dir aus Pest. Ich bin mit Weib, Kind und dem ganzen Hausstande für den Winter hierher übergesiedelt. Der Reichstag hat augenblicklich Session, und, da das Vaterland wie es schien — lache nicht — meinen Rath brauchte, bin ich seinem Rufe gefolgt. Es ist nun einmal eine verkehrte Welt in der wir leben, sollte ich als einzelner gegen ihren Strom schwimmen? So bin ich denn zur Magnatentafel zurückgekehrt, wo ich gegenwärtig der Hauptkrakeler bin. Ich glaube ein zweites Mal wird man sich hier kaum den Aermel nach mir ausreißen, man hat mir schon den Beinamen eines enfant terrible beigelegt. Ich sage es ja, es giebt nichts konfuseres als diese Welt. Höre nur! Neulich, wahrscheinlich um mir den Mund zu stopfen, hat mir die Regierung eine Dekoration angeboten, und weißt Du wofür? Für die muthige und umsichtige Bekämpfung der Typhusepidemie auf meinen

Besitzungen im letzten Sommer. — Ich habe die Auszeichnung natürlich rundweg abgelehnt. Hätte ich sie angenommen, so wäre das einer Blasphemie gleichgekommen; der, dem sie gebührt, ist dort, wo man über dergleichen Faxen erhaben ist. Ach, mein Freund, daß ein solcher Mann ein solches Ende finden mußte! — Der Stein für Burts Grab mit Deinen Worten, ist zu seinen Häupten aufgestellt, aber noch ein ganz anderes Denkmal gedenke ich ihm zu setzen, ein Denkmal, das in alle Zeiten hinaus die unerkannte Größe und das Verdienst unseres Freundes verkünden soll. — Erinnerst Du Dich noch seines Planes, den er uns auf jener Jagd in den Sümpfen darlegte? Er soll ausgeführt werden. Ich will diese Moräste entwässern lassen, ganz in der Weise, wie er es vorgeschlagen, und auf dem gewonnen Ackerlande soll eine Niederlassung für die Verarmten und Verkommenen der ganzen Umgegend gegründet werden; der Name dieser Ansiedlung aber wird seinem Andenken zu Ehren Konradsdorf lauten. — Schon im nächsten Sommer will ich an die Ausführung des Planes gehen, die Lösung dieses Problems wird fortan eine meiner Lebensaufgaben bilden. Die Leitung der Sache will ich in die Hände Krätzers legen. Ich habe Vertrauen zu ihm, daß er sich der Aufgabe gewachsen erweisen wird. Er ist ehrlich, voller Eifer und zuverlässig, und das will hier zu Lande viel sagen. Der letzte Bericht, den ich von der landwirthschaftlichen Schule über ihn erhalten, ist seines Lobes voll. — Also, wenn Du nächsten Sommer mit Deiner Frau Gemahlin

nach Dzöröneck kommst, wirst Du uns in voller Arbeit finden.

„Unsere kleine Prinzeß gedeiht vortrefflich. Sie macht in meinem Herzen der Mutter bereits starke Concurrenz. — Angelika erfährt, daß ich Dir schreibe; sie läßt Dir sagen, daß Du daran denken sollst, Eva bald den Familienstand und ein gesichertes Heim zu bieten. Ich weiß, daß dies in den besten Händen ist. Lege mich Deiner Herzenskönigin zu Füßen. Ganz der Deine, Landskerrotitsch.“

Der Weihnachtsabend war still und friedlich. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken und bedeckte die Buden auf dem Altmarkte mit einer fußdicken Decke. Da unten herrschte noch ein reger Verkehr bis in die Nacht hinein, denn viele der ärmeren Leute, die erst am Abende mit dem Geschenke des Brodherrn in der Tasche aus den Geschäften eilten, kamen erst jetzt dazu, ihre Einkäufe zu machen. Ueberall an den Häusern um den großen Platz glänzten hellerleuchtete Fensterreihen. Das Glockengeläute der nahen Kreuzkirche rief die Andächtigen zum Weihnachts-Gottesdienst.

Friedrich und Eva kam es heute besonders gemüthlich in ihrem bescheidenen Wohnzimmer vor, wo sich in dem alten Kachelofen ein tüchtiges Feuer mit lautem Krachen und Sausen hörbar machte.

Das Zimmer war Beiden anfangs ein Gräuel gewesen, mit seinen unzähligen ästhetischen Sünden. Aber allmählich hatten sie sich an das, grünes Weinlaub mit blauen Trauben darstellende Muster der

Tapete, ja selbst an die fünf Farbendrucke in beschabten Goldrahmen gewöhnt, und Friedrich überraschte sich eines Tages dabei, daß er die Burg am Rhein, hinter der die Sonne in karmoisinrother Glut unterging, nicht ohne behagliches Interesse betrachtete. Auch die vielen gehäkelten Lappen und Läppchen, die überall, auf dem unbequemen Sopha, einer wahren Marterbank, auf den Stühlen, ja selbst auf Tischen und Kommoden umherlagen, störten sie nur vorübergehend, wenn sie beim Aufstehen vom Sitze unfehlbar an den Kleidern haften blieben, oder wenn sich ein Gegenstand, den man ablegte, sicherlich in diesem Labyrinth von Maschen fing, die überall wie Vogelschlingen lauerten. Was aber die ungezählten perlengestickten Behälter für den verschiedenartigsten Gebrauch, die Gipsfiguren, künstlichen Bouquets unter Glasglocken und vor allem die Kugel mit den zwei stumpfsinnigen Goldfischen anbelangte, so hatten sie sich mit der Zeit so an diesen spießbürgerlichen Zierrath ihrer Umgebung gewöhnt, daß sie ein gewisses mitleidiges Wohlwollen für denselben zu hegen begannen.

Ihr Gespräch hatte sich dem vorjährigen Weihnachtsfeste zugewandt; wie so ganz anders war es doch damals gewesen, sie hatten den heiligen Abend getrennt von einander verlebt, Eva mit ihrem Gatten, Friedrich bei Schaurotts.

Eva wollte sich entsinnen, daß es ihr an jenem Abende eigentlich zum ersten Male klar zum Bewußtsein gekommen sei, daß sie mit Mörner unglücklich lebe, und wie es nur ein Glück für sie geben könne: Friedrichs Liebe.

Dann sprachen sie vom nächsten heiligen Abend, und wie es da wohl sein möchte. Sie würden Mann und Frau sein, daran war nicht zu zweifeln. Der Scheidungsprozeß war ja nun glücklich im Gange, und wenn erst das Urtheil auf Scheidung ergangen war, stand ja ihrer Verbindung nichts mehr im Wege. —

Und während es draußen stiller wurde auf dem weiten Platze, die Kirchenglocken längst ihr Tönen eingestellt hatten, der Schnee in immer dichteren Massen vom Himmel fiel, im Ofen das niedergegangene Feuer nur noch leise summte, und die Lichtchen auf ihrem kleinen Christbaume bis in die Dillen heruntergebrannt waren, saß das Paar, Hand in Hand, Auge tief in Auge gesenkt, und ließ die Zukunft in den lieblichsten Bildern vor sich aufsteigen.

Wie glücklich fühlten sie sich jetzt, und um wie viel glücklicher würden sie noch sein, wenn erst der Ehestand ihrem Bunde seine Weihe verlieh. —

Fünftes Kapitel.

In ihrem Hauswesen hatten Friedrich und Eva inzwischen eine Menge unvorhergesehener Unannehmlichkeiten zu überstehen.

Das Mädchen, welches sie gemiethet, stellte sich

bald als unbrauchbar heraus, es hatte ihr zwar nicht an gutem Willen gefehlt, aber sie war zu jung und unerfahren, um mit einer ebenfalls unerfahrenen Herrin zusammen wirthschaften zu können.

Man nahm nunmehr zu einer älteren erfahreneren Person seine Zuflucht, aber diese verzankte sich gleich am Tage ihres Dienstantritts mit der Quartierwirthin. Es brach ein völliger Fehdezustand aus, verriegelte oder verbarrikadirte Thüren waren nichts seltenes, Redegefechte von halbstündiger Dauer und mehr, ohne alle parlamentarische Kontrole in Bezug auf die Kraft der Ausdrücke wurden geführt, ja zeitweise ward die Ruhe des Hauses durch verdächtige Töne, wie Klirren, Klatschen, Kreischen und dumpfe Schläge, die nichts gutes weissagten, in bedenklicher Weise gestört. Man war daher froh, als die streitbare Jungfrau mit einem vollen Monatslohn in der Tasche, nach den ersten vierzehn Tagen abzog.

Es löste sie eine professionelle Trinkerin ab, vor der die Spiritusreste in der Kochmaschine nicht sicher waren.

Dann zog ein Mädchen ins Haus, die alle Vorzüge und Tugenden in sich zu vereinigen schien; sie war reinlich, liebenswürdig, flink und fleißig, aber sie übte eine solche Anziehungskraft auf das Militär aus, daß die Treppen in den Abendstunden den Eindruck machten, als sollte hier Parole für die Garnison ausgegeben werden. Die übrigen Hausbewohner, besonders aber die empfindsame Tochter der Quartierwirthin waren darüber im höchsten Grade empört und verlangten die Entlassung der allzu anziehenden Fee.

Eva und Friedrich waren daher nach solchen Erfahrungen froh, als die Quartierwirthin sich erbot, in eigener Person für sie die Wirthschaft führen zu wollen.

Die Frau war eine ächte Dresdnerin vom alten Schlage, sie liebte den Kaffee, aber über alles ging ihr der Klatsch. Friedrich und Eva wußten oft nicht, wohin sie sich vor den Attacken ihrer Beredsamkeit flüchten sollten. Jedes kleinste Vorkommniß gab ihr Gelegenheit zur Anknüpfung endloser Erzählungen. Sie war zweimal verheirathet gewesen, und es war kaum zu bezweifeln, daß sie die beiden Gatten unter die Erde geredet hatte. Der besseren Unterscheidung wegen pflegte sie diese Opfer ihrer Redseligkeit kurzweg als „mein erster Seliger“ und „mein zweiter Seliger“ zu bezeichnen.

Während diese Frau also die offenherzige Mittheilsamkeit in Person war, vertrat ihre Tochter erster Ehe die stumme, heimliche Neugier. Sie war eine skrophulöse Dreißigerin, ein Mädchen, das nie eine Blüthe gehabt, so recht ein kümmerliches Topfgewächs, aufgewachsen in einem luft- und lichtarmen Stadtquartiere. Die Mutter hatte das Kind verhätschelt, und mit sehr viel Kaffee und Süßigkeiten großgezogen. Während sich die sechzigjährige Mutter nach Kräften plagte und mühte, that dieses Wesen nichts, als Leihbibliothekromane lesen, den Eintretenden die Entreethüre öffnen, um dann verlegen lächelnd zu verschwinden, und, wenn sie sich unbeobachtet wußte, neugierig umherzuschnüffeln.

Friedrich und Eva waren ihr von Anfang an sehr

interessant gewesen. Merkwürdig, dieses Mädchen, das selbst niemals irgendwelche Liebeserfahrungen gemacht, das die Welt nur aus zwei blinden Hinterstubenfenstern sah, hatte vom ersten Tage an gewittert, daß dieses Paar nicht verheirathet sei und mit lüsterner Gier suchte sie von da an Thatsachen zu entdecken, die diese ihre Ansicht bestätigen konnten.

Dieses bedauernswerthe Geschöpf, dem die Natur die Aufregung sinnlicher Freuden versagt hatte, suchte dafür eine Entschädigung zu finden, indem es sich an der Sünde Anderer erregte.

Friedrich und Eva hatten keine Ahnung davon, daß dieses scheue linkische Mädchen, dessen Augen man überhaupt nicht zu sehen bekam, weil sie beständig zum Boden gerichtet schienen, heimlich alle ihre Sachen durchstöbere, ihre Besitzthümer und Toilettenstücke bis in das kleinste Detail genau kenne, jeden Brief, den sie liegen gelassen, auswendig wußte, und mehrfach schon ihr abendliches Zusammensein mit Auge und Ohr durch die Klinze einer schadhaften Thür belauscht hatte.

Im übrigen war es Friedrich gelungen, neugierige Blicke von seinem und Evas gemeinsamem Leben fern zu halten. Sie hatten mit niemandem Verkehr. Friedrich hatte es geflissentlich gemieden, mit den übrigen Mitarbeitern und Redacteuren seines Blattes in Beziehungen zu treten, die über das geschäftliche hinausgingen.

Er war froh, daß der Urlaub, welchen er bei seinem Weggange von Berlin im Frühjahre beim dortigen Bezirkskommando für's Ausland erbeten, noch

vorhielt. So kam er auch mit den Militärbehörden und dem Reserveoffizierkorps in keinerlei Berührung.

Einem einzigen Bekannten war er begegnet, einem ehemaligen Major seines Regimentes, der jetzt die große Zahl abgegangener preußischer Offiziere, die in der sächsischen Residenz ihre Pension verzehren, vergrößern half.

Friedrich war niemals genauer mit ihm bekannt gewesen, auch hatten sie sich mehrere Jahre lang nicht gesehen, aber trotzdem sich Friedrich einen Vollbart stehen ließ, um sich unkenntlich zu machen, hatte ihn der Major, als er ihm zufälliger Weise auf der Straße begegnet, mit dem Falkenblicke des alten Militärs sofort erkannt und in kordialster Weise gegrüßt.

Von da ab begegneten sie einander nicht selten. Der Major machte seinen Morgenspaziergang nach dem großen Garten hinaus, wenn Friedrich sich nach dem Redactionsbureau zu begeben pflegte. Er war eine jener Dutzendfiguren pensionirter preußischer Militärs: sorgfältig gekleidet, die Reste des Haares vom Hinterkopf über das Ohr nach vorn in Gestalt der Armeelocke gekämmt, stramm in Gang und Haltung, trotz seines grauen Backenbartes, beim Gruße aus langjähriger Gewohnheit eine Bewegung mit der Hand ausführend, nicht als ob er den Hut abnehmen, sondern die Finger an den Schirm der Kopfbedeckung führen wolle.

Er zeigte anfangs mehrfach die augenscheinliche

Absicht, Friedrich anzureden, da dieser aber in nicht mißzuverstehender Weise auswich, blieb es beim freundschaftlichen Gruße zwischen ihnen.

Der Major war wie alle „Abgehalfterten" den ganzen Tag auf den Beinen, und so traf ihn denn Friedrich auch hin und wieder, wenn er mit Eva einen Spaziergang unternahm. Der alte Herr grüßte dann besonders höflich, und seine Mienen nahmen jenen respektvoll interessirten Ausdruck an, den man oft an älteren Junggesellen einem jungen Paare gegenüber beobachten kann.

Daß er und Eva des Alten Neugier wachgerufen hatten, war Friedrich klar. Einmal ging er ihnen ein ganzes Stück Wegs nach; Friedrich, der dies merkte, kehrte plötzlich um und setzte dadurch den so auf der That Ertappten in einige Verlegenheit.

In die ersten Tage des neuen Jahres fiel ein Ereigniß von Bedeutung; Eva wurde gewahr, daß sie in anderen Umständen sei. Unerfahren, wie sie war, hatte sie die Entdeckung erst zwei Monate nach dem wirklichen Eintrittspunkte gemacht.

Friedrich erschrak heftig, als er davon erfuhr. Merkwürdig! diese natürlichste Folge der Liebe wird von den Männern selten in Betracht gezogen. In jenem Augenblick, wo er ganz von der Leidenschaft beherrscht wird, denkt der Mann daran zu allerletzt, und in Momenten ruhigerer Erwägung unterdrückt er die Warnungen des eigenen Innern geflissentlich. Wenn er dann vor der unabänderlichen Thatsache steht, ist sein Unbehagen um so stärker, jetzt auf ein-

mal wird die Stimme der Vernunft laut, die so lange geschwiegen, und Bangen, Abscheu und Verzweiflung bringen mit dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die jetzt an die Stelle der leichtsinnigen Genußfreude tritt, um so peinerweckender auf den zukünftigen Vater ein.

Für Friedrich hatte die eben gemachte, unerwartete Entdeckung noch eine ganz besondere verhängnißvolle Bedeutung. Durch Evas Schwangerschaft wurde die Situation, wie sie bisher für das Paar bestanden, völlig geändert.

Friedrich hatte, seit seiner Rücksprache mit Mörner, die Hoffnung hegen dürfen, daß seine eheliche Verbindung mit Eva nunmehr bald erfolgen könne, jetzt stellte sich dem ein neues Hinderniß in den Weg; denn Friedrich wußte nur zu gut, daß die Möglichkeit einer Wiederverheirathung der geschiedenen Frau in dem nächsten dreiviertel Jahr nach erfolgter Scheidung durch einen speciellen Erlaubnißschein bedingt sei, und diese Licenz war nur dann zu erlangen, wenn ein ärztliches Attest die Nichtschwangerschaft der geschiedenen Frau versicherte. Ihre Verbindung wurde dadurch also von neuem in unbestimmte Ferne hinausgeschoben.

Der Schlag war hart, es war der härteste, den Friedrich bisher empfunden, denn er vernichtete mit einem Male alles, woran sich seine Hoffnung auf eine Wandlung des augenblicklichen, so drückenden und beschämenden Zustandes geknüpft hatte.

Friedrich hatte sich längere Zeit gescheut, Eva

über die folgenschweren Consequenzen ihres Zustandes aufzuklären. Derselbe brachte es mit sich, daß sie leicht erregt und trübe gestimmt war, er wünschte ihr daher, so lange es anging, eine so wenig erfreuliche Nachricht vorzuenthalten.

Eines Abends — Eva lag ausgestreckt auf dem Sopha, das ihr Friedrich mit Hülfe mehrerer Decken und Kissen zu einer erträglichen Lagerstätte zugerichtet hatte, er selbst saß neben ihr — kamen sie aber im Gespräch diesem Thema so nahe, daß Friedrich seine Erörterung nicht mehr vermeiden konnte.

Eva stellte, einer ihrer plötzlichen scheinbar unvermittelten Gedankeneingebungen folgend, die Frage an Friedrich: „Wirst Du mich dann auch noch lieben, wenn — nun wenn das Kleine erst da sein wird?"

„Aber Eva, noch viel mehr!" beeilte er sich zu versichern. „Wenn das überhaupt möglich ist."

„Ich habe solche Angst vor der Zeit. Eine Ahnung sagt mir, daß ich die Geburt nicht überstehen werde."

„Ach Unsinn, das sind ja nur Einbildungen."

„So viele Frauen gehen dabei zu Grunde."

„Sieh doch Angelika an. Wie leicht hat sie die Entbindung überstanden, und sie ist soviel älter als Du."

„Ich habe oft solche Visionen, da ist mir als ob — wie soll ich es nur beschreiben — als ob alles um mich her versänke. Mir wird dann so angst, ich weiß vor Unruhe nicht wohin, ich verliere alle Zuversicht, selbst zu Dir."

„Solche Stimmungen hat, glaube ich, jede Frau in diesem Zustande durchzumachen. Fasse nur Muth, es wird schon alles gut abgehen. Mich peinigen Sorgen ganz anderer Art."

„Wie meinst Du?"

„Nun, ich sorge mich, wenn ich an den Stand und Namen unseres Kindes denke."

„Der Name! Nun das ist doch wirklich keine große Sorge; wir werden schon einen finden."

„Nein, Du mißverstehst mich, ich meine nicht den Vornamen; es handelt sich um den Familiennamen."

„Wird denn das Kind nicht nach Dir heißen?"

„Nein Eva, das Kind wird Deinen Mädchennamen tragen."

„Wie, sind wir dann nicht längst getraut?"

„Nein, wir werden es noch nicht sein, das Recht läßt es nicht zu. Eben dieses Kind, das unter Deinem Herzen heranwächst, ist das Hinderniß unserer Verbindung."

„Wir müssen uns darein schicken. Es ist hart. Nicht wahr?"

Sie schwiegen beide eine Weile. Eva schien das Gehörte in ihrem Geiste zu bewegen. Sie hatte die Nachricht weit ruhiger hingenommen, als er erwartet. Nach einiger Zeit begann sie:

„Und wird das Kind diesen anderen Namen für sein Leben tragen?"

„Nein, wir werden ihm, wenn wir erst getraut sind, durch nachträgliche Adoption unseren Namen geben."

„Nimmst Du Dir die Sache sehr zu Herzen,

Friedrich?" fragte Eva, als sie seine verdüsterte Miene bemerkte.

„Ja, ich nehme mir's zu Herzen!" rief er und sprang auf, um das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen.

„Und warum?" meinte sie. „Ist es denn nicht einerlei, ob wir uns einige Monate früher oder später heirathen? Das ändert doch sehr wenig. Lieben wir uns denn nicht wie Eheleute, und vielleicht noch mehr als die meisten Eheleute?"

„Ja, wenn es sich darum allein handelte! Auch ich glaube nicht, daß die Trauungsceremonie an unserem Verhältnisse zu einander irgend etwas ändern wird, aber es ist nun einmal die gesetzlich verlangte Form, ohne welche die Welt unser Zusammenleben für ein Verbrechen ansieht, und uns selbst nicht als anständige Leute anerkennt. Wir können uns nicht über diese Schranken hinweg setzen. Ja, wer auf eine einsame Insel flüchten könnte. Aber man ist einmal Mensch unter Menschen. — Die Welt urtheilt schnell und hart, und vergißt schwer, sobald es sich um einen Makel handelt. Kommen wir erst in's Gerede, so sind wir gebrandmarkt für immer. — Wissen denn die Anderen, wie sich das alles so geschickt hat? Ich verstehe es oft selbst nicht, wie es dahin hat kommen können."

„Ach, laß das doch, Friedrich!" rief Eva, „wozu das Grübeln! Ich sage Dir ja, daß ich mir auch nicht das geringste daraus mache, was die Andern von uns denken, und Du, der Du immer behauptet

hast, Du verachtetest das Gerede der Menschen. — Komm, setz Dich zu mir, o komm. — Ich liebe Dich ja — heute und immer, komm!"

Aber es gelang ihr heut nicht, die trüben Wolken, die sich auf sein Gemüth gelagert, zu verscheuchen.

Sechstes Kapitel.

Noch nie war Friedrich ein Winter so lang erschienen, wie dieser. Seit Monaten schon wich die Schneedecke nicht von den Hügeln rings um Dresden, und die Elbe ging mit Eis, das sich an der Augustusbrücke zu einer mächtigen Masse angestaut hatte, die einem Gletscherfelde ähnlich sah und dem Strome nur wenige Pfeiler auf der Altstädter Seite frei ließ.

In der inneren Stadt freilich bekam das Auge wenig von dem Weiß der Schneedecke zu sehen. Kaum gefallen, bedeckte ihn schon der Ruß mit seinem schwarzen Mantel. Hunderte von Wagenladungen der grauschwarzen Masse wurden täglich aus der Stadt gefahren, aber, wie es schien, vergeblich, immer wieder warf der Himmel über Nacht neue Flockenmassen herunter.

Und als nun schließlich Thauwetter anbrach, da

glich die Straße dem schmutzigen Bette eines zurückgetretenen Flusses, tagelang watete man durch einen schlüpfrigen, dunkelfarbigen Schlamm, der von den Dächern immer neue Nahrung erhielt.

Friedrich, dem Dresden bei seiner ersten Bekanntschaft einen so lachenden, einladenden Eindruck gemacht, war längst von dieser Anschauung kurirt worden. Er haßte diese Stadt jetzt, die ihm nichts von dem geboten hatte, was er hier zu finden erwartet.

Die ersten Monate des neuen Jahres brachten ihm eine Enttäuschung nach der anderen.

Mit seinen Recensionen machte er kein Glück. Das Publikum warf ihm vor, daß er umstürzende Ideen vertrete, und die Kritik anderer Blätter lieh dieser Anschauung Stimme. Die Mitarbeiter und die Redaction dagegen gaben ihm schuld, er sei schroff und einseitig.

Die Wahrheit war, daß Friedrich völlig unbeeinflußt von irgendwelchen Rücksichten auf Namen, Stellung, oder Renommee der Autoren, deren Arbeiten ihm zur Kritik vorlagen oder der Künstler, deren Leistungen er zu beurtheilen hatte, sein Urtheil einfach nach bester Ueberzeugung fällte.

An dem Blatte, dem er angehörte, war eine derartig rücksichtslos unparteiische Kritik bisher nicht üblich gewesen. Friedrichs Vorgänger am Feuilleton, eine kritische Feder ersten Ranges, hatte sich in seinen Kritiken doch vielfach von rein persönlichen Rücksicht-

nahmen leiten lassen. Um so größere Entrüstung erregte die unnahbare Selbstständigkeit seines Nachfolgers, den man gerade deshalb, weil er vom Publikum bisher in den Himmel erhobene Götzen, deren Hohlheit er erkannt, von ihrem Sockel warf, und andere verkannte und ungerechter Weise vernachlässigte Elemente erhöhte, der Ungerechtigkeit und Parteinahme bezichtigte.

Sehr angenehm für Friedrich war es, daß man ihn seiner völligen Weltabgeschiedenheit wegen im Publikum und selbst in Künstlerkreisen garnicht kannte. Die geifernde Anfeindung traf nicht seine Person, sondern nur die Chiffre „(Ch.)" unter der er veröffentlichte.

Um so unerquicklicher gestaltete sich sein Verhältniß zu den übrigen Journalisten, durch seine Exclusivität und das zurückgezogene Leben, welches er führte. Man legte ihm sein reservirtes Wesen als dünkelhaften Hochmuth aus und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um dem „Baron", wie er in dieser Umgebung hieß, ein Bein zu stellen.

Auch die Redaktion war nicht mehr mit ihm zufrieden, seit er einige Bücher abfällig beurtheilt, die man ihm mit dem Bemerken zugestellt, der Autor verdiene besondere Berücksichtigung, und diese Unzufriedenheit wuchs, als er einen Wink, sich in seinen Theaterkritiken etwas mehr dem herrschenden Geschmacke anzupassen, in den Wind geschlagen hatte.

Friedrich fühlte die Abneigung, die er einflößte, wohl, aber er suchte ihre Ursache an einer falschen Stelle.

Der Gedanke, daß man sein Verhältniß zu Eva durchschaue, war neuerdings zu einer fixen Idee bei ihm geworden. Die Furcht der Entdeckung verfolgte ihn wie ein Gespenst. Wenn er mit Eva auf der Straße ging, so glaubte er in jedem zufällig auf sie und ihn gerichteten Blicke die Kenntniß ihres Geheimnisses zu lesen. Den wenigen Menschen, mit denen er bei seiner jetzigen Lebensweise zusammen kam, begegnete er mit täglich zunehmendem Mißtrauen.

Die trübselige Vereinsamung, in der er seine Tage zubrachte, fing mit der Zeit an, sein ganzes Wesen zu beeinflußen. Der Mensch ist einmal auf den Menschen angewiesen; wer mit der Last des Daseins beladen, abgesondert von den Anderen einen einsamen Weg wandelt, hat um so schwerer daran zu tragen.

Der ideale Schwung, ein Erbtheil seiner Mutter, der ihn früher über die Zufälligkeiten des Tageslebens hinweggetragen hatte, die Enthusiasmusfähigkeit in Friedrich, war ermattet. Eine Kleinigkeit vermochte ihn jetzt völlig aus dem seelischen Gleichgewicht zu werfen, er war mißmuthig, reizbar und grämlich, er fing an zu grübeln und machte sich so seine schwierige Lage durch selbstgeschaffene Sorgen noch um ein gut Theil drückender.

Eine andere fixe Idee, die ihn verfolgte, war der Gedanke, er werde mit dem Gelde nicht auskommen.

Als er nach Dresden ging, hatte er ausgerechnet, daß er mit Eva von den Zinsen des ihm verbliebenen

Kapitals und dem Ertrage seiner Feder werde leben können. Aber diese Berechnung hatte sich in der Folgezeit als irrthümlich ausgewiesen.

Bei Eintritt der kälteren Jahreszeit mußte er für Eva eine vollständige Wintergarderobe beschaffen, und diese Anschaffung verschlang viel Geld. Auch der Hausstand, mit dem anfänglichen häufigen Wechsel des Mädchens, hatte ihnen weit mehr gekostet, als Friedrich ursprünglich angenommen. So sah er sich denn abermals genöthigt, Kapital anzugreifen. Und für die Zukunft gab es keinerlei Aussicht auf Besserung in dieser Beziehung. Im Gegentheil: mit der Geburt eines Kindes mußte sich der Hausstand ja noch um ein bedeutendes vertheuern.

Solche Erwägungen führten ihn naturgemäß auf den Gedanken, durch Nebenarbeiten auf litterarischem Gebiete seine Einnahmen zu vermehren, aber es war eigenthümlich, die kleinlichen Nebensorgen, die jetzt an ihm arbeiteten, schienen die Fähigkeit der Selbstproduction in ihm ertödtet zu haben.

Der Anfang jenes Romanes, den er vor einigen Monaten im Schwarzwalde, vom Feuer poetischer Begeisterung glühend, niedergeworfen hatte, starrte ihn jetzt an, wie das Werk eines Fremden. Die Arbeit in gleichem Geiste weiterzuführen, wäre er nicht fähig gewesen; es würde ein Marmortorso mit einer Gypsergänzung daraus geworden sein. Sein Geist glich einem Vogel, dem die Schwingen durchnäßt worden, kaum vermochte er sie mühsam vom Boden zu erheben, vielleicht würde er sie in der

Sonne eines besseren Glückes wieder regen können; augenblicklich, das sah Friedrich ein, durfte er nicht hoffen auf poetischem Gebiete etwas ersprießliches zu schaffen.

Bei weitem die traurigste Seite seines Geschickes aber war, daß er an Eva keinerlei Stütze in dieser schweren Zeit fand. Es trat jetzt offener zu Tage denn jemals zuvor, daß sie sich im Grunde der Seele gegenseitig nicht verstanden. Das, was sie zu einander hingezogen und bisher an einander gefesselt hatte, war ein rein sinnliches Wohlgefallen gewesen.

Wie jeder Verliebte hatte auch Friedrich dem geliebten Weibe zu ihren körperlichen Reizen eine Fülle der höchsten seelischen und geistigen Vorzüge hinzugedichtet; er liebte lange Zeit in Eva ein Idealgebilde, wie es sich die gefällige Phantasie nach den Wünschen seines Herzens zurechtgemacht. Allmählich freilich lernte er Diejenige besser kennen, die er liebte, und als er sich dann über ihre mannigfachen Fehler klar geworden, ließ ihn die sinnliche Liebe doch immer noch nach ihrem Besitz schmachten. Jetzt, wo der Sinnenrausch verflogen, wo sie ihm nichts mehr zu geben vermochte, als eine Wiederholung des schon Genossenen, kam eine peinliche Ernüchterung als nothwendiger Rückschlag, über ihn.

Der Mann sucht im Weibe, so lange er es nicht kennt, immer mehr, als sie ihm zu bieten vermag. Die Enttäuschung ist um so bitterer, je höher sich der Verliebte seinem Temperamente gemäß, in sanguinischen Hoffnungen verstiegen hat. —

Das nahe Zusammenleben in einem engen Stadtquartiere, zu dem sie in der letzten Zeit verdammt gewesen waren, hatte dazu beigetragen, ihm den Rest von Illusionen zu rauben, denen er sich in früheren Tagen so willig über Evas Person hingegeben. All die süßesten Reize eines jungen Liebesglückes: das mysteriöse, selbst in höchster Leidenschaft verschämte, im gegenwärtigen Genusse schon nach der Wiederholung glühende Vereinigen der Leiber und Seelen, kam nicht wieder. Sie standen jetzt in der kritischen Zeit, wo es sich für ein Paar darum handelt, ob aus der Asche der niedergebrannten geschlechtlichen Liebe Treue erwachsen wird, ob an Stelle der Flitterwochenliebelei ein auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gebautes Verhältniß erstehen mag, oder ob die Zukunft nur noch allmähliches Erkalten bringen kann, das in völliger Gleichgültigkeit, oder in Haß und Widerwillen enden muß. —

Für Friedrichs höchste Interessen, für das, was ihm das Leben werth machte, ebenso wie für seine tiefsten Kümmernisse hatte Eva kein Verständniß.

Sie begriff nicht, warum er über den Bruch mit seiner Mutter nicht hinwegkam. Sie verstand auch nicht, warum ihm das Bewußtsein ihres ehebrecherischen Zusammenlebens so martervoll war. Sie hatte es ihm gegenüber ja selbst in naivster Weise ausgesprochen, wie wenig dieser Zustand sie genire. Das Ehrgefühl des Mannes, das sich selbst, seine Umgebung und sein Leben von der Welt als ehrenhaft

und makellos anerkannt sehen will, dieses Streben in ihm war ihr unfaßlich. Darum war sie auch unfähig die Wandlung, welche in letzter Zeit in seinem Wesen eingetreten war, zu verstehen.

Diese Wandlung traf sehr ungünstig zusammen mit der Periode ihrer Schwangerschaft, wo die Frauen am schwersten zu leiden haben, von dem in stärkster Entwickelung begriffenen Kinde. Die nervös sensitiv beanlagte Eva litt besonders arg, ihre lebhafte Einbildungskraft ließ sie die Schmerzen stärker empfinden, ihrem Gemüthe die bevorstehenden Kindesnöthe besonders schreckhaft erscheinen. Die häufige, scheinbar unmotivirte Erregtheit und Unruhe, in der sie sich jetzt befand, erhöhte Friedrichs Reizbarkeit.

Aber es war jetzt nicht mehr wie früher, wo sie bei Meinungsverschiedenheiten leicht in leidenschaftlichen Streit an einander geriethen. Das waren Gewitter gewesen mit starken Entladungen, nach deren Vorüberziehen ihnen die Sonne der Versöhnung um so lieblicher geschienen, jetzt glich ihr Zusammensein häufig einem trüben Tage mit wolkenumhülltem Himmel. Zu leidenschaftlichen Ausbrüchen kam es selten mehr zwischen ihnen, sie beleidigten einander aber um so mehr durch Kälte und Gleichgültigkeit, absichtliches Mißverstehen, kleinliche Nörgeleien. Sie trugen einander die Kränkungen im Geheimen nach, wo sie schwerer und nachhaltiger wirken, als wenn sie in offenem Streite ausgetragen werden. Kam es dann doch zur Versöhnung, weil sie ja auf einander angewiesen waren, dann war es nicht, wie ehemals,

eine selige Wiedergeburt der Liebe, sondern ein Kompromiß mehr der Vernunft als des Herzens mit dem melancholischen Ausblick auf erneuten Streit und Bruch.

Dieser Zustand wurde auf die Dauer unerträglich, und schien einer Katastrophe zutreiben zu wollen.

Siebentes Kapitel.

Eines Tages erhielt Friedrich eine secrete Ordre von seinem Regimente, laut deren er sich sofort nach Berlin zu begeben habe, behufs Rücksprache mit dem Kommandeur in Privatangelegenheiten.

Friedrich war im höchsten Grade erstaunt über diese Ordre. Was konnte das Regiment von ihm wollen, jetzt wo er keine Einziehung zu gewärtigen hatte, und woher kannte man überhaupt seinen Aufenthaltsort. Ihm ahnte nichts gutes.

Gegen Mittag in Berlin angekommen, begab sich Friedrich sofort zur Kaserne und dort aufs Regimentsbureau.

Der Adjutant war ihm wohlbekannt, er empfing

Friedrich mit großer Zuvorkommenheit, gratulirte ihm zu seinem Vollbart, und fragte schließlich nach seinem Begehr.

Friedrich erkannte schnell, daß er den Unbefangenen spiele, und gab reservirt zur Antwort, er sei zum Kommandeur befohlen.

Der Adjutant setzte die Geschäftsmiene auf, sagte, der Herr Oberst wünsche Herrn von Choiseule nach Erledigung der übrigen Geschäfte zu sprechen, und er möge selbst einen Stabsoffizier des Regiments namhaft machen, welcher bei der Unterredung zugegen sein soll, da der Herr Oberst nicht das Vergnügen habe, Herrn von Choiseule persönlich zu kennen.

Friedrich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das Regiment vor kurzem den Chef gewechselt habe. Er ließ sich nun die Stabsoffiziere nennen, und entschied sich für den Etatsmäßigen, welcher, als er sein Jahr abdiente, sein Bataillonschef gewesen war.

Dienstliche Angelegenheiten nahmen jetzt den Adjutanten in Anspruch, er bot Friedrich an, in seinem Wohnzimmer zu warten, aber dieser schlug das Anerbieten aus, er wollte auf dem Bureau bleiben.

Nach geraumer Zeit öffnete sich die Thür des Kommandeurzimmers und der Etatsmäßige trat zu ihm. Friedrich hatte den Mann immer gern gemocht, seines biederen, männlichen Charakters wegen. Sein mißtrauisch forschender Blick konnte auch heute keine Wandlung in dem Wesen des Offiziers entdecken.

Er fragte Friedrich ohne große Umschweife, wo

er sich in der letzten Zeit aufgehalten und was seine gegenwärtige Beschäftigung sei.

Friedrich berichtete ihm von seinem Aufenthalte in Ungarn im vergangenen Sommer und gab seine augenblickliche Thätigkeit an. Seines Zusammenlebens mit Eva that er natürlich keinerlei Erwähnung.

Nach einiger Zeit schien der Offizier genug erfahren zu haben, er verbeugte sich und begab sich in das Zimmer zurück, aus dem er gekommen.

Bald darauf wurde Friedrich zum Kommandeur gebeten.

Der Oberst war eine stattlich elegante Erscheinung mit langem blonden Backenbart und männlich schönen Zügen.

Nachdem der Etatsmäßige Friedrich vorgestellt hatte, begann der Kommandeur in kameradschaftlichem Tone, dessen Freundlichkeit Friedrich etwas gesucht erschien:

„Herr von Choiseule, sehr erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen. Habe gehört, daß Sie als Reservist bei unserem Regimente stets Ihre Schuldigkeit gethan. hier, der Herr Oberstlieutenant hat Ihnen ein sehr günstiges Zeugniß ausgestellt, freue mich, wie gesagt, Sie kennen zu lernen. — Ueber ihre jetzige Lebensweise sind — wie soll ich gleich sagen — sind Gerüchte zu uns gedrungen, die es uns wünschenswerth machten, sie persönlich zu sprechen. Was nun ihre Beschäftigung betrifft, so sind zu meiner Freude die Bedenken gehoben. Der Herr Oberstlieutenant hier ist der Ansicht, daß sich Ihre Thätigkeit mit der Stellung eines Reserveoffiziers

unseres Regimentes verträgt — und ich bin ebenfalls seiner Ansicht. — Freut mich, daß dem so ist. Aber da ist noch eine andere etwas delicatere Affaire, über die Sie uns auch noch Auskunft geben möchten. Bin überzeugt, die Sache wird sich ebenfalls zur Zufriedenheit aufklären. — Sie leben mit einer Dame zusammen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Ach lassen Sie doch den dienstlichen Ton. Wir sprechen hier ganz unter uns, als Cavaliere — verstehen Sie. — Ich möchte die Sache rein privatim behandeln. Es kann Ihnen ja selbst nur höchst erwünscht sein, wenn wir die Sache nicht an die große Glocke hängen. — Also, Sie leben mit einer Dame zusammen, sind aber nicht mit ihr verheirathet; dies würde ja an und für sich nichts zu bedeuten haben, wenn diese Dame nicht —"

„Darf ich mir zunächst eine Frage gestatten, Herr Oberst."

„Bitte!"

„Kann ich den Namen desjenigen erfahren, der sich um meine intimsten Angelenheiten in so indiscreter Weise bekümmert hat?"

„Der Name des Herrn thut garnichts zur Sache. Gerüchtweise haben wir von Ihrem Verhältnisse zu einer verheiratheten Dame schon längst erfahren, haben aber nicht darauf geachtet, da es eben nur Gerüchte waren. Jetzt sind wir direct darauf aufmerksam gemacht worden. Seien Sie uns dankbar, daß wir Sie in eigener Person zu einer Vernehmung herangezogen

haben; es ist dies eine Rücksicht, die wir garnicht nöthig hatten. Wollen Sie uns nun nähere Auskunft über Ihr Verhältniß zu der betreffenden Dame geben?"

„Nein, Herr Oberst, ich verweigere jede Auskunft," sagte Friedrich, blaß bis in die Lippen und vor Erregung zitternd, behielt aber die Unbeweglichkeit der militärischen Stellung bei.

Der Oberst hatte eine Geberde des Unmuthes und wandte sich an den Etatsmäßigen, der die Achseln zuckte. Dann sagte er:

„Es ist eine Dame im Spiel, Sie mögen deshalb Ihre Gründe zum Schweigen haben. Jedenfalls haben wir keine Mittel, Sie zum sprechen zu bringen. Aber Sie berauben Sich selbst der Gelegenheit, eine Entschuldigung anzubringen, und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Ihre Hartnäckigkeit unter Umständen nachtheilige Folgen für Sie haben könnte."

Friedrich schwieg.

„Haben Sie nichts weiter zu sagen?"

„Nein, Herr Oberst."

„Dann ist es gut! Das weitere werden Sie erfahren." —

Damit endete das Gespräch.

Tief verstimmt kehrte Friedrich nach Dresden zurück. Lange sann er hin und her, wem er wohl die Anschwärzung zu verdanken haben möge, um schließlich zu der Uebezeugung zu gelangen, daß niemand anderes der Denunciant sein könne, als jener pensionirte Major, mit dem in näheren Verkehr zu kommen, Friedrich so eifrig vermieden hatte.

Noch im frischen Aerger beschloß er, den Herrn aufzusuchen, und ihn zur Rede zu stellen.

Es gelang ihm, die Adresse des Majors ausfindig zu machen und er begab sich nach dessen Wohnung. Die Logiswirthin erklärte ihm jedoch, der Herr sei für längere Zeit verreist, soviel ihr bekannt, sei er nach Berlin gegangen.

Friedrich war im Grunde froh, daß er auf diese Weise um eine Auseinandersetzung kam, die auf alle Fälle unerquicklich gewesen wäre und an den Thatsachen nichts zu ändern vermocht hätte.

Der Bescheid von Berlin ließ nicht lange auf sich warten. Er erhielt per Dienstbrief angezeigt, daß er zu einem Linien-Regimente in Posen versetzt sei.

Friedrich athmete auf; wenigstens hatte sich kein Ehrengericht mit seiner Angelegenheit befaßt, wovor ihm gebangt hatte. Er glaubte es auf die Vermittelung des Etatsmäßigen zurückführen zu müssen, daß er davor bewahrt geblieben, und war diesem dafür dankbar.

Aber schmerzlich traf ihn diese Versetzung dennoch. Er hatte an seinem alten Regimente gehangen und sich nicht ohne Stolz, als der Garde angehörend, gefühlt.

Seine pessimistische Laune aber wurde durch dieses Ereigniß noch um einige Nüancen düsterer gefärbt. Man wendete sich von ihm ab, stieß ihn aus; nur weiter so fort, dann würde bald niemand mehr etwas von ihm wissen wollen.

Friedrich fing jetzt an zu begreifen, was es heißt, sich als Einzelner gegen die Satzungen der Gesellschaft aufzulehnen. Wer das wagen will, der muß in sich selbst so sicher und nach Außen so hart sein, daß er den Verlust von Liebe, Nachsicht und Mitgefühl verschmerzen kann, denn diese hat er bei den Menschen verscherzt, nur noch ihr Haß, Groll und Hohn wird ihn in Zukunft verfolgen; wie das Hühnervolk über ein Krankes unter ihnen, so werden seine Mitmenschen über ihn herfallen, wenn er eine Schwäche zeigt. Und ist er nicht ganz gepanzert, in Selbstgenügsamkeit und Menschenverachtung, ist eine Stelle weich an ihm geblieben, und wäre sie nur so groß wie der verhängnißvolle Fleck auf Siegfrieds Rücken, dann wird ihn der Speer der Rache ganz sicher dort treffen.

In diese Zeit fiel ein Ereigniß, welches Friedrich den längst in Erwägung gezogenen Plan, Dresden zu verlassen, nunmehr zur Ausführung bringen ließ.

Eines Abends aus dem Theater zurückkehrend, hatte er die Vorsaalthür nicht wie gewöhnlich abgeschlossen, sondern nur angelehnt gefunden. Um Eva, die er bereits schlafend wähnte, nicht zu wecken, war Friedrich möglichst geräuschlos nach seinem Zimmer gegangen, und hatte hier die Tochter seiner Wirthin überrascht, wie sie einen Brief, den er beim Weggehen in ein Schubfach geworfen, eifrigst studirte.

Das schwächliche Geschöpf war so erschreckt, als sie sich in flagranti ertappt sah, daß sie einer Ohnmacht nahe zusammenbrach, und Friedrich sie selbst aus dem Zimmer geleiten mußte.

Friedrich zog die Mutter zur Verantwortung des Geschehenen heran. An und für sich in einer reizbaren Stimmung und durch das Erlebte besonders verdrossen, herrschte er die Frau in einer Weise scharf an, wie es sonst nicht in seiner Gewohnheit lag. Die Frau machte ihrer erprobten Zungenfertigkeit keine Schande, sie kehrte den Spieß um, machte Friedrich, der sich bald völlig von ihr überschrieen sah, die härtesten Vorwürfe, und schleuderte ihm schließlich die Anschuldigung ins Gesicht, er lebe mit Eva in „wilder Ehe.“

Vor dem Zorne, den diese Worte in Friedrich aufkochen ließen, floh die Frau. Am nächsten Morgen machte sie dann einen Versuch reuiger Abbitte. Aber Friedrich wies alle Vermittelungsvorschläge kurzer Hand ab, er kündigte. Nunmehr war er fest entschlossen, dieser Stadt den Rücken zu kehren, wo sich für ihn Demüthigung auf Demüthigung häufte.

Ein Bekannter aus seiner Studentenzeit, welcher durch den Staatsexamen gefallen und ihm seitdem aus den Augen gekommen war, hatte kürzlich an Friedrich geschrieben. Er war jetzt in München und im Begriff, eine belletristische Wochenschrift zu begründen, zu der er Mitarbeiter suchte. Er hatte sich mit der Aufforderung, an seinem Unternehmen theilzunehmen, auch an Friedrich gewandt.

Jetzt beantwortete Friedrich diesen Brief, erhielt umgehende Gegenantwort, und es ward abgemacht, daß er gegen ein festgesetztes Honorar seine Feder dem neuen Blatte widmen werde.

Friedrichs Contract in Dresden wurde schnell gelöst, er schied leichten Herzens, und man war zufrieden, ihn ziehen zu sehen.

So wollte er denn seinen Stab abermals an einen anderen Fleck setzen, in der Hoffnung, daß er dort grünen möge; diesmal nach München.

Eva setzte seiner Entschließung keine Hindernisse entgegen. Bei ihr war das Heimathgefühl so gut wie nicht entwickelt, ein wirkliches Heim hatte sie ja niemals gekannt.

Noch während des Auszugstrubels erhielten sie die Nachricht von Berlin, daß der Mörnersche Ehescheidungsprozeß beendet sei. Das Urtheil war auf Scheidung ergangen und kein Theil für den Schuldigen erklärt worden.

Zugleich schrieb Mörner an Friedrich.

Er stellte Eva alles zur Disposition, was sie in die Ehe eingebracht, sowie alles, was sie während der Ehe von ihm als Geschenk erhalten hatte.

Friedrich leitete es ein, daß Evas Sachen von Berlin nach München überführt wurden.

In seinem Briefe theilte Mörner zu gleicher Zeit mit, daß er um seinen Abschied eingekommen sei; die Gründe zu dieser Handlungsweise gab er zwar nicht an, aber Friedrich war über dieselben nicht im Zweifel.

Achtes Kapitel.

In München miethete Friedrich ein Quartier nicht weit von der Theresienwiese. Was ihnen nach Zusendung von Evas Besitzthümern aus Berlin dann noch an Hausgeräthschaften fehlte, das wurde angeschafft, so daß sie jetzt, wie ein junges Ehepaar, im Besitze einer vollständigen Einrichtung waren.

Das litterarische Unternehmen seines Studiengenossen fand Friedrich noch nicht so weit entwickelt, als er nach dessen Briefen erwartet hatte. Während der ersten vierzehn Tage, wo Friedrich vollauf mit der Einrichtung der Wohnung beschäftigt war, drang er nicht besonders darauf, Arbeit zu erhalten, als aber, nachdem er nun selbst unter Dach und Fach gekommen, das Erscheinen der ersten Nummer des Blattes immer noch erfolgen sollte, ging er den Unternehmer mit dringenden Mahnungen an.

Da rückte dieser, Leixer mit Namen, mit dem Geständniß heraus, daß es ihm an Geld fehle. Das Erscheinen der Zeitung, erklärte er, hänge lediglich davon ab, daß es ihm gelinge, das nöthige Geld irgendwo aufzutreiben.

Friedrich war in höchstem Grade entrüstet und drohte klagbar gegen Leixer vorgehen zu wollen, aber

dieser wußte ihn zu beschwichtigen. Er weihte ihn voll in den Stand des Unternehmens ein, legte ihm einen Kostenanschlag vor, zeigte ihm den Contract mit der Druckerei, die Zusagen einiger Mitarbeiter, und die Abonnements verschiedener Leseinstitute. Schließlich machte er Friedrich den Vorschlag, er möge die erforderliche Geldsumme vorschießen, und solle dafür als Mitbesitzer des Blattes, mit halben Unternehmergewinn in die Redaction eintreten.

Friedrich überlegte sich die Sache einige Tage lang, versuchte inzwischen bei anderen Münchener Blättern Arbeit zu finden, konnte aber nichts erhalten und ging schließlich auf den Vorschlag ein.

Nunmehr gingen Leixer und er an die Arbeit, und das Unternehmen ward denn auch bald mit Hülfe von Friedrichs Gelde flott, und eröffnet unter Auspicien, die nicht ganz ungünstig schienen.

Leixer war ein Mensch, der schon mancherlei außergewöhnliches durchgemacht hatte.

Er hatte Jura studirt und sich während einer Studienzeit von zehn Semestern als Corpsstudent das Gesicht zerhacken lassen, sich eine Fettleber angezecht, und sein Erbtheil bis auf den letzten Pfennig verjubelt. Nachdem er durch das Examen gefallen, entschloß er sich Kaufmann zu werden, als es ihm damit in Europa nicht glückte, wandte er sich nach Amerika, bewegte sich dort während mehrerer Jahre in den verschiedenartigsten Lebensstellungen, die im Pferdebahnconducteur und Schauspieldirector ihre äußersten Pole erreichten, und

kehrte dann, als es ihm auch in Amerika nicht gelang, auf einen grünen Zweig zu kommen, nach Europa zurück, um es hier in seiner Geburtsstadt München mit einem Zeitungsunternehmen zu versuchen.

Leixer war im Kampfe mit widrigen Geschicken ein wetterharter Bursche geworden. Das Wasser hatte ihm oft bis nahe an den Mund gestanden, physisch und moralisch war er mehrfach dem Untergange nahe gewesen, er hatte sich immer wieder emporgerissen.

Durch all das Durchgemachte war sein Lebensmuth nicht gebrochen, der Humor ihm nicht geraubt worden. In seinem Wesen und Gebahren war er Corpsstudent geblieben, und die drüben in Amerika zugebrachten Jahre hatten seinem burschikosen Wesen noch etwas von der rücksichtslosen Unverfrorenheit des Yankee hinzugefügt.

Die Kunst des Reclamemachens hatte er jenseits des Wassers gründlich erlernt, und so ging denn sein und Friedrichs Unternehmen jetzt mit dem gehörigen Aufsehen vom Stapel.

Um die Ausgaben nach Möglichkeit zu verringern, schrieben die Redacteure den größeren Theil des Blattes, das zweimal wöchentlich erschien, selbst. Friedrich hatte das Feuilleton und den wissenschaftlichen Theil übernommen, Leixer behandelte die Tagesfragen.

Keck und burschikos, wie sein Wesen, war der Ton, den er in seinen Artikeln anschlug. Leixer war ein geborener litterarischer Klopffechter. Schnell

war es ihm gelungen mit einigen anderen Münchener Blättern anzubinden, und gegen die Erwiderungen und Anklagen, die nunmehr von allen Seiten wider das neue so übermüthig auftretende Blatt anflogen, führte er seine Klinge mit Schneidigkeit und Geschick.

Friedrich ließ sich durch das frische wagelustige Wesen seines Gefährten ebenfalls zu einer leichteren Lebensanschauung mit fortreißen.

Den Gedanken, sich gegen die Welt abzuschließen, wie er es in Dresden gethan, hatte er aufgegeben. Leixer führte ihn in den Kreis seiner Bekannten ein. Es war dies eine Anzahl von Schriftstellern und Künstlern, die sich jeden Abend beim Schoppen trafen, und eine Art geschlossener Gesellschaft bildeten. Diesen Kreis suchte Friedrich jetzt öfters in den Abendstunden auf.

Im übrigen war er fast den ganzen Tag in der Redactionsstube und Eva bekam ihn nur zu sehen, wenn er zum Mittag und Abendbrod zu Haus zurückkehrte. Sie fand sich schwer in diese Neuordnung der Dinge. Den Ernst der Lage, in der sich Friedrich befand, war sie unfähig zu verstehen. Er hatte ihr mehrfach zu erklären versucht, daß er mit diesem Unternehmen reüssiren müsse, oder er sei ruinirt. Sie hörte ihm schweigend zu, aber im Inneren hielt sie an der Ueberzeugung fest, daß die angestrengte Arbeitsthätigkeit, welche ihn jetzt fast den ganzen Tag fern von ihr hielt, lediglich in einer Caprice ihren Grund habe. Sie haßte darum dieses Blatt und alles was damit zusammenhing.

In der ersten Zeit hatte Friedrich den Versuch gemacht, aus seinem Zusammenleben mit Eva vor Leixer ein Geheimniß zu machen, aber auf die Dauer war das bei dem scharfen Blicke seines Gefährten unmöglich. Eines Tages, als er von diesem in seiner Wohnung aufgesucht wurde, konnte er es sogar nicht vermeiden, ihn mit Eva bekannt zu machen. Leixer, der sich in der neuen Welt die Eigenschaft angewöhnt hatte, über nichts zu erstaunen, nahm Evas Anwesenheit ohne Verwunderung hin und quälte Friedrich auch nachträglich nicht mit irgend welchen indiscreten Fragen.

Eva hatte gegen den häßlichen, äußerlich vernachlässigten, und in seinem Wesen so kühlen und selbstbewußten Mann beim ersten Anblick eine starke Antipathie gefaßt. Sie verdachte es Friedrich, daß er sich einem so gewöhnlichen Menschen angeschlossen habe und im Geheimen hegte sie eine unbestimmte Furcht, Friedrich könne von ihm zu irgend welchen Zügellosigkeiten verleiten werden.

Evas Lage war eine beklagenswerthe. Ihre Schwangerschaft verhinderte sie nahezu an jeglicher Thätigkeit. Dazu kam, daß sie nicht wußte, was man in einem solchen Zustande zu thun und was man zu lassen habe. Sie beging den großen Fehler, sich so gut wie gar keine Bewegung zu machen. Fast den ganzen Tag saß sie zu Haus, allein, ohne Beschäftigung, grübelnd und trüben Gedanken nachhängend.

Ihren Gesang, den sie in Dresden für eine kurze

Zeit wieder aufgenommen, hatte sie aufgegeben, weil sie die Anstregung des Singens für unvereinbar mit ihrem Zustande hielt. Die Wirthschaft ließ sie ganz in den Händen einer Vollblut-Münchnerin, die Friedrich engagirt hatte, denn der Enthusiasmus, den sie eine Zeit lang für die häusliche Thätigkeit gehegt, war schnell verflogen. Die Erlebnisse in Dresden hatten sie entmuthigt; sie äußerte Friedrich gegenüber, als dieser sie einmal zum Sorgen um die Küche aufzumuntern versuchte, sie verdürbe ja doch alles und verstünde nicht, billig zu wirthschaften.

Zuletzt verfiel sie darauf, Handarbeiten anzufertigen, sie hatte auf diesem Gebiete niemals viel gelernt, und mußte sich von der Köchin im Stricken unterweisen lassen. Von da an saß sie vielfach und strickte an kleinen Enden und Zipfeln, die allmählich die Gestalt von Strümpfchen und Röckchen annahmen. Für wen sie diese bestimme, brauchte Friedrich nicht erst zu fragen. —

Der Winter begann zu weichen, die Theresienwiese fing an, sich aus schmutzigem Braun in smaragdenes Grün umzuwandeln.

Eva saß mit ihrer Arbeit gern am Fenster. Da hatte sie durch eine Lücke in der gegenüberliegenden Häuserreihe einen Blick auf ein Stück der Theresienwiese, die Bavaria und die dahinterliegende Ruhmeshalle. Doch war von der Figur nur die eine Körperseite, ein Viertel des Kopfes und der riesenhafte Arm zu sehen. Die Proportionen des Kolosses wurden durch diese Halbirung nur noch mehr ins ungeheuer-

liche verzerrt. Für Eva hatte die Gestalt in dieser sinnlosen Verstümmelung zu Anfang etwas Schreckhaftes gehabt, allmählich aber gewöhnte sich ihr Auge daran, und mit der Zeit ward es ihr geradezu zum Bedürfniß, ab und zu hinüberzublicken, um zu sehen, ob der riesenhafte Arm noch immer an seiner Stelle sei. In ihrer Einsamkeit war ihr jene eine Art von Gesellschaft.

Oft flogen Evas Gedanken zurück zu jener Zeit im Jahre vorher, wo mit der neuerwachenden Natur der Liebes-Frühling für ihr Leben angebrochen war. Der Thiergarten stand vor ihrem rückschauenden Blick mit dem Prachtgewand des ersten Grünes angethan. Sie sah sich mit Friedrich unter den alten knorrigen Eichen wandeln. Wie hatte sich das alles verändert in einem kurzen Jahre! Damals war er jederzeit bereit gewesen zu einem Rendezvous mit ihr. Konnte er denn jetzt nicht ebensogut mit ihr spazieren gehen. Aber er schämte sich wohl, sich mit ihr, wie sie jetzt war, auf der Straße sehen zu lassen. So dachte Eva, wenn sie die Spaziergänger einzeln, paarweise und in Trupps über die grüne Wiese hinaus zur Bavaria und weiter strömen sah. Absichtlich ließ sie bei solchen Gedankengängen unberücksichtigt, daß Friedrich ihr bereits mehrfach den Vorschlag gemacht, gemeinsam in den Mittagsstunden auszugehen, und daß sie ihm stets eine abschlägige Antwort ertheilt hatte.

Sie selbst hegte eine unüberwindliche Abneigung dagegen, sich auf der Straße sehen zu lassen. Fast

mehr noch als von den wirklichen Nöthen der Schwangerschaft litt sie unter dem Gedanken, wie durch diese ihre Erscheinung entstellt werde. Oft stand sie vor dem Spiegel und betrachtete sich selbst mit staunendem Schrecken, und sie hatte Friedrich in dem steten Verdacht, daß ihr Anblick ihm zuwider sei. An die Entbindung wagte sie kaum zu denken, ein namenloses Grauen befiel sie, wenn sie in irgend einer Weise an dieses bevorstehende Ereigniß erinnert wurde. Und doch machte sich die weibliche Natur insofern auch bei ihr geltend, daß sie an das Kind selbst oft genug dachte. Die gefürchtete Zeit seiner Geburt übersprang sie dann im Geiste, sie dachte nur an das Glück, das ihr das wirkliche Dasein des Kindes bringen würde.

Von Natur sanguinisch beanlagt, war Eva in dieser kritischen Zeit, wo jede Frau an jähen Stimmungswechseln leidet, launischer und veränderlicher denn je. Ihr Wesen war unberechenbar wie das Aprilwetter, das jetzt draußen herrschte.

Wenn sie so stundenlang allein über ihrer Handarbeit saß, ließ sie ihre Gedanken und Empfindungen ein ungezügeltes Spiel treiben. Dann machte sie dem abwesenden Friedrich die bittersten Vorwürfe, sie klagte ihn an, daß er sie ihr Leben vertrauern lasse, und selbst dem Vergnügen nachgehe. Wie gut hatten es andere Frauen, und sie dachte an Theater, Bälle und allerhand glänzende Vergnügungen. Sie konnte sich dann in eine solche Bitterkeit hineinreden, daß ihr Friedrich von allen Menschen als der hassenswertheste er-

schien. Mit wahrer Wollust nährte sie ihren Aerger, durchlebte sie im Geiste Zwiegespräche mit ihm, wo sie ihn die häßlichsten Dinge sagen ließ, auf welche sie ihm dann antwortete. Sie trieb dieses kindische Phantasiespiel soweit, daß ihr zuweilen wirkliche Thränen über die Wangen liefen, und ihr der Aerger die Kehle zuschnürte. Wenn sie so eine Weile das eigene Unglück sattsam genossen, worin sich stets für sie ein Gefühl des Triumphes über seine Ungerechtigkeit und die eigene Schuldlosigkeit mischte, und sie in ihren Anschuldigungen gegen den Abwesenden bis an die äußersten Grenzen gegangen, dann schlug ihre Stimmung gewöhnlich ins Gegentheil um. An Stelle des schnell verflogenen Hasses trat dann die heißeste Sehnsucht nach der Gegenwart des Geliebten.

Auch in Friedrichs Anwesenheit setzte sie dieses Spiel ihrer Launen oftmals fort. Wenn er nach angestrengter Arbeit erschöpft, oft auch sorgen- und gedankenvoll nach Haus kam, war ihm Ruhe das Hauptbedürfniß. Aber meist fand er Eva in erregter Stimmung. Fast immer hatte sie Vorwürfe für ihn, daß er so spät komme, oder sie bestürmte ihn mit allerhand Fragen, die er zum Theil gar nicht beantworten konnte. Und sie paßte ihm scharf auf, ob er in Miene, Wort oder Geberde das geringste Zeichen von Ungeduld zu Tage treten lasse, glaubte sie etwas dergleichen zu bemerken, dann spielte sie die Beleidigte. Und wenn sie ihm dann nach einer solchen Scene plötzlich weinend und mit den zärtlichsten Liebkosungen

um den Hals fiel, ihn um Verzeihung anflehte, und zum tausendsten Male erklärte, daß sie ihn über Alles liebe, so zog dieses Mittel nicht mehr bei ihm. Der häufige Wechsel ihrer Stimmungen hatte seine Liebefähigkeit auf einen tieferen Grad herabgedrückt. Mit Verzweiflung fühlte sie dann, daß seine Küsse kalt, seine Umarmungen gezwungen seien, daß in seiner Zärtlichkeit, wenn er diese jemals noch für sie hatte, etwas gemachtes liege. Dann stieg blitzschnell der Verdacht in ihr auf, daß er sie überhaupt nicht mehr liebe, und sie je eher je lieber los sein möchte. —

So wurde sie in einem verhängnißvollen Strudel der widersprechendsten Gefühle umgetrieben, oft erkennend, wie gefährlich ihr Beginnen sei, und verzweifelt darüber, und doch unfähig diesem grausamen Wüthen gegen das eigene Glück ein Ende zu machen.

Neuntes Kapitel.

Während der ersten Wochen, wo das „Zeitkind“, so hieß das von Friedrich und Leixer gegründete Blatt, herauskam, mehrte sich die Zahl der Abonnenten, dann aber trat ein Stillstand in den Bestellungen

ein. Und trotz Friedrichs angestrengtem Fleiße und Leixers Rührigkeit und Reclamekünsten gelang es nicht, den Leserkreis des Blattes wesentlich zu erhöhen. Es war zu berechnen, daß in der Folge die Einnahmen die Betriebskosten zwar übertreffen würden, aber der Reingewinn repräsentirte nicht einmal ganz die Zinsen des in das Unternehmen gesteckten Kapitals.

Dieses Resultat wurde von den beiden Eigenthümern des „Zeitkindes" in sehr verschiedener Weise aufgefaßt. Für Leixer war es nichts neues, daß ihm ein Unternehmen fehlschlug. Er ließ den Kopf nicht hängen, sann halb und halb schon auf etwas neues, und lebte inzwischen flott vom Schuldenmachen. Friedrich faßte die Lage weit ernster auf. Von den geringen Einnahmen, die das Blatt abwarf, und die ja noch zwischen ihm und seinem Gefährten getheilt wurden, konnte er seine und Evas Existenz nicht bestreiten. Er mußte also wiederum Kapital angreifen, und nunmehr konnte er sich so ziemlich ausrechnen, wann er mit seinem Erbtheil zum Ende kommen würde.

Dieses Unternehmen, in das er soviel gesteckt, aufgeben und sich in ein neues werfen, wie es ihm Leixer anrieth, das wollte er nicht, dazu fehlte ihm der glückliche Leichtsinn, der seinem Gefährten eigen war. Mit wahrem Eigensinn setzte er die Arbeit fort, von der er sich doch sagen mußte, daß sie fruchtlos sei.

Nicht selten geschah es jetzt, daß er seinen Aus-

tritt aus der juristischen Carriere bereute. Was hatte sich denn von seinen hochgespannten Hoffnungen realisirt? Er hatte von Ruhm und Vermögen geträumt, die er sich mit der Feder erringen wollte, und wie sahen denn nun die Früchte seiner Bestrebungen in Wahrheit aus. Demüthigungen, Enttäuschungen, Verluste hatte er eingeerntet, statt des Lorbeers und Goldes. Da war es doch besser, sich im Dienste des Staates die Finger krumm zu schreiben mit der Aussicht auf ein langsames Aufrücken zu sicheren Anstellungen und eine Pensionirung im Alter. —

Ja, wäre er allein gewesen in der Welt, so würde er die Mißlichkeit seiner gegenwärtigen Lage nicht so schwer genommen haben. Er hätte sich auf seinen guten Kopf verlassen, ein Kapital, das richtig angelegt, ihm ja mit der Zeit unbedingt Zinsen tragen mußte.

Aber er war nicht allein. Die Last, welche er einst so leichten Herzens auf die Schultern genommen hatte: Evas Besitz, sie war mit der Zeit zu einer Bürde angewachsen, unter deren Druck er jetzt keuchend einherschritt. Von ihr loszukommen war nicht mehr möglich, tausend Fäden verbanden diese beiden Menschen und vor allem das gemeinsame Vergehen schmiedete sie mit unzerbrechlichen Banden aneinander.

Wenn Friedrich auch jetzt noch zeitweise an eine eheliche Verbindung mit Eva dachte, so behandelte er dies im Geiste wie etwas ganz fernes, kaum mehr wahrscheinliches. Er wußte jetzt, daß Eva immer

dieselbe bleiben würde, mochte sie seine Geliebte, oder seine rechtmäßige Gattin sein. Es lag ihm wenig mehr daran, sein wahres Verhältniß zu ihr vor den Augen der Welt zu verbergen, wer es sehen wollte, mochte es sehen, daß sie in wilder Ehe lebten.

Er gab sich absichtlich einem Leichtsinn hin, der nicht in seiner Natur lag, alle Bedenken und Sorgen schob er nach Möglichkeit von sich weg. Eine Ahnung, die sich zur fixen Idee bei ihm festsetzte, sagte ihm, daß irgend ein noch unbekanntes aber sicher kommendes Ereigniß alles Sorgen für die Zukunft unnütz machen werde.

Es war, als ob eine Saite in seinem Inneren gesprungen wäre, die Saite, ohne deren sanfte Begleitung das Menschenleben trostlos ist: die Hoffnung.

Friedrich vermochte nichts mehr von der Zukunft zu hoffen. Er sah ein, daß er sich das Thor zum Glücke selbst verschlossen habe. Er arbeitete in der Gegenwart ohne Schaffensfreude, ohne Enthusiasmus, automatisch, wie eine in Gang gesetzte Maschine, deren Werk noch nicht gänzlich abgelaufen ist.

Und je unglücklicher und hoffnungsloser er war, um so mehr suchte er eine äußere Abziehung, eine Gelegenheit, wo er sich selbst und sein elendes Dasein zu vergessen vermochte, und die ward ihm in jener Gesellschaft, in welche ihn Leirer eingeführt.

Es befand sich ein und der andere witzige Kopf unter den jungen Leuten und alle verfügten sie über einen guten Vorrath von Uebermuth und Mittheilsamkeit.

Ein lebhaftes, eben nicht allzu tiefes, aber auch nicht immer blos seichtes Gespräch war die übliche Unterhaltung in dieser Runde. Leixer, der Aelteste von Allen, war in Folge seiner Erfahrungen und seines renommistischen Auftretens, das den alten Corpsburschen nicht verleugnete, die Führung zugefallen. Er hatte eine Art von Comment eingeführt, welcher den abendlichen Zusammenkünften einen Halt gab, und der doch nicht so streng gehandhabt wurde, daß er die Gemüthlichkeit hätte stören können.

Friedrich ging meist erst von der Redactionsstube nach Haus, nahm das Abendbrod mit Eva ein, und begab sich dann zu den Freunden.

Anfangs war es Eva öfter gelungen, Friedrich zum Bleiben zu bewegen, aber mit der Zeit ward das Ausgehen zur Regel und das Bleiben zur Seltenheit, bis er sich daran gewöhnte, jeden Abend im Kreise der Genossen zuzubringen.

Zu dem Schmerz über ihre Vereinsamung gesellte sich bei Eva auch noch die Eifersucht. Sie fing sich an einzubilden, daß es irgend etwas Unrechtes sein müsse, was ihn da draußen so unwiderstehlich anlocke. Ihre Einbildung zeigte ihr Friedrich in einem Strudel verbotener Freuden. Geschichten, die ihr die Oblonska erzählt und Andeutungen über nächtliche Abenteuer, denen Männer nachzugehen pflegen, die sie gelesen, schwirrten ihr dabei wild durch den Kopf.

Jeden Abend, ehe er sie verließ, ermahnte sie Friedrich zu Bett zu gehen, und wie oft fand er, wenn er spät Nachts nach Hause kam, Eva mit schlaffen, bleichen

Zügen, die großen übernächtigen Augen vorwurfsvoll auf ihn gerichtet, gegen sein Gebot noch auf, ihn erwartend, und ihrem Gesichte konnte er dann den triumphirenden Gedanken ablesen, wie schlecht er und wie beklagenswerth sie selbst sei.

Dann nahm sie ihm den Ueberzieher ab, spürte heimlich in allen Taschen, musterte ihn selbst mit argwöhnischen Blicken, aber ein starker Rauchgeruch der seinen Sachen entströmte, war das einzige, was sie zu entdecken vermochte.

In seinem Verkehre mit Eva vergaß sich Friedrich jetzt oft bis zur Rauhheit. Die Wandlung, die sich in seinen äußeren Verhältnissen vollzogen hatte, war nicht ohne Rückwirkung auf seine Manieren geblieben. Er hielt nicht mehr auf seine Erscheinung und vernachlässigte seine Toilette. Und das that er mit einer gewissen Absichtlichkeit. Während er früher in Wesen und Neigungen mit Stolz aristokratisches Wesen zur Schau getragen hatte, fühlte er jetzt einen dumpfen Haß gegen die herkömmliche Ordnung der Gesellschaft in sich aufkeimen, und den Drang, sich ostentativ gegen ihren Zwang aufzulehnen.

Bei jenen abendlichen Zusammenkünften fiel manch freies Wort. Sie hatten sich selbst den Namen der „verlorenen Söhne“ beigelegt, sie waren durchgehends junge Menschen von akademischer Bildung, gelehrtes Proletariat, die nichts ihr eigen nannten als Talent und Wissen, und die mehr oder minder das Recht zu haben glaubten, mit der Gesellschaft, die sie nicht anerkennen wollte, unzufrieden zu sein. Sie straften

die Welt mit dem einzigen Mittel, das ihnen zu Gebote stand, mit dem kecken Worte.

Die kühnsten Reden unter ihnen führte Friedrich.

Es ist eine Art von Erleichterung für den, welcher im wirklichen Leben Schiffbruch erlitten hat, in der Theorie eine andere bessere Welt aufzurichten, in der alles nach seinem Willen und seiner Weisheit eingerichtet wird.

Friedrich verurtheilte die moderne Gesellschaft mit ihrem lächerlichen Zwange, ihrer Prüderie, ihrem überfirnißten Aberglauben und ihrer Heuchelei. Er plädirte für Emancipation auf allen Gebieten, und stellte eines Abends zum Jubel der Freunde, die ihn durch ihren Beifall zu immer ärgeren Paradoxen zu steigern suchten, das Princip der freien Liebe als das einzige Heilmittel aller socialen Schäden auf.

Es war gut, daß sie ihre Sitzungen in einem reservirten Zimmer abhielten, wo kein unliebsamer Zeuge sie belauschen konnte, sie würden sonst wohl bald als staatsgefährliche und gemeinschädliche Vereinigung polizeilich aufgehoben worden sein.

Friedrich pflegte seine paradoxen Behauptungen hitzig und nicht ohne Schlagfertigkeit zu verfechten, gerade weil er im Grunde seiner Seele nicht von ihrer Richtigkeit überzeugt war. Es waren diese hochtönenden Reden nur eine Spiegelfechterei, er schob der Gesellschaft die Schuld an allem Uebel in die Schuhe, weil er sein Gewissen beschwichtigen wollte, das ihn eines ungesühnten Vergehens beschuldigte. — —

Während Friedrich in dieser Geselligkeit eine Ab-

ziehung suchte, hatte auch Eva eine Art von Zerstreuung gefunden, und das war die Religion.

Seit jener religiösen Anwandlung, die sie während der Flitterwochen ihres Liebesglückes im Schwarzwalde gehabt, hatte Eva das Liebäugeln mit dem Katholicismus nie ganz aufgegeben. In Dresden ging sie hin und wieder in die katholische Hofkirche, um der Predigt und der Messe beizuwohnen, in München pflegte sie trotz ihrer Scheu, sich auf der Straße sehen zu lassen, Sonntags dem Hochamt in der Michaelskirche beizuwohnen.

Evas Köchin, eine Person von ausgesuchter Häßlichkeit, die aus diesem Grunde wohl veranlaßt worden war, der Weltlichkeit und ihren Vergnügungen zu entsagen, brachte ihre freien Stunden mit Betübungen, frommer Beschaulichkeit und dem Lesen religiöser Schriften zu. Als Eva, der sie öfter eines ihrer Legendenbücher zur Lectüre anbot, sich gelegentlich erkundigte, von wem denn dieser Büchersegen stamme, erfuhr sie, daß der Vetter des Mädchens Geistlicher sei. Eva mußte über den Stolz lächeln, den die Person zur Schau trug, als sie von ihrem Cousin in der Soutane sprach.

Einige Tage darauf trat die Köchin vor Eva und meldete ihr mit vielsagendem Lächeln, ihr Vetter sei da, ob ihn die gnädige Frau kennen lernen wolle.

Eva glaubte hierauf nicht „nein" sagen zu können, und obgleich sie dieser unvorhergesehene Besuch nicht wenig in Verlegenheit setzte, nahm sie den Priester

an. Ihre Verlegenheit steigerte sich, als sie sah, daß der so Eingeführte ein jüngerer, gut aussehender Herr sei, der die Manieren eines Weltmannes zeigte. Sie hatte sich unter dem Vetter ihrer Köchin nur einen tölpelhaften, gewöhnlichen Burschen vorstellen können. Sie wußte eben noch nicht, welch' feine Figuren die katholische Kirche selbst aus dem groben Rohmaterial zu drechseln versteht, welches ihr das Volk liefert. —

Der Geistliche half Eva schnell über ihre Verlegenheit hinweg, indem er das Wort ergriff und mit klangvoll angenehmer Stimme einen halbstündigen Vortrag hielt, der so flüssig, klar und lieblich wie Lindenhonig war. Dann erhob er sich.

Was er eigentlich gesagt habe, wußte sich Eva nachträglich kaum mehr zu entsinnen, er hatte die verschiedensten Gesprächsstoffe berührt, von der Mission, den Madonnenbildern, dem heiligen Vater, der geistlichen und der profanen Musik gesprochen, aber die einzelnen Worte hatte Eva über dem Gesammteindrucke verloren, welchen der Mann auf sie gemacht, und der war ein äußerst günstiger gewesen.

Der Schwarzrock war jetzt hin und wieder bei seiner Cousine zu treffen, die niemals verfehlte, ihre Herrin davon in Kenntniß zu setzen und Eva bat sich dann stets die Ehre seines Besuches aus. Auch Eva pflegte er jetzt mit geistlicher Lectüre zu versehen. Auffällig an dem Priester war die einschmeichelnde Geschmeidigkeit seines Wesens, der eine taktvolle Zurückhaltung die Wage hielt. Wenn er es nicht von seiner

Base erfahren hatte, so mußte ihn sein Scharfblick bald darüber belehren, in welchem Verhältnisse Eva lebe. Die Vorsicht mit der er jede indiscrete Frage vermied, ließ darauf schließen, daß er über ihr Zusammenleben mit Friedrich vieles, ja vielleicht alles wisse. Seine Gespräche arteten niemals in Moralpredigten aus, trotzdem gab er denselben immer einen lehrhaften und sittlichen Inhalt, wußte eine Menge Bezüge zur Religion hineinzubringen, und schien nach einem Plane zu verfahren, wie jemand, der vorsichtig, aber sicher einem bestimmten Ziele zustrebt. Er hatte es Eva bisher durch keine Andeutung nahe gelegt, zu seiner Confession überzutreten; er wartete jedenfalls, daß sie mit diesem Wunsche selbst an ihn herantreten solle.

Der Verkehr mit diesem Manne sagte Eva ungemein zu. Und zwar nicht blos, weil sie in seiner Unterhaltung eine angenehme Zerstreuung fand, und ihr die religiöse Spielerei einen neuen Lebensinhalt zu geben schien, sondern vor allem auch, weil sie hierin eine Art von Ausgleich für die Vernachlässigung sah, die sie neuerdings von Friedrichs Seite erfuhr. Sie sagte sich, es sei nur gerecht, daß, wenn er in so rücksichtsloser Weise seinen eigenen Weg verfolge, auch sie ihre Interessen für sich habe, an denen er nicht Theil hatte. Und der Gedanke, daß Friedrich die Besuche des Priesters, wenn er von ihnen erführe, auf keinen Fall billigen würde, verlieh der ganzen Sache zum Reize der Neuheit auch noch den picanteren des Unerlaubten.

Eine Zeit lang blieb ihr neuestes Thun ein Geheimniß für Friedrich, endlich aber konnte Eva der Versuchung doch nicht widerstehen, ihn mit dieser Nachricht zu überraschen und seine Eifersucht wach zu rufen.

Sie ließ Bücher, welche ihr der Priester geliehen, in auffälliger Weise umherliegen und provocirte dadurch daß Friedrich sie fragte. Sie erzählte ihm soviel, als sie für gut befand, und es gelang ihr wirklich seinen Mißmuth zu erregen. Aber auch nicht mehr. Vordem würde er wohl versucht haben, sie von der Verkehrtheit ihres Treibens zu überzeugen, er hätte wohl gar Maaßregeln getroffen, ihren weiteren Verkehr mit dem Schwarzrocke zu verhindern, aber jetzt that er nichts dergleichen. Er ließ die Dinge gehen, wie sie gehen wollten. Apathie hatte ihn ergriffen. Er hoffte nicht mehr, Eva beeinflussen oder gar verändern zu können.

Zehntes Kapitel.

Wenn Friedrich in der letzten Zeit alle früheren Hoffnungen und Ideale mit Bewußtsein in sich vernichtet hatte, und nun eigentlich recht wie ein Schiff, das die Ladung in Seenoth über Bord geworfen, zwecklos den alten Cours weitersteuerte, so hatte er sich im Innersten doch noch eins gewahrt, eine Hoffnung, ein Ideal: den glühenden Wunsch einer Versöhnung mit seiner Mutter.

Die Liebe zu seiner Mutter, das war der unverschüttete Brunnen in seinem Herzen, den er niemals hatte verunreinigen lassen. Der einzige schwache Hoffnungsschimmer, der die düstere Nacht, die sich dunkler und dunkler auf ihn herabsenkte, noch durchdrang, ging von hier aus, von diesem Urquell seiner Existenz.

Friedrich wußte jetzt, daß ein weiteres Zusammenleben mit Eva, so wie es jetzt war, Aufreibung und Untergang für ihn bedeute. So konnte es nicht fortgehen. Aber wer in aller Welt würde ihnen helfen? Und so oft er sich diese Frage stellte, nahmen seine Gedanken, wohin immer sie sich Rettung suchend gewendet haben mochten, ihre Zuflucht zu der alten Frau, die ihm das Leben gegeben.

Er hatte die letzten Worte, die er von ihr gehört,

noch wohl im Gedächtniß, er sah ihr von Entrüstung brennendes Gesicht, den starren auf Eva gerichteten Blick und das verächtliche Arbeiten ihres Mundes, und es wurde ihm klar, daß die Aussöhnung mit ihr ein schweres Stück Arbeit kosten würde, aber für eine Unmöglichkeit konnte und wollte er sie nicht halten.

Die Zeit mußte den Zorn seiner Mutter gemildert haben; welch außerordentlichen Einfluß hatte nicht der bloße Ablauf der Zeit auf Mörner ausgeübt, vielleicht bereute die alte Frau bereits jetzt ihre Härte. Gewiß, sie liebte ihn noch immer, er war ja ihr einziger Sohn, und von jeher ihr erklärter Liebling gewesen. Sie konnte ihn trotz allem, was sich zwischen sie gedrängt haben mochte, nicht ganz aus ihrem Herzen verstoßen haben.

Dieses Bewußtsein gab Friedrich die meiste Hoffnung, das schwierige war nur, wie die Versöhnung eingeleitet werden sollte.

Und eines Mittags auf dem Nachhausewege, als Friedrich hierüber nachgrübelte, kam ihm wie eine plötzliche Eingebung der Gedanke: „Eva muß an sie schreiben, und sie um Verzeihung bitten. Freilich wird es schwer genug halten, sie dazu zu bringen.“ Und nachdem er die beste Art, wie er seinen Plan ins Werk setzen wolle, überdacht, fiel ihm ein: „Wenn das nun auch vergeblich ist, wenn sie den Brief unbeantwortet läßt, was dann? — Dann, nun dann reisen wir gemeinschaftlich zu ihr: sie muß nachgeben, wenn sie uns so elend sieht.“

Dann überlegte er, wie wohl seine Mutter Evas

Zustand aufnehmen würde, von dem sie ja noch nichts wußte. „Vielleicht rührt sie das," dachte er, „und sie kann mein Kind, ihr Enkelkind, doch nicht im Stiche lassen." — Den größten Einfluß aber hoffte er, würde der Umstand auf seine Mutter ausüben, daß die Scheidung Evas von ihrem Gatten nunmehr zur Thatsache geworden.

Und das, was er wünschte, bereits als erreicht annehmend, überlegte Friedrich weiter, daß Eva für ihre Niederkunft nirgends ein besseres Unterkommen finden könne, als bei seiner Mutter. Wie ganz anders würde er sich dann selbst vorwärts zu bringen vermögen, befreit von dieser schwersten Sorgenlast. Und Eva — unter dem Einflusse seiner Mutter allein konnte sie noch zu einer anderen werden.

Ganz erfüllt von diesen Plänen, wie neu belebt aus dem verjüngenden Bade der Hoffnung auftauchend, kam er an diesem Tage zu Eva.

Wie die meisten Menschen, die von einer Empfindung ganz erfüllt sind, annehmen, jeder Andere müsse ihnen sofort ansehen, was sie denken und wollen, und seine Gedanken auf die ihren umstimmen, so erwartete auch Friedrich heute von Eva ein augenblickliches Harmoniren mit seiner eigenen gehobenen Gemüthsverfassung, aber es traf sich, daß sie gerade in sehr trüber Stimmung war. Sie hatte früh heftige Schmerzen zu leiden gehabt, die ihr, so oft sie jetzt auftraten, stets die größte Beängstigung verursachten. Dann als sich die Schmerzen gelegt, hatte sie bitteren Gedanken über ihr jetziges elendes Leben nachgehangen.

Sie bemerkte Friedrichs Eintritt, aber schenkte ihm keinerlei Beachtung. Am Fenster, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte sitzend, starrte sie hinaus, in jene Häuserlücke, durch welche man die Riesenfigur der Bavaria in ihrer wunderlichen Halbirung erblickte. Die Bäume dahinter prangten jetzt schon im hellen Grün des jungen Laubes.

Friedrich ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, er überlegte, auf welche Weise er Eva am besten für seinen Plan gewinnen solle.

Die Köchin meldete, daß das Essen warte, und man begab sich zu Tisch.

Friedrich zeigte sich aufgeräumter und animirter als gewöhnlich, und Eva fühlte aus seinem Wesen ihr gegenüber mit der Schärfe des weiblichen Instinctes heraus, daß er einen Zweck verfolge, daß seine augenblickliche Gesprächigkeit nur eine Vorbereitung bedeute, für etwas, das noch kommen sollte.

Sie war neugierig zu erfahren, was das wohl sein werde, zugleich aber, ohne noch zu wissen, um was es sich handle, auch schon entschlossen, Front dagegen zu machen. Sie selbst verhielt sich zurückhaltend und einsilbig, und verfolgte seine Reden mit Argwohn.

Nach Tisch gingen sie in das Wohnzimmer zurück, wo Friedrich seinen Kaffee zu trinken pflegte, ehe er von neuem zur Arbeit eilte.

Langsam und schwer ließ sich Eva ihm gegenüber in einen Stuhl nieder. Die Art, wie seine Blicke dabei halb mitleidsvoll, halb entsetzt auf ihrem ent-

stellten Körper ruhten, ärgerte sie. Und innerlich kochend, äußerlich mit affectirter Geringschätzung erwartete sie, was er vorbringen werde, fest entschlossen ihn zu kränken.

Friedrich zauderte noch immer und machte sich mit seinem Kaffee zu schaffen, schließlich lächelnd über die eigene Unschlüssigkeit, brach er los: „Du möchtest einmal an meine Mutter schreiben, Eva, wir haben so lange nichts von ihr gehört.“

„Ich — an Deine Mutter!“

„Nun ja, daß ich es offen heraus sage, ich leide schwer darunter, daß sie uns zürnt.“

„Warum schreibst Du denn nicht selbst an sie, wenn Du ein so guter Sohn bist. Was habe ich denn damit zu schaffen?“

„Ich glaube, es würde besser wirken, wenn Du es thätest; wir können aber auch gemeinsam schreiben, wenn Du das für richtiger hältst.“

„Um uns eine Demüthigung zu holen, wie in Dresden. Ich danke für diese Ehre, ich habe vom ersten Male genug.“

„Eva, versuche doch diese traurige Scene zu vergessen, statt sie Dir und mir immer wieder ins Gedächtniß zu rufen. Meine Mutter war damals erregt. Sie sieht nun einmal die Dinge von ihrem einseitigen puritanischen Standpunkte an. Sie legt denselben Maaßstab an alle Menschen, nach dem sie ihre eigene Handlungsweise richtet. — Aber wozu das alles? Du weißt so gut wie ich, warum sie uns zürnt. Was gäbe ich darum, wenn ich eine Versöhnung mit

ihr herbeiführen könnte, noch mehr um Deinet- als um meinetwillen. Wie ganz anders würden sich unsere Verhältnisse gestalten, wenn sie uns mit Rath und That zur Seite stünde. Wie viel könnte sie Dir nützen in Deinem jetzigen Zustande mit ihren Erfahrungen. Du mußt das doch einsehen — sage?"

„Jawohl, ich sehe alles ein, alles —"

„Wie meinst Du?"

„Ich meine, daß ich jetzt ganz genau sehe, wo das hinaus soll."

„Ich will eine Versöhnung zwischen ihr und uns, weiter nichts."

„Nein! Du willst mich los sein, das ist die ganze Sache."

„Was sagst Du?"

„Du willst mich los sein. Denkst Du, daß ich das nicht längst bemerkt habe? Deiner Mutter willst Du mich aufhalsen, obgleich Du ganz genau weißt, wie sie mich empfangen und behandeln wird. Jetzt soll ich an sie schreiben und sie um Aufnahme anbetteln, nichtwahr?"

„Das ist nicht wahr!"

„Du wolltest mir das vorschlagen, leugne es nicht. Ich habe auf diesen Vorschlag gewartet. Ich bin nicht so einfältig, wie Du denkst, und durchschaue Deinen ganzen Plan, als ob er vor mir läge."

„Eva, bringe mich nicht außer mich. So wahr ich lebe, ich habe die besten Absichten. Siehst Du denn nicht ein, daß es das größte Glück für Dich

und für mich wäre, wenn Du jetzt in dieser kritischen Zeit bei meiner Mutter Aufnahme fändest?"

„Siehst Du, daß ich Recht hatte, jetzt gestehst Du es selbst ein."

„Was gestehe ich ein?"

„Daß Du mich von Dir schicken willst."

„Wer redet von fortschicken. Ich möchte Dich in guten Händen sehen, in der schweren Zeit, der Du entgegengehst."

„Als ob es Dir um mein Wohl zu thun wäre. Du bist meiner satt und willst frei sein; das ist's."

„Beweise mir das, beweise mir, das ich diesen Plan hege."

„Dein ganzes Betragen mir gegenüber, Deine Kälte, Dein Leben in der letzten Zeit beweist das. Den ganzen Tag bist Du außer dem Hause und läßt mich hier allein —"

„Weil ich arbeiten muß, um uns die Existenz zu erhalten."

„So! Hast Du vielleicht auch Abends zu arbeiten, wenn Du zu Deinen Freunden gehst. Saubere Freunde mögen das sein. Weißt Du, daß ich Dir kein Wort von alledem glaube, was Du mir von Deiner Arbeit und Deinen Bekannten und alledem erzählst."

„Eva, das geht zu weit!"

„Nein, nichts davon glaube ich Dir. Es ist kein wahres Wort daran. Du treibst etwas, wovon ich nichts wissen soll, und darum willst Du mich auch jetzt los sein."

„Eva, wahre Deine Zunge. Ich lasse mir nicht derartige Beschuldigungen ins Gesicht schleudern, auch nicht von einer Frau, — auch nicht von Dir."

„Ha, ha! was willst Du denn thun? Vielleicht mir die Thür weisen, vielleicht mich schlagen?"

„Ich halte an mich, aber ich bitte Dich, ich rathe Dir, höre auf. Du treibst mich zur Verzweiflung, wenn Du so fortfährst."

„Du entpuppst Dich schön, so mußte es ja kommen. Ich werde von Dir beleidigt, bedroht, es fehlt nur noch, daß Du mich mißhandelst."

„Wer hat mich denn so weit gebracht, daß ich kaum mehr weiß, was ich sage und was ich thue?"

„Ich etwa?"

„Ja Du! Du bist mein Fluch. Meine Mutter hat Recht, ich werde an Dir zu Grunde gehen."

„Jetzt zeigst Du Dich endlich in Deiner wahren Gestalt, alles andere war nur Heuchelei. Ich weiß längst, daß Du mich haßt. Du beleidigst und plagst mich absichtlich, damit ich es nicht länger bei Dir aushalte und freiwillig von Dir gehe, damit es dann heißt, ich sei Dir davon gelaufen, damit Du Deiner Mutter sagen kannst: „Gottlob, ich bin sie los!" — Ein feines Spiel, das Ihr da zusammen ausgeheckt habt, Du und Deine liebe Frau Mutter —"

Eva kam nicht weiter. Außer sich stürzte er auf sie los. Es schien einen Augenblick, als würde er sie schlagen. Sie schrie und floh in eine Ecke des

Zimmers. Aber er ließ mit verächtlicher Miene den erhobenen Arm sinken, ergriff seinen Hut und stürmte bleich und mit zuckenden Lippen aus dem Hause. —

Elftes Kapitel.

Friedrich rannte die Straße weiter, heraus aus der Stadt und immer weiter auf der Landstraße fort, bis ihm der Athem ausging und er seinen Schritt mäßigen mußte.

Er hatte noch keine zusammenhängende Gedanken, nur instinctive, blitzartig in seinem Hirn aufzuckende Empfindungen.

„Weg aus dieser Stadt," murmelte er zwischen den Zähnen, „fort von diesem Weibe — sie ist mein Fluch — sie jagt mich in den Tod — ah, ich hätte sie beinahe geschlagen. — Welche Schande! Wer das vor einem Jahre gedacht hätte. Wozu sie mich gemacht hat. Weg von ihr, immer weiter, immer weiter!"

Allmählich begannen die Wogen seiner Aufregung tiefer zu gehen. Er durchlebte den Wortwechsel, den er mit Eva gehabt hatte, noch einmal.

Sein Haß gegen sie wurde fast noch überboten

durch den Widerwillen, den sie ihm einflößte. Ihre Erscheinung stand vor ihm, seine Phantasie dichtete ihr keine Reize an, er sah ihren entstellten Körper, ihre schlaffen, in die Länge gezogenen Gesichtszüge. „Und um einer solchen Larve willen hast du deine Existenz ruinirt," dachte er.

„Fort von ihr, weit weg, sie nie wieder sehen — aber wohin?"

Bei dem Gedanken, daß er sie jemals wiedersehen könne, an die Verstellung, die sie und er anwenden würden, wenn sie sich nach dieser Scene träfen, überkam ihn Ekel.

„Wenn ich jetzt zurückkehre," dachte er, „wird sie heulen, mich um Verzeihung anflehen und mir schwören, daß es nie, nie wieder geschehen soll; ich kenne das. Nichts da! Das Mittel verfängt nicht mehr. Zu oft schon hat sie mich damit übertölpelt. Diesmal soll sie sehen, daß es grimmiger Ernst ist. Jeden Tag dieselbe Leier: Streit und Versöhnung, um am nächsten Tage von neuem anzufangen — nein! Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!"

Und er schritt weiter auf der Landstraße, die er anfangs ohne sein Wissen und Wollen angenommen, allmählich mit festen ausgreifenden Schritten, den Blick starr vor sich gerichtet, wie ein Mann, der weiß, wohin er will.

Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging, er bemerkte nicht die grünenden Saatfelder, an denen er vorbeischritt, warf keinen Blick nach den Dörfern rechts und links der Straße, die zwischen alten Lindenbäumen

selbstzufrieden weiter durch das Dasein träumten, seine Aufmerksamkeit war ganz nach Innen gerichtet, wo ein Plan zur Reife gedieh, der über sein Lebensschicksal entschied.

Die Sonne war inzwischen tief herabgesunken, es wurde kalt und auf einer Höhe angelangt, blieb Friedrich stehen. Einmal mußte er ja doch noch zu dieser Stadt zurück, wenn er das zur Ausführung bringen sollte, was er vorhatte.

Er blickte hinaus in die Ebene, die vor ihm lag, deren Wälder, Felder, Wasserspiegel und Dörfer in der letzten intensiven Beleuchtung der schrägen Abendstrahlen vor ihm lagen. Er schaute in die glühend rothe Scheibe, welche scheinbar in gleicher Höhe mit ihm über dem Rande der Landschaft tanzte. Er vermochte, ihren Glanz ertragend, hineinzublicken, und freute sich dessen unwillkürlich. Er dachte daran, wie oft er als Knabe den Versuch gemacht, in die grelle Mittagssonne zu blicken, und wie er, von ihrem Strahle geblendet, schnell hatte davon abstehen müssen.

„Der Tod ist nicht so fürchterlich; kindische Angst nur macht uns davor bangen. Man muß ihm fest ins Angesicht blicken, dann schwinden seine Schrecken," sagte er sich.

Er wartete noch bis das Sonnenbild ganz verschwunden war, dann wandte er sich um und ging denselben Weg zurück, den er gekommen.

Schnell verglühte das Abendroth und dunkle Schatten huschten herbei von dort, wo eben noch das große

Licht gebrannt. Vor Friedrichs Augen führten grüne und rothe Scheiben noch lange einen wüsten Tanz auf. —

Die Gaslaternen brannten, als Friedrich die Straßen der Stadt betrat. Er vermied die Straße, auf der er wohnte. Einmal wollte er zwar noch nach Haus gehen, aber nicht jetzt, spät in der Nacht, wenn sie schlief, denn er wollte sie nicht mehr sehen.

Nachdem er längere Zeit zwecklos auf den Gassen umhergeirrt, von wo ihn der Anblick der Schaufenster und all das städtische Treiben verscheuchte, suchte er, dem Zuge der Gewohnheit folgend, das Local auf, in dem er Abends zu verkehren pflegte. Von seinen Bekannten war noch keiner da.

Der Raum, in dem sie ihre Zusammenkünfte hatten, glich einer halbirten Tonne. Ein breiter Tisch füllte ihn fast ganz aus, an den Wänden liefen Bänke hin.

Die Kellnerin hatte noch keine Gäste zu bedienen und suchte Friedrich zu einer Unterhaltung zu gewinnen. Um sie loszuwerden, bestellte er Abendessen und Zeitungen.

Nach und nach kamen die Genossen, lärmend, vom ersten Augenblicke des Eintretens an erzählend, lachend, schwadronirend.

Friedrich saß in seiner Ecke und brütete. Das ganze gewohnte Treiben widerte ihn heute so sehr an, daß er am liebsten gleich gegangen wäre, wenn er nur gewußt hätte, wohin.

Man hatte anfänglich so viel mit sich selbst, dem

Abendessen und der Kellnerin zu thun, daß man des stummen Gastes nicht groß achtete. Endlich wurde einer und durch ihn die ganze Sippe auf Friedrich aufmerksam.

Man fragte und neckte an ihm herum und brachte ihn schließlich dazu, aus sich herauszugehen.

„Wollt Ihr Streit?" rief Friedrich plötzlich mit eigenthümlich aufflammenden Augen. „Dann her mit dem Streite! ich bin bereit dazu; aber heut geht's auf Tod und Leben."

„Tod und Leben," fing einer das Wort auf. „Ich bin für Leben. Was giebt es schöneres als leben? Die Pessimisten sind Tröpfe, die nicht wissen, was gut ist."

Friedrich lachte bitter auf. „Und ich behaupte," rief er, „daß das Leben die größte Qual ist, eine ärgere Folter könnte es auch in der Hölle nicht geben. Ein Thor, wer sich am Leben freut. Nur der allein ist weise, der dieses Leben freiwillig von sich wirft."

„Ja das Leben ist eine schlechte Angewohnheit," meinte der Spaßvogel der Gesellschaft, „aber alle schlechten Angewohnheiten legen sich schwer ab. Meistens wird man sie nur mit dem Tode los."

„Wie kann man die Frage auf ein so niedriges Niveau herabdrücken?" warf ein anderer ein, der gelegentlich zu moralisiren liebte. „Ob das Einzelwesen sein Dasein als Glück oder Unglück empfindet, kommt nicht in Betracht gegenüber der Wohlfahrt des Weltganzen. Der Selbstmord ist ein Verbrechen

gegen dieses Allgemeine, dem der Lebende vielleicht noch Dienste zu leisten vermocht hätte."

„Ach was!" fiel ein Cyniker ein, „das ist verwässertes Christenthum. Ein Aas mehr oder weniger ist gleichgültig. Die Maden sind ebensogut Lebewesen wie die Menschen, und sie wollen ihre Speise haben."

Friedrich führte seine Gedanken weiter aus, ohne auf die banalen Einwände der Anderen zu achten.

„Nie geboren sein, ist das größte Glück, das wußten schon die Alten," sagte er mehr für sich als für die Genossen. „Und wonach sehnt sich der Indische Weise, was ist der Inbegriff aller Seligkeit für ihn? Nirwana."

„Was gehen uns die Alten und die Inder an?" meinte ein junger Mediziner, der kürzlich zu der Gesellschaft gestoßen war. „In der Zeit der Descendenzlehre wissen wir, daß die höchste Sittlichkeit in der Arterhaltung liegt —"

Er wollte seine Ansicht weiter erläutern, aber schon schrieen andere dazwischen: „Wozu Descendenzlehre? Die Beweise liegen viel näher. Was ist denn der stärkste Trieb im Menschen? Der der Lebenserhaltung, und was ist das Sinnbild des Schreckens? der Tod. — Und welche Verbrechen straft das Gesetz als die schwersten? die gegen das Leben. Welche Thaten rühmen wir als die edelsten und verdienstlichsten? die auf Errettung, oder Erhaltung von Menschenleben gerichtet sind — ergo, das Leben wird trotz Schiller als der Güter höchstes allgemein anerkannt."

„Auch hat keinen von den Philosophen des Lebens=

überdrusses ihre Doctrin verhindert, das Leben zu genießen und selbst neue Lebewesen in dieses geschmähte Dasein zu setzen," meinte der Spaßvogel.

„Ja, der Drang zu leben und Leben zu geben," erwiderte ihm Friedrich, „das ist der schlechteste und dümmste aller Instincte. Ihn müßte man ertödten —"

„So würden Sie als Hauptfach für die Zukunftsschule vorschlagen: Unterweisung im Ertödten des Lebenstriebes, verbunden mit practischer Anleitung zum Selbstmord," war die Antwort, die ein dröhnendes Gelächter der Korona zur Folge hatte.

Man discutirte das Thema nicht weiter, sondern begann sich mit Späßen zu ergötzen, wie sie jedem gerade einfielen.

Der Mediziner erzählte den Selbstmordversuch eines Arztes, der Arsenik zu nehmen geglaubt, aus Versehen aber nur unschuldiges Natronbicarbonicum erwischt hatte. Der Mann sei trotzdem mit allen Symptomen, die jenes Gift hervorzurufen pflegt, erkrankt, habe sich schließlich eingebildet er sei todt, und wäre nur schwer zu der Ueberzeugung gebracht worden, daß er noch am Leben und völlig gesund sei.

Leixer war inzwischen eingetreten. Heiter überflog sein Blick die Schaar der „verlorenen Söhne," die heute vollzählich erschienen waren.

„In die Kanne!" rief er, „für diese Sohle," als der Mediziner seine Geschichte beendet und „geschenkt," nachdem dieser gehorsam sein Quantum getrunken.

Es wurde ihm nun berichtet, wie man auf diesen Gesprächsstoff gekommen sei.

„Wenn Du uns zu Deiner Lehre vom Unwerthe des Lebens bekehren willst," wandte sich Leixer an Friedrich, „so gehe uns mit gutem Beispiele voran. Wirf Dein Leben von Dir, wir versprechen Dir zu folgen. — Nicht wahr Ihr Anderen?"

Alle stimmten bei.

„Abgemacht! sagte Friedrich. „Ein Schuft, wer sein Wort nicht hält." Dann verfiel er wieder in Nachsinnen, an dem allgemeinen Gespräche betheiligte er sich nicht mehr. Man trennte sich erst nach Mitternacht und Friedrich gehörte zu den letzten, die gingen.

Er schritt seiner Wohnung zu. Die kalte Nachtluft und die Ruhe umher wirkten beruhigend und klärend auf seine Stimmung. Er versuchte es, nüchternen Sinnes seine Lage noch einmal zu überdenken. Sie erschien ihm in ganz anderem Lichte als eine Stunde vorher.

Durfte er wirklich so leichten Muthes aus der Welt gehen, wie er sich's vorgenommen hatte? Was sollte aus Eva werden und aus dem Kinde? Mußte er nicht allein dieses Kindes wegen am Leben bleiben?

Wohl das Leben war eine Qual, und der Tod mochte Erlösung für ihn bedeuten, aber würde es nicht einer schmählichen Feigheit gleichkommen, für sich selbst diese Ruhe aufzusuchen, und jene zurückzulassen im Elend, ohne Stütze, ohne Helfer?

Wenn man ein fremdes Leben hervorgerufen,

mußte man es dann nicht auch erhalten und schützen? Oder — sollte er vielleicht mit einem Schlage alle drei Leben vernichten, sie mit dem Ungeborenen und dann sich selbst?

Nur wie ein Vision erschien ihm dieser Gedanke für den Augenblick, schnell ließ er den Vorhang selbst darüber fallen. Dann raffte er sich zu einem Entschlusse auf, noch einmal wollte er es versuchen, zu leben, um der Anderen willen. —

Friedrich öffnete die Vorsaalthür geräuschlos und schlich auf den Zehen in das Schlafzimmer, auf keinen Fall wollte er jetzt eine Unterredung mit Eva haben.

Er fand ihr Bett unberührt. Sollte sie noch im Wohnzimmer sitzen, aber von dorther drang kein Lichtschimmer. Zagend öffnete er die Thür.

Ein jäher Schrecken machte Friedrich zusammenfahren: „Sollte sie etwa — dasselbe, was ich wollte.“ — Und kaum wagte er, Umschau zu halten, aus Angst, der nächste Augenblick müsse ihm einen schrecklichen Anblick zeigen.

Aber es war nichts. Das Zimmer war leer. „Entflohen!“ sagte Friedrich laut. Er durchsuchte ihre Sachen. Es fehlten ein Hut, ein Mantel, eine Tasche, also „davongelaufen.“ Zum Ueberfluß blickte er noch in das Fach ihres Schreibtisches, wo sie das Wirthschaftsgeld aufzuheben pflegte. Es war leer, und er hatte ihr vor kurzem erst dreihundert Mark gegeben.

Friedrich wunderte sich über sich selbst, daß ihn die Wahrnehmung ihrer Flucht nicht tiefer errege.

Es war merkwürdig, ihn überkam ein Gefühl der Beruhigung, der Erleichterung.

Sie war fort, er war von ihr befreit, aus freien Stücken hatte sie ihn verlassen, jetzt war er aller Verantwortung ledig, jetzt konnte er thun, wonach es ihn verlangte.

„Wo mag sie hingegangen sein?“ fragte er sich. „Sie wird mit dem Gelde nicht weit reichen,“ überlegte er dann. „Sie wird mir sicher bald schreiben oder sie kommt selbst, und jammert um Aufnahme. — Aber sie soll mich nicht finden, nein, finden soll sie mich nicht, niemand, und wenn sie die ganze Welt nach mir absuchten.“

Mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer, die Arme verschränkt, mit leuchtenden Augen, als beseele ihn eine bedeutungsvolle Idee.

Lange ging er so auf und nieder, dann schien er mit sich selbst ins Reine gekommen, löschte das Licht aus und warf sich in einen Stuhl, um für einige Zeit in unruhigen Halbschlummer zu verfallen.

Als das fahle Licht der Morgendämmerung durch die angelaufenen Scheiben in das Zimmer zu dringen begann, sprang er auf, stöberte noch einmal, ohne scheinbar einen bestimmten Zweck dabei zu haben, in seinen und ihren Sachen herum, warf verstörte Blicke auf verschiedene Briefe und Schriftstücke, und schluchzte beim Anblicke einer Photographie, die seine Mutter darstellte, laut auf. Dann zog er den Siegelring, den er trug, vom Finger, leerte sämmtliche Taschen seiner Kleider, legte den

Inhalt bei Seite, steckte Geld zu sich und verließ das Haus.

Durch den Dunst des Morgens richtete er seinen Weg nach dem Centralbahnhof, löste ein Billet nach Kufstein und fuhr mit dem Frühzuge ab.

Zwölftes Kapitel.

Zu Tode erschreckt war Eva nach jenem jäh beendeten Streite mit Friedrich allein im Hause zurückgeblieben.

„Jetzt ist alles aus,“ dachte sie und die zornige Laune, in die sie sich selbst hineingesteigert, verflog schnell, nachdem sie kein Object mehr vor sich sah, gegen das sie dieselbe hätte richten können. Die Anspannung war zu scharf gewesen, ein starker Rückschlag trat ein, sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Es war nicht mehr Haß und Zorn, was sie beseelte, und ihr diese Thränen auspreßte, Wehmuth und Kummer hatten sich bei ihr eingestellt.

Von jeher war es so gewesen, erst riß die Leidenschaft sie hin, mit Wollust häufte sie Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit, Kränkung auf Kränkung, kaum aber sah sie ihr Ziel erreicht, saßen erst alle ihre Pfeile

im Herzen des Anderen, dann ergriff sie Verzweiflung über das, was sie angestellt.

Wie oft hatte sie das Spiel schon so getrieben, immer mehr hatte sie sich den Mann, den sie liebte, entfremdet, bis aus Liebe Haß geworden war, und die Kluft zwischen ihnen unüberschreitbar schien.

Nachdem jetzt die Leidenschaft allmählich dem nüchternen Erwägen Platz gemacht, stand das Unheil, das sie muthwillig angerichtet und die Gefahr, in der sie sich befand, klar vor Evas Augen.

Er würde sie verlassen, sich von ihr lossagen, sie dem Elend preisgeben. Was band ihn denn an sie, sie war ja nur seine Geliebte. Und was wurde aus ihr, wenn er sich jetzt von ihr wandte, jetzt, wo sie vor der Entbindung stand.

Es war die elende feige Besorgniß um die eigene Sicherheit, die sie plötzlich so kleinmüthig stimmte, vor der all die hochmüthige Halsstarrigkeit, die sie eben noch zur Schau getragen, dahinschmolz.

Eine Angst überfiel Eva, wie sie solche noch nie vordem gekannt hatte. Verzweifelt lief sie im Zimmer auf und ab, nicht wissend, was sie thun und was sie lassen sollte.

Was hätte sie darum gegeben, wenn er jetzt zurückgekehrt wäre, wie hätte sie zu seinen Füßen um Verzeihung betteln wollen, er war ja ihr ein und alles, ihre Stütze, ihr Helfer, ihr Geliebter. — Sie verstand sich selbst nicht, wie sie ihm jemals hatte ein hartes Wort sagen können. Wenn sie an jenen Auftritt zurückdachte, so war es ihr, als habe er sich da

mit einer ganz anderen Person, aber nicht mit ihr gestritten; denn von all den Beschuldigungen, die sie ihm ins Gesicht geschleudert, glaubte sie selbst kein Wort. Ja ihre Zerknirschung ging soweit, daß sie an die schwere Beleidigung, die sie selbst von ihm erfahren hatte, kaum mehr dachte.

Und so verging ihr die Zeit in banger Furcht, verzweifelter Selbstanklage und fruchtloser Sehnsucht nach ihm.

Er kam nicht. Es war also klar, er hatte sie aufgegeben.

Eva hatte eine dumpfe Ahnung, daß sich etwas außergewöhnliches in ihrem Geschicke vorbereite, und die Bangigkeit, die sie ganz beherrschte, flößte ihr den Wunsch ein, selbst etwas außerordentliches zu thun, um dem Unheil, das sie über sich schweben fühlte, vorzubeugen.

Sie sann und sann. Einen Augenblick dachte sie an den Priester, der in der letzten Zeit eine Art von Gewissensrath für sie geworden war. Aber im Angesichte eines so gewichtigen Ereignisses, erkannte sie, wie bedeutungslos ihr im Grunde dieser Mann sei. Was konnte er ihr helfen, wo es galt, sich den Geliebten zurückzugewinnen.

Darauf griff sie zur Feder, um einen Brief an Friedrich zu schreiben, doch schnell gab sie den Plan auf, denn sie fühlte, daß die bloße Bitte um Verzeihung ein zu abgenutztes Mittel sei, und daß er ihren Versprechungen nicht mehr Glauben schenken werde. Sie mußte etwas großes, etwas ganz be-

sonderes unternehmen, um ihn wieder an ihre Liebe glauben zu machen.

Sie dachte darüber nach, womit sie ihm wohl eine große, überraschende Freude bereiten könne. Was war denn sein glühendster Wunsch?

„Versöhnung mit seiner Mutter —“ endlich hatte sie es gefunden. Dieser Wunsch zehrte an ihm. Darüber war es zum Streite zwischen ihnen gekommen. Der Streit war geschlichtet, wenn sie jetzt nachträglich sich seinem Willen fügte und den Brief schrieb.

Sie war entschlossen, den Brief an Frau von Choiseule zu schreiben. Bald aber erschien ihr selbst das nicht genug, die Sühne war zu klein in ihren Augen, und sie fürchtete vor allem, die erhoffte Wirkung könne ausbleiben. Denn wenn nun seine Mutter den Brief unbeantwortet ließ, dann blieb alles beim alten, und er war ihr durch nichts verpflichtet.

Nein, sie wollte etwas viel größeres thun, etwas, das er nie von ihr erwartet haben würde, das ihr seine Dankbarkeit gewinnen, seine Liebe und Bewunderung unbedingt zurückerobern mußte.

Es gab nur eins, was diese Wirkung haben konnte, das war: Ihre Reise zu seiner Mutter.

Zuerst erschrak Eva selbst vor der Idee und wagte kaum an ihre Ausführbarkeit zu denken, allmählich aber gewöhnten sich ihre Gedanken daran, ja sie kam schließlich dahin, sich einzureden, ihr Vorhaben sei durchaus nicht schwierig. Und als sie den Muth gefunden hatte, die Idee zum Entschluß werden zu lassen, zögerte sie auch nicht lange mit der Aus-

führung, mißtrauisch gegen sich selbst, und befürchtend, sie könne schwankend werden.

Schon einigemale hatte sie in wichtigen Momenten eine Energie im Handeln entwickelt, die mit ihrer sonstigen Zaghaftigkeit und Unbeständigkeit nicht im Einklange zu stehen schien. So als sie sich entschloß, Mörners Antrag anzunehmen, ebenso, als sie ihn um Friedrichs Willen verließ, weiter, als sie Friedrich von Dzöröneck aus nachreiste, und schließlich hier.

Sie fühlte in solchen Augenblicken, das, was für sie Bedürfniß war, so stark und unmittelbar in sich wirken, daß es ihre schwache Natur zu Thaten fortriß, die energische, thatkräftigere Frauen vielleicht niemals gewagt haben würden.

Sofort traf sie die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise.

Zunächst schrieb sie einen Brief an Friedrich und wies die Köchin an, diesen dem Herrn zu übergeben, sobald er ins Haus zurückkehren werde.

In aller Eile hatte sie die folgenden Zeilen hingeworfen:

„Verzeihe mir noch einmal, ich weiß, daß ich Dir schweres Unrecht gethan habe. Du wirst nicht an die Wahrhaftigkeit meiner Reue glauben wollen. Damit Du siehst, daß es mir diesmal Ernst ist, thue ich das, was Du verlangst, und noch mehr, ich reise selbst zu Deiner Mutter, um sie mit uns auszusöhnen. Du sollst nicht eher von mir hören, bis mir das gelungen ist. Ich reise sofort ab. Deine Dir in alle Ewigkeit treue Eva.“

Darauf raffte sie von nothwendigen Toilettenartikeln zusammen, was ihr gerade in die Hände fiel, steckte das Wirthschaftsgeld in ihr Portemonaie, bestellte einen Wagen und fuhr nach dem Bahnhofe.

Sie wußte nicht, wann ein Zug abgehe, selbst über die Strecken, die sie zu befahren hätte, war sie im Unklaren, nur ihr Ziel hatte sie klar vor Augen.

Der Kofferträger, welcher ihr das Gepäck abnahm, fragte, wohin die Dame wolle. Eva nannte ihm den Ort und erkundigte sich, wie man dahin gelange. Der Mann bot sich an, ihr das Billet zu besorgen und erklärte, der Zug gehe in einer Stunde ab.

Während dieser Stunde, die Eva allein auf dem großen lärmerfüllten Bahnhofe zu warten hatte, wäre sie beinahe in ihrem Entschlusse wankend geworden. Jetzt, wo die Begeisterung abgekühlt war, in der sie ihren Entschluß gefaßt, begann sie die Schwierigkeiten zu erkennen, die seine Ausführung mit sich bringen würde.

Aber konnte sie jetzt noch umkehren, wo der Brief an Friedrich schon geschrieben, und das Billet schon genommen war?

Und so stieg sie fast gegen ihren Willen, zaghaft und bangend in den Zug, der sie schnell von München wegführte.

Dreizehntes Kapitel.

So hatten sie denn, ohne von einander zu wissen, Eva am Abend, Friedrich am frühen Morgen, nach entgegengesetzten Richtungen fahrend, München verlassen.

Evas Brief harrte noch, wohlgeborgen in der Tasche der Köchin, von Friedrich eröffnet zu werden. Das Mädchen hatte in der Küche auf die Rückkehr des Herrn gewartet, dann war sie eingeschlafen und hatte nichts davon gemerkt, daß er inzwischen in die Wohnung gekommen und sie wieder verlassen habe. —

Friedrich fuhr den Alpen entgegen. Immer deutlicher wurden ihre mächtigen Formen, die erst nur wie eine große, unbewegliche Wolke am Horizonte gestanden. Was anfangs eine unzertrennliche Masse geschienen, trat auseinander, ließ einzelne Berggruppen und Höhenzüge erkennen, dazwischen Thäler und Querthäler, in denen Wasser rauschten und Dörfer lagen. Dahinein fuhr der Zug einem Flußlaufe folgend, immer enger wurden die Thäler, immer steiler die Hänge. Dann ging es durch finstere Tunnel, und im Freien schien das Tageslicht um so greller, lachte der Himmel um so klarer.

Friedrich hatte keinen Sinn für die Gegend, die da draußen an ihm vorbeiflog.

Er saß in seiner Ecke beinahe regungslos, bleich vor innerer Erregung, mit starrem, auf einen Fleck gerichteten Blicke.

Seine Mitreisenden wurden allmählich auf ihn aufmerksam. Zwei junge Damen schielten öfters nach dem sonderbaren Reisegefährten hinüber, steckten die Köpfe zusammen und kicherten. Doch gelang es ihnen nicht, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Sein Gegenüber, ein älterer Herr, fragte, um in ein Gespräch mit Friedrich zu kommen, nach dem Namen einer Station, er mußte seine Frage wiederholen, Friedrich sah ihn mit geistesabwesendem Blicke an, und erwiderte nur: „Jawohl — gewiß.“

Der Herr schüttelte den Kopf, zog ein Gesicht, das Mitleid ausdrücken sollte, und machte den kichernden Mädchen ein erklärendes Zeichen, indem er mit der Hand auf die eigene Stirn wies.

Was gingen Friedrich jetzt noch die Menschen und ihre kleinen Ränke an, was kümmerte ihn überhaupt noch die Welt und alles, was in ihr existirte. Ihm war, als stünde er mit dem Rücken gegen alles, was Leben heißt, vor ihm lag der unendliche, leere Raum. — Er ging dem Tode entgegen.

Er wollte von der Erde verschwinden, kein menschliches Auge sollte eine Spur von ihm entdecken, niemand wissen, was aus ihm geworden, kein Zeitungsschreiber sich in Vermuthungen ergehen können, wie, wann und aus welchen Gründen er sich das Leben genommen.

Mochte den wenigen, die sich um sein Schicksal bekümmerten, die Hoffnung unbenommen bleiben, er sei am Leben, und werde vielleicht noch einmal zu ihnen zurückkehren.

Vor allem mochte seiner Mutter der schwerste Kummer erspart bleiben, zu erfahren, daß der, dem sie das Leben gegeben, dieses Leben von sich geworfen habe, weil es ihm zum Fluche geworden. —

Oben in den Nordtyroler Alpen kannte er einen einsamen Gebirgssee, ringsum von steilen Felswänden umgeben, weit und breit keine Ortschaft, nicht einmal eine vereinzelte Sennhütte. Als Student war er auf einer Alpentour dorthin gekommen. Vieles aus jener Zeit war seitdem in seinem Gedächtnisse verblaßt, die Erinnerung an diesen Alpensee nicht, wie er so plötzlich, als Friedrich an einen Vorsprung trat, tief unten in funkelnder Bläue vor ihm gelegen, so daß es ihm im ersten Augenblicke gewesen, als blicke ihn mitten aus der Einsamkeit der Felsenwildniß ein großes, dunkles, tiefes Menschenauge an. Dieser Eindruck war ihm geblieben, frisch und packend, wie er ihn empfangen hatte.

Dieses Meeresauge war das Ziel seiner Reise; hier sollte diese letzte Wanderschaft enden. —

Am Vormittage kam er in Kufstein an. Wie ein Träumender stieg er aus dem Coupé, nahm in der Bahnhofsrestauration etwas Speise zu sich, wobei er selbst darüber nachsann, wie sonderbar es doch sei, daß er jetzt noch auf Nährung seiner Lebenskräfte bedacht, und schritt dann durch die Stadt.

Er war nicht besorgt, den Weg zu verfehlen, noch ganz genau wußte er, wie er damals mit dem Führer gegangen war. Zunächst geht's im Innthal hin, dem Laufe des Flusses entgegen, bis dort, wo sich das Thal plötzlich verengt, da, bei einer kleinen Kapelle, zweigt sich links ein Fußsteig von der Landstraße ab, diesem folgend steigt man durch Wälder und Halden zu einem kahlen Felsplateau hinan.

Die traumumfangene Stimmung des Morgens, die ihn einem Somnambulen hatte gleichen lassen, war von Friedrich gewichen. Klar, wie die scharfe Bergluft, die ihn jetzt umfächelte, war sein Bewußtsein. Mit hellen Augen, entschlossener Miene und festen eiligen Schritten ging er dahin. Als der Pfad steiler und beschwerlicher wurde, schnitt er sich einen festen Stock als Stütze.

Wer ihm so begegnet wäre, würde sich gewiß über den schlanken, kräftig gebauten Mann, mit intelligentem Gesichtsausdruck und den energischen Bewegungen gefreut haben. Wer hätte daran denken mögen, daß ein Mensch, von der Natur so herrlich zum Leben ausgestattet, dem selbsterwählten Tode entgegengehe. —

Während er dahinschritt, zogen tausend Erlebnisse und Gestalten aus früherer Zeit an seinem geistigen Auge vorüber. Es war, als solle er in gedrängtester Form sein Leben noch einmal von Anfang an durchleben. Wie ganz anders sah er die Dinge und Menschen an, und die Rolle, die er selbst zwischen

ihnen gespielt, jetzt wo er am Ende der Bahn angelangt war.

Wenn wir auf einem Thurme stehen, scheint die zu unseren Füßen liegende Stadt nicht dieselbe, die wir in ihren Gassen zu sehen gewohnt waren. Wir übersehen die Häusermassen, blicken in unbekannte Winkel, sehen wie das Einzelne zusammenhängt, und begreifen den allgemeinen Plan. Friedrich befand sich in einem Zustande geistiger Clairvoyance, er fühlte sich auf einen Platz außerhalb des Weltgetriebes gestellt, von dem er wie aus der Vogelperspective auf dieses herabblickte. Er überdachte sein Leben, wie ein Buch, das er durchlesen. Die Episode mit Eva stand ihm am nächsten und schärfsten vor den Augen.

Er entsann sich deutlich, wie er das erste Mal von Eva gehört hatte, als ihm seine Mutter eine Photographie von ihr gezeigt, welche Mörner ihr zugeschickt hatte; dann wie er sie in Berlin aufgesucht, all die ersten Abende im Mörnerschen Hause. Evas Erscheinung, ihre Mienen und Blicke, ihre und seine Worte, körperhaft anschaulich stand alles das vor ihm, als sähe er es auf der Bühne von Schauspielern wiedergegeben. Und weil das, was er in jenen Tagen empfunden, in seinem Herzen längst ausgebrannt war, so erschienen ihm Worte und Thun jener Personen, deren eine er selbst war, thöricht, unwahr und unverständlich. Als er zu jenem entscheidenden Abende in Pest kam, da durchbebten ihn keine Wollustschauer bei dem Gedanken an ihre erste Liebesnacht.

Und welche klägliche Rolle hatte er in dieser

Komödie gespielt! Mit bitterer Selbstverachtung gestand sich Friedrich, daß er sich mit Eva selbst betrogen habe. Wie poetisch liebreizend, wie erfüllt von allerhand geheimnißvollen Gaben und Tugenden war sie ihm nicht in der Blüthezeit seiner Liebestollheit erschienen; hatte er sich nicht unter ihrem Besitze ein Glück vorgestellt, werth, sein ganzes zukünftiges Leben daran zu geben? Und welcher Art war dieses Glück gewesen, was hatte er, als er den Schleier gelüftet, dort gefunden, wo er vordem nichts als Poesie, Liebreiz und Vollkommenheit geahnt? —

Friedrich war inzwischen zu einer beträchtlichen Höhe emporgeklommen. Schon wurde der Wald lichter, der Baumwuchs niedriger. Bald standen nur noch pyramidenförmige Fichten einzeln und in Gruppen auf den Alpenmatten umher, wie durch eine Heckenscheere beschnitten, mit verkümmerten Wipfeln, im Wachsthume stockend, umsonst bestrebt himmelaufwärts zu schießen. Dann kam knieholzartiges, niederes, am Boden hinkriechendes Gestrüpp, ab und zu noch ein höherer Lerchenbaum dazwischen, dicht bedeckt mit zopf- und bartartigen Schmarotzermoosen. Schließlich hörte der Baumwuchs ganz auf und nur noch blanker Fels und magerer Rasen wechselten mit einander ab. Darauf führte der Pfad abermals in eine Thalsenke hinab, wo in geschützter Lage eine üppigere Vegetation aufsproßte, und dann hieß es eine fast senkrecht steile Felswand erklettern, die sich quer in den Weg stellte.

Friedrich hatte längere Zeit nach der Stelle zu

suchen, wo er damals mit dem Führer diese Wand erklettert; endlich fand er sie.

Es war ein tollkühnes Wagniß, sich allein an die Ersteigung zu machen; aber was bedeutete ihm jetzt die Todesgefahr. Von Vorsprung zu Vorsprung klomm er empor, sich an Gestrüpp festhaltend, das nur locker wurzelte, bald auf Rasenstücke tretend, die unter seinem Fuße nachgebend zum Abgrunde rollten. Aber er kam wohlbehalten oben an. Ermattet ließ er sich hinfallen.

Ein herrliches Panorama entrollte sich in klarer Sommerluft unter wolkenlosem Himmel vor seinen Augen. Die Sonne stand bereits tief, aber noch war keine Spur von Dämmerung zu bemerken.

Wie zum greifen standen die Berge der nächsten Ketten neben ihm. Er entsann sich einiger Namen. Dort jene gewaltige steinerne Festung mit Zinnen und Bastionen war der „hohe Kaiser", dieser bewaldete Gipfel gehörte der „hohen Salve" an und die glänzenden weißen Streifen und Flecken in der Ferne, das mußten die Gletscher und Firne der „hohen Tauern" sein. Dahinter noch mehr weißblaue Kuppen, auf allen Seiten vielgestaltige Häupter, ein Meer von Formen. Und dann näher zu seinen Füßen, die Wälder, durch die er gekommen, auf freier Halde eine Sennhütte und über die Matten verstreut, Kühe, zierlich und klein, wie Kinderspielzeug. Kein Laut war vernehmbar, ab und zu nur ließ der Wind das Rauschen eines fernen Gießbaches aus einer Schlucht zu ihm hinaufdringen.

Wider seinen Willen mußte Friedrich den Zauber dieses Bildes in sein Empfinden eindringen lassen. Wie schön war doch diese Welt, die er verlassen wollte. Und was wartete seiner dort — wirklich der leere Raum, das ewige Vergessen? War das verbürgt? Der in der Kindheit ihm eingeprägte Glaube, von dem er jahrelang geglaubt, er könne ihm nichts mehr anhaben, wurde wieder in ihm lebendig. Er sah die Bilder des zukünftigen Lebens so wie es sich der Knabe ausgemalt hatte, vor sich aufsteigen. Dort oben im lichten Aether den Thron Gottes mit dem Sohn zu seiner Rechten, umgeben von den Engeln und den Schaaren der Seligen, und unter seinen Füßen im innersten Eingeweide der Erde, jene andere Welt, wo das Heulen und Zähneklappern herrscht. Aber diese Vision schwand bald vor seiner Skepsis. „Die Seele ist eine Function des Gehirnes." Diese Worte Burts sagte er einige Male halb unbewußt vor sich hin.

Seine Gedanken flogen zu dem verstorbenen Freunde, wie starr er dagelegen, und schaudernd dachte er daran, wie das wohl jetzt beschaffen sein möchte, was von ihm übrig geblieben.

Und nun fühlte er sich selbst den Sprung thun, den er vorhatte, er empfand die rasende Geschwindigkeit des Sturzes und der Athem verging ihm. Dann sah er sich liegen, tief unten auf dem Grunde des Sees; wie kalt würde es dort sein und wie einsam — ihn fröstelte und Schweiß brach an ihm aus.

Warum denn nicht lieber zurückkehren in dieses

warme Leben, in diese Welt zu seinen Füßen, über der die Sonne so lieblich schien, um dort ein neues Dasein zu beginnen. Er sann darüber nach; einen Augenblick war die Versuchung groß, dann verwarf er den Gedanken. Ein neues Leben anfangen — war denn das nicht eine leere Phrase? Wer kann von sich selbst loskommen? So lange wir Geschehenes nicht ungeschehen machen können, so lange bleibt auch die Vergangenheit der stille Gesellschafter unserer Gegenwart.

Friedrich gehörte nicht zu jenen groborganisirten Naturen, die in einer verdorbenen Atmosphäre zu leben vermögen, und auch nicht zu jenen beidlebigen, die in Wasser und in Luft mit gleichem Wohlbehagen existiren. Selbst wenn er der alten Existenz den Rücken kehrte, einen Ocean zwischen sich und alles brachte, was bisher eine Rolle in seinem Dasein gespielt, was änderte das an ihm selbst, das Schuldbewußtsein lebte in ihm fort, ein stummer Mahner, ein Wurm der jedes Lebensglück zerfressen mußte, das er noch finden mochte. —

Jählings sprang er auf und wandte dem lieblichen Bilde den Rücken, eilig seinen Weg fortsetzend, als wolle er die Lockungen zu Glauben und Hoffen, die von da unten aufsteigend sich in sein Herz einzuschmeicheln versucht hatten, unter die Füße treten. —

Er wanderte jetzt über ein kahles, zerklüftetes Felsplateau dahin, ohne einem bestimmten Pfade zu folgen. Er nahm an, das Ziel, dem er zustrebte, sei nicht mehr entfernt und glaubte, die einzuschlagende Richtung genau zu kennen. Es dunkelte. Aschgrau

starrten ihn rings die Felsblöcke an, wie Leichengesichter. Ein steinernes Meer von zackigen, aufbäumenden Wogen dehnte sich die Halde mit ihren wild übereinandergethürmten Felsblöcken vor ihm aus. Eine mächtige, unbewegliche Wand stand vor ihm, die schwarze Silhouette des „hohen Kaisers.“ Der Mond ging auf, und in seinem bleichen Lichte verwandelte sich die Gegend in einen endlosen Kirchhof mit Steinen und Platten besät, dazwischen riesenhafte Monumente aufragend.

Friedrich mußte sich gestehen, daß er in diesem Labyrinth die Richtung verloren, er schritt nur noch auf das Gerathewohl weiter. Und immer beschwerlicher ward das Vorwärtsdringen, und immer mehr fühlte sich Friedrich von Ermattung übermannt.

Da erblickte er plötzlich ein schwaches Lichtchen in der Ferne, klein wie ein Marienwürmchen. Und dieses Anzeichen menschlicher Nähe verursachte ihm freudigen Schreck, ihm, der dem Leben und den Menschen zu entfliehen vorhatte. Er ging auf das Licht zu, und nach halbstündiger Wanderung gelangte er zu einer Sennhütte.

Er stand erst eine Weile vor dem schuppenartigen Gebäude still. Von drinnen drangen Laute zu ihm heraus: Männerstimmen, dazwischen Lachen und Kreischen, wie es schien, von einer Frau herrührend. Friedrich war unschlüssig, sollte er draußen bleiben, im Freien ein Lager für die Nacht aufsuchen, oder sollte er da hineingehen, zu diesen Leuten, die, wer

sie auch immer sein mochten, voll Vergnügen und Lebenslust waren? Schließlich trat er ein.

Das Lärmen verstummte, als seine hohe Gestalt in der niederen Thür erschien. Dann schallte ihm ein mehrstimmiges: „Grüß Di Gott" entgegen.

Es war für den vom Freien Kommenden schwer zu erkennen, wer sich in dem engen, dunsterfüllten Raume aufhielt, der durch ein hellflackerndes Heerdfeuer erleuchtet wurde.

Friedrich erkannte zunächst zwei Männer in Hemdärmeln, offenbar keine Eingeborenen, sondern Touristen. Außerdem war noch die Sennerin da und ein Bube.

Nur, wenn allein mit sich selbst, giebt sich der Mensch natürlich und so, wie er ist, in Gesellschaft Anderer spielt ein jeder mehr oder weniger Komödie, und verdeckt sein innerstes Wesen hinter einer angenommenen Maske.

Und so führen wir alle, die meisten freilich, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein Doppelleben, eins für uns selbst, das intime, natürliche und wahre, und ein anderes officielles, vorbedachtes, auf die Wirkung berechnetes.

Und dieses Scheinwesen wird dem Menschen so zur zweiten Natur, geht ihm so in Fleisch und Blut über, daß es mancher selbst im Angesichte des Todes nicht aufgiebt.

Ja, der zum Tode verurtheilte Verbrecher, ver-

sucht noch auf dem Wege zur Richtstätte, fest und gleichgültig dreinzuschauen.

Friedrich, der der Welt den Rücken gewandt zu haben vermeinte, war sofort ein ganz anderer, als er aus der Einsamkeit jetzt in diesen Kreis von Mitmenschen trat.

„Darf ich an dem schönen Feuer theilhaben?" fragte er herzutretend, als ob ihm wirklich daran gelegen wäre, sich an diesem Heerde zu wärmen. Man machte ihm sofort bereitwilligst Platz, und er ließ sich nieder, unwillkürlich nach den Gesichtern blickend, die ihn ihrerseits neugierig betrachteten.

Die beiden Touristen wiesen sich durch ihre auffällige Aehnlichkeit als Brüder aus. Beide trugen sie Brille und blonden Vollbart und gehörten dem Friedrich wohlbekannten Typus des deutschen Mannes aus dem Gelehrtenstande an.

Sie waren mit dem Zubereiten irgend einer Speise beschäftigt und hantirten mit Casserolle, Löffeln und einer Conservenbüchse.

Die Sennerin sah mit Erstaunen zu, offenbar glaubte sie nicht an die Kochkunst der beiden Männer. Die Touristen, ihrer Aussprache nach Norddeutsche, radebrechten den Landesdialect, und trieben ihren Scherz mit dem Weibe, einer häßlichen Vierzigerin von nicht allzugroßer Sauberkeit, die abwechselnd kichernd und keifend mit dem wunderlich harten Gutturallaute der Aelpler beim Sprechen, in dem Raume umhereilte. Der Bua endlich, ein Junge von etwa acht Jahren, war ein dunkelhaariger Gnom, der scheu

und unverständig aus kleinen Maulwurfsaugen von ferne nach dem Feuer und den fremden Leuten hinüberblinzelte.

Das Gericht, eine Art von Fleischsuppe, war inzwischen fertig geworden und wurde von den Köchen vertheilt. Die Sennerin kicherte und jauchzte in schrillen Kehltönen, als sie von der fremden Kost genossen, vor Erstaunen und Lust. Der Bua verbrannte sich beim gierigen Schlingen den Mund und heulte, worauf ihm das Weib eins versetzte, daß die Hütte davon erschallte.

Auch Friedrich aß von der Fleischsuppe und lobte sie. Er war jetzt wieder ganz Mensch unter Menschen.

Die Touristen waren, wie Friedrich richtig vermuthet hatte, Brüder, beide Naturforscher, der eine Botaniker, des anderen Specialfach war die Entomologie. Es schienen einfache, biedere Gesellen zu sein, die sich freuten, in Friedrich einen Landsmann hier oben in der Alpeneinsamkeit getroffen zu haben. Sie kramten schnell alles über ihre Studien und Touristenpläne aus, und erwarteten von dem Fremden offenbar dasselbe. Schließlich stellten sie sich vor.

Friedrich nannte den ersten besten Namen, der ihm einfiel, und machte einige erdichtete Angaben über seine Reisepläne. Um der Gefahr, weiter befragt zu werden, aus dem Wege zu gehen, erklärte er, müde zu sein und ruhen zu wollen, da er am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen habe. Die Brüder versicherten, das sei auch ihre Absicht, und man suchte das Lager auf.

Die Hütte bestand aus zwei Theilen. Der kleinere bildete den Wohnraum für die Menschen, der größere einen Stall für das Jungvieh. Ueber dem Stall befand sich ein niederer bodenartiger Raum, mit einer Streu. Man erreichte diese Stätte vom Wohnraume aus durch eine Art Hühnerstiege. Dorthin begaben sich die Brüder, schließlich auch die Sennerin und der Bua.

Friedrich hatte erklärt, auf einer Bank ruhen zu wollen, um den geringen Platz auf der Streu nicht noch mehr zu beschränken. In Wahrheit blieb er unten, um sich früh bei Zeiten, unbemerkt von den Anderen, auf den Weg machen zu können.

Bald verkündete ihm ein Schnarchconcert, daß man oben schlief. Er setzte sich zum Feuer, das mangels frischer Nahrung kleiner und kleiner wurde, bis nur noch blaue Flämmchen wie kleine selbstständige Wesen über den rothglühenden Kohlen tanzten, und schließlich die ganze Gluth zusammenbrach und nichts als ein matter Schein unter der schwarzen Decke hervorleuchtete.

Friedrich hatte das Schauspiel bis zum Ende verfolgt, mit dem völligen Verglimmen des Feuers fielen ihm die Augen zu, er fühlte seine Glieder schwerer werden, die Gedanken, die er ausdenken wollte, verwirrten sich, er konnte ihre Enden nicht mehr finden, schließlich dachte er nur noch einen bestimmten zusammenhangslosen Satz und schlief so ein.

Er träumte, er sei daheim in seiner Vaterstadt, eben war er mit der Bahn angekommen und schritt

dem elterlichen Hause zu. Er ging durch all die ihm von Kindheit auf wohlbekannten Straßen, sah alte Freunde, mit denen er sich begrüßte, bemerkte mit Vergnügen, daß die Läden und ihre Firmen noch an denselben Stellen wie vordem waren, ja selbst in den Schaufenstern erkannte er die nämlichen Gegenstände wieder, welche die Neugier und Kauflust des Knaben gereizt hatten. Als er sich nach langer Wanderung dem Hause der Mutter näherte, sah er eine große Menschenmasse um dasselbe versammelt, so daß es ihm schwer wurde, sich einen Weg durch dieselbe zu bahnen. Endlich fragte er einen der Gaffenden, was denn hier vorgehe, und dieser zeigte auf das Haus und sagte: „Sehen Sie denn nicht, daß es brennt?“ Da erst bemerkte Friedrich, daß die Fenster hell erleuchtet waren, wie von einer inneren Gluth, zugleich schlug auch eine hohe Feuergarbe aus dem Schornstein empor. Er stürzte vor und wollte zur Hausthüre eindringen, aber sie war verschlossen, er rannte um das Gebäude herum, nirgends ein Eingang. Eine wahnsinnige Angst befiel ihn, denn er wußte, seine Mutter sei in dem Hause, obgleich niemand ihm das gesagt hatte. „Mutter, Mutter!“ rief er mit lauter Stimme, aber keine Antwort erfolgte. Schon schlug die Lohe aus den Fenstern. Da sah er Leute eine Leiter anlegen, er eilte herzu, war der erste auf der Leiter, erkletterte sie und drang durch ein Fenster, das er einschlug, in das Haus. Da stand er auf einmal in dem Wohnzimmer seiner Mutter. Hier war alles wie in früheren Tagen, die Möbel, die Bilder, unter

ihnen das Porträt seines Vaters. In dem Raume befanden sich seine Mutter und eine Frau, die er erst nicht erkannte, bis er entdeckte, daß es niemand anderes als Eva sei. Er schrie ihnen zu, daß das Haus in Flammen stehe. Seine Mutter sah ihn mit einem merkwürdigen, ernsten, durchdringenden Blicke an und erwiderte in gemessenem Tone: „Ich weiß es.“ „Warum rettet Ihr Euch denn nicht?“ rief er. „Es ist besser, der Leib verbrennt,“ erwiderte die Greisin. „als daß die Seele verderbe.“ — „Aber so sagt mir doch, was Ihr hier thut?“ rief Friedrich verzweifelt. „Ich versuche, sie zu läutern,“ sagte seine Mutter, auf Eva weisend, „aber es ist verlorene Arbeit.“ Jetzt schlugen die hellen Flammen durch die Thür ins Zimmer, Balken krachten, Rauch drohte sie zu ersticken, unten heulte die Menge. „Rette mich!“ jammerte Eva und warf sich an Friedrichs Brust. „Soll ich die Mutter im Stiche lassen?“ fragte er. „Rette mich, wenn Du mich liebst,“ heulte Eva. Er nahm sie in seine Arme und trug sie nach dem Fenster, bereit, sie die Leiter hinabzutragen. Aber die Leiter war nicht mehr da, von unten starrte ihm ein Abgrund entgegen, der sich ins bodenlose hinabzusenken schien. Ringsum alles Feuer und Rauch, schon begann die Decke über ihnen niederzubrechen. Eva lag ohnmächtig in seinen Armen. Er wandte sich nach der Mutter um, sie stand da mitten in Dampf und Flammen, nicht mehr in menschlicher Form, ein überirdisches Wesen, ein richtender Engel, mit dem Schwert in der einen und der Waage in der anderen Hand.

Sie herrschte ihm zu: „Auf Deine Kniee nieder, bete zu Gott, daß er Dich rette.“ Er wollte es thun. Die Gestalt rief: „Erst das Weib weg! Sie ist unrein.“ Da erwiderte er: „Nein, wir gehören zusammen!“ Der Engel verschwand und mit furchtbarem Krachen brach das Haus in Flammen zusammen. —

Hier erwachte Friedrich über den Schrei des Entsetzens, den er selbst ausgestoßen hatte. Er lag am Boden, halb in der Asche des ausgegangenen Heerdfeuers. Der Raum war dunkel, er wußte nicht, wo er sich befinde. Er stand auf, tappte umher und stieß gegen die Thür, welche aufging. Die auf ihn eindringende Morgenkälte erweckte ihn zum Bewußtsein. Im Freien war alles eine graue Masse; kaum vermochte er mit der Zeit, den Himmel vom Erdreich zu unterscheiden. Allmählich wurde ihm klar, daß jenes Schreckliche, was er durchgemacht, nur ein Traum gewesen. Dann fiel ihm ein, warum er hier oben sei. Und obgleich ihm sein Plan für den Augenblick völlig fremd und unverständlich erschien, so übte doch das, was er am Tage vorher so klar und energisch gewollt hatte, eine solche Macht auf ihn aus, daß er sich, wie einer fremden Anregung Folge leistend, auf den Weg machte, entschlossen, das einmal Gewollte zur Ausführung zu bringen.

Er schritt zunächst aufs Gerathewohl zu. Allmählich gewöhnte sich sein Auge an das fahle Licht der Morgendämmerung. Er sah eine Kuppe vor sich, die ihm nicht allzufern deuchte, von dort aus gedachte er sich zu orientiren.

Er hatte lange zu marschiren, denn die Entfernungen in den Alpen täuschen, besonders im Zwielichte des Morgens. Inzwischen wurde es heller und heller um ihn. Die Sonnenscheibe selbst sah er noch nicht, er erkannte ihre Wirkung nur an den goldigen Säumen der Wolken und an dem Schimmer, der sich allmählich rings um ihn selbst ergoß.

Als er endlich auf der Erhöhung angelangt war, machte er Halt. Der Sonnenball trat eben über der entferntesten Bergkette hervor. Im Nu glühten die Gipfel umher in gelblichem Lichte. Das Gewölk aber wurde bleich und erschien plötzlich wie aufgesogen vom Blau des Morgenhimmels. Unten in den Thälern und Schluchten lagen unbewegliche Nebelmassen, wie große Tücher, kein Wald, kein Silberblick eines Gewässers war durch diese dichte Hülle hindurch zu erkennen.

Friedrich beschloß auf seiner Warte auszuharren, denn er wußte, daß vor der Kraft der Sonne der Frühnebel schnell weichen müsse. Und er täuschte sich nicht. Kaum fielen die ersten Strahlen in die Tiefen, da begann es da unten zu weben und zu streben, als fasse eine unsichtbare Hand hinein und ziehe die Schleier nach oben.

Die weißen Massen erhoben sich, stiegen höher und höher, bauschten sich auf wie Segel, schwammen in einander und zerrissen in Fetzen, so daß Friedrich schon Thäler und Wälder in der Weite zu erkennen vermochte. Da war er plötzlich selbst vom grauweißlichen Dunst umgeben, aber das zog vorüber, die

Wolke lichtete sich, flog weiter, und klar und sonnenglänzend lag das Alpenrund wieder vor ihm, mit all seinen Schlünden, Felsenfestungen und Eispalästen.

Er sah jetzt, in welcher Richtung er weiterzugehen hatte. Dort drüben war's. Den See selbst zwar konnte er nicht sehen, aber es war zu erkennen, daß dort das Hochplateau plötzlich aufhöre. Die Felsen dahinter waren schon ganz anders schattirt, und mußten das jenseitige Ufer bilden.

Wenn er jetzt darauflos schritt, konnte er wohl in einer viertel Stunde an jener senkrecht steilen Wand sein, von der aus er vor Jahren schwindelnd hinabgeblickt hatte, in den grünlichen Spiegel.

Aber er ging noch nicht. Noch einmal rangen der Lebensüberdruß und die Liebe zum Dasein einen verzweifelten Kampf in ihm. Er hatte sich auf einem Felsblocke niedergelassen. Dieses Bild der umgebenden Landschaft, das ihm wider seinen Willen in die Augen drang, ergrimmte ihn durch die Schönheit seiner unschuldig reinen Morgenfrische. Er warf sich auf den Rücken, um nichts mehr zu sehen.

Wie lange war es doch her, daß er nicht mehr so ausgestreckt auf dem Boden liegend, in den Himmel geblickt hatte. Das erinnerte ihn an seine Knabenzeit, wo er es so gern gethan. Wie geheimnißvoll tief, wie ewig hoch und unergründlich war ihm der Himmel stets erschienen, wie klein die Erde, von der er nichts mehr sah. — Er verfolgte mit den Augen eine zierliche weiße Wolke, die wie ein Schifflein in

dem unendlichen blauen Meere einhersteuerte. Er dachte daran, wie er als ganz kleiner Junge sich eingebildet habe, wenn man es fertig bringe, ganz unverwandt und aufmerksam in den Himmel zu blicken, müsse man den lieben Gott sehen können, aber niemals hatte er es lange genug ausgehalten. Wie fromm, unschuldig und gut war er damals gewesen. —

Und andere Erinnerungsbilder aus seiner Kindheit stiegen vor ihm auf: Seine Eltern. Der Vater so ernst und unnahbar für ihn, so lange er Kind war, das Bild der Würde, der Vollkommenheit und der Allmacht, eine Gottheit die hinter Wolken thronte aus denen sie nur zeitweise hervortrat, um sich zu offenbaren. Und als er dann im Jünglingsalter schärfer zuzusehen und ein frühreifer Knabe das zweischneidige Schwert des Skepsis zu handhaben begann. wie schnell hatte er da diese irdische Gottheit, ebenso wie die andere, in der Bibelstunde ihm gelehrte, ihres Nimbus entkleidet. Die eine hatte er als einen Menschen wie andere ausgefunden, nur noch ein wenig eigensinniger, pedantischer, tyrannischer als die Mehrzahl, der andere Gott aber war von seinem kritischen Urtheil zu einem von der Menschheit selbst erfundenen Phantom degradirt worden. Was er schon damals geahnt, und was ihm später zur Gewißheit geworden, fiel ihm hier wieder ein, daß nämlich die Mutter mit ihrem Gatten nicht glücklich gewesen sein könne. — Ach seine Mutter! Er sah sie, wie sie sich Abends über ihn beugte und an seinem Bettchen knieend mit ihm betete: „Ach, lieber Gott, ich bitte

Dich, ein frommes Kind laß werden mich, und wenn ich das nicht sollte werden, so nimm mich lieber von der Erden, nimm mich zu Dir ins Himmelreich . . . .“ und er konnte den Schluß nicht mehr finden. Wie mild und engelsgut war seine Mutter immer zu ihm gewesen, und wie zum Contraste dazu, sah er sie auf einmal vor sich, mit Zornfalten auf der Stirn, verächtlich herabgezogenen Lippen, harten Blickes, wie sie damals in Dresden vor ihm und Eva gestanden, und, merkwürdig, plötzlich wandelten sich ihre Züge in die jenes richtenden Engels, als welcher sie ihm in der vergangenen Nacht erschienen war.

Erregt sprang Friedrich auf. Er griff sich nach dem Kopfe, war er denn noch bei klarem Verstande. Diese Visionen, die, er wußte nicht wie und woher, in sein Hirn eindrangen, drohten ihn wahnsinnig zu machen. Was sollte ihm denn dieses Grübeln und Herumschlagen mit Phantomen jetzt noch fruchten? Jetzt, wo er vor der Pforte stand, die es nur zu durchschreiten galt, um allem Empfinden und Erinnern für ewig ein Ende zu bereiten.

Und doch war es so schwer diesen Schritt zu thun. Scheu blickte er dort hinüber, wo, wie er wußte, tief unten im Grunde der See lag. Er sah sich am steilen Hange stehen, springen, hörte in der Tiefe etwas aufklatschen. — Der Athem stockte ihm, Furcht schüttelte seine Glieder. Zaghaft blieb er stehen.

Noch einmal überkam ihn der Wunsch zu leben,

aber nur für kurze Zeit. Als er an seine ruinirte Existenz und all die Widerwärtigkeiten dachte, die seiner warteten, wenn er hier umkehre, sank sein Lebensmuth schnell.

„Ich will, ich will!“ sagte er ganz laut. „Ich Feigling, bin ich den zu nichts gut, nicht einmal zum Sterben,“ und er blickte noch einmal hinüber die Entfernung messend.

Dann verwirrten sich seine Gedanken gar wunderlich. Eine Menge toller Fratzen jagten mitten im hellen Sonnenlichte des Tages an ihm vorüber. Seine Mutter in leibhaftiger Form trat vor ihn als ganz junges Mädchen, wie er sie doch nie gesehen, und als er näher zublickte, waren ihre Züge die Evas, Evas, wie er sie in der ersten Liebesnacht erkannt. Hinter dieser Gestalt grinste eine entsetzliche Erscheinung hervor, Burts Leichengesicht, ihn löste der kleine Graf ab, der eine lächerliche Grimasse schnitt.

„Ich bin toll geworden,“ sagte Friedrich und setzte sich in Bewegung.

„Halt!“ rief er plötzlich im Gehen. „Ich will doch versuchen, ob ich noch beten kann,“ und ließ sich auf die Kniee nieder. Er suchte in seinem Gedächtnisse nach einem Gebete. „Ach, lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind ....“ kam ihm auf die Zunge. „Unsinn!“ schrie er mitten darinnen, sprang auf und mit wildverzerrten Zügen, die Augen aus dem Kopfe drängend, raste er vorwärts, über Steine und Blöcke, in mächtigen Sätzen.

Der Hang war abschüssig, schon hätte er sich

nicht mehr halten können, selbst wenn er es gewollt.

Jetzt flimmerte etwas vor seinen Augen, ein glänzender Spiegel lag da unten. Er jauchzte laut auf, rannte noch toller darauf los, der Boden schwand ihm unter den Füßen, aus dem Laufen wurde ein Rollen, und von steiler Felsenhöhe sauste wild sich überschlagend ein Körper blitzschnell zum Abgrunde nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Trotz der wiegenartig schaukelnden Bewegung des Coupés und des eintönigen Ratterns der Räder vermochte Eva nicht zu schlafen; die Gedanken ließen sie nicht zur Ruhe kommen.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wechselte ihre Stimmung. Bald kam ihr das, was sie vor hatte, wie ein tolles Wagstück vor, unausführbar und zudem zwecklos, und am liebsten wäre sie sofort umgekehrt. Dann wieder erschien es ihr, als sei ihr Thun großartig und heroisch, und sie schwelgte schon im Voraus in dem triumphirenden Bewußtsein, eine Ver-

söhnung zwischen Mutter und Sohn zu Stande gebracht zu haben. Schließlich aber kam völlige Verzagtheit über sie. Frau von Choiseule würde sie jedenfalls garnicht annehmen, oder wenn sie es thäte, ihr in ähnlicher Weise entgegentreten, wie in Dresden. Eva schauderte bei dem Gedanken, was ihr bevorstände. Es ist alles aus, sagte sie sich und beschloß, auf der nächsten Station auszusteigen und nach München zurückzufahren.

In dem Damencoupé zweiter Klasse, in welchem Eva saß, befanden sich außer ihr noch zwei andere Damen, die für die Nacht Toilette gemacht hatten und nun bis zur Unkenntlichkeit vermummt in ihren Ecken lehnten, wie es schien schlafend. Eva wagte nicht sie anzureden, um sich Rath, die Rückfahrt nach München betreffend, zu holen.

Die Nacht war kühl und in der Hast der Abreise hatte Eva vergessen, eine Decke mitzunehmen; trotz ihres Mantels fror sie empfindlich. Sie wurde immer kleinmüthiger und verzagter, sie dachte an ihren Zustand; wenn ihr nun etwas zustieß. Wer würde ihr beistehen, was sollte aus ihr werden? Wie hatte sie nur so toll sein können und diese Fahrt unternehmen? —

Als der Schaffner das nächste Mal die Thür öffnete und einen kurzen Aufenthalt ankündigte, hielt sie ihn an und fragte mit schüchterner Stimme, wie sie wohl am schnellsten nach München zurück käme. Der Mann sah sie erstaunt an, von dort kam sie ja eben. Dann nach längerem Besinnen und

Räuspern erklärte er ihr, sie müsse da und da aussteigen und bis drei Uhr des Morgens dort bleiben. Doch rieth er ihr davon ab, da das Bahnhofsrestaurant um ein Uhr geschlossen werde, und sie daher genöthigt sein würde, für den Rest der Zeit eine andere Unterkunft zu suchen.

Der gutmüthige Bayer sprach noch darüber hin und her, als die beiden Damen sich über Kälte an den Füßen zu beschweren begannen. Der Schaffner schloß also die Thür.

Eva war in neue Zweifel gestürzt, aus denen sie nach keiner Seite hin einen Ausweg sah. Wiederholt war sie mit sich selbst eins darüber geworden, an jener Station auszusteigen, aber ebenso oft warf sie den Plan um, denn ihr graute vor dem Aufenthalte auf dem nächtlich einsamen, fremden Bahnhofe. Und als der Schaffner endlich kam und sich erkundigte, ob sie hier aussteigen wolle, das sei die betreffende Station, war sie nicht fähig, einen Entschluß zu fassen, und auf den treuherzigen Rath des Mannes: „Bleibesch lieber bei unsch im Zug, do ischt bescher als auf de kalte Perron,“ blieb sie wirklich sitzen, und weiter brauste der Zug.

Darauf verfiel sie in eine Art von Halbschlaf, aus dem sie hin und wieder erwachte, ohne recht zu wissen, wo sie sich befinde. An einer Station hatten sie längeren Aufenthalt, der Wagen wurde umgeschoben, die Schaffner wechselten, aber obgleich Evas Sinne diese Dinge wohl wahrnahmen, so fand sie doch nicht die Energie, sich zu wachem Bewußtsein der Vorgänge

um sie her aufzuraffen, sie dämmerte weiter bis der Morgen mit seiner Helligkeit und der vermehrten Kühle sie völlig erweckte.

Eva blickte zum Fenster hinaus in die Gegend. Es war eine Art Zerstreuung für sie, sich vorzustellen, was hinter dem weißen Dunste des Frühnebels, aus dem nur hie und da Baumwipfel, Dächer, hohe Essen und andere verschwommene Formen hervorblickten, wohl stecken und vorgehen möge.

Mit der Dunkelheit der Nacht schien die Verzagtheit von Eva gewichen zu sein, apathische Gleichgültigkeit war an ihre Stelle getreten. Sie hatte sich in ihre Lage geschickt und dachte nicht mehr an Umkehr.

Am Ziele ihrer Reise angekommen, ließ sie sich von dem ersten Gasthofs-Portier, der sich ihr anbot, in einen Omnibus bringen und nach dem Hotel fahren.

Sie fühlte sich von der Nachtfahrt so angegriffen, daß sie sich auf ihrem Zimmer angelangt, sofort ins Bett legte. Der Kopf war ihr benommen, sie glaubte noch immer die schwankende Bewegung des Zuges zu empfinden, und nicht ohne geheime Angst constatirte sie, daß in ihrem Inneren jenes Gefühl eines fremden geheimnißvollen Regens heute stärker sei, als jemals zuvor.

Sie holte das Wachen der Nacht durch einen mehrstündigen Schlaf nach. Als sie erwacht war, konnte sie sich lange Zeit nicht entschließen, ihr Lager zu verlassen. Ihr Vorhaben erschien ihr immer aussichtsloser und unmöglicher.

Wie sie so da lag und an das in der letzten Zeit durchgemachte zurückdachte, und dann erwog, was ihr noch bevorstünde, schloß sie erbebend die Augen, und nur noch ein Wunsch beseelte sie: Nicht mehr hinauszumüssen in dieses häßliche Leben, ewig so liegen zu können, still und ungestört, schmerzlos hinüberzuträumen in die Bewußtlosigkeit. —

Gegen Mittag klopfte man an ihre Thür und fragte, ob sie an der Table d'hôte theilnehmen werde.

Sie bestellte sich das Mittagessen auf das Zimmer.

Nach Tisch beschloß sie auszugehen und sich nach Frau von Choiseules Wohnung umzuthun. Aber ein Regenwetter, das inzwischen eingetreten, bot ihr einen willkommenen Vorwand, im Hause zu bleiben. Als es sich schließlich wieder aufgehellt hatte, begab sich Eva auf die Straße, ohne bestimmten Plan, wohin sie gehen wolle. Die Adresse von Friedrichs Mutter hatte sie inzwischen erfahren, aber sie ließ es unentschieden, ob sie die alte Dame heute noch aufsuchen wolle. Es war, als warte sie auf irgend einen Zufall, ein außergewöhnliches Ereigniß, oder ein Zeichen vom Himmel, das sie zum Handeln antreiben solle.

Sie ging eine lange baumbesetzte Straße herab, mit breiten Trottoirs und zahlreichen Schaufenstern. Die ausgelegten Waaren erweckten Evas Interesse, und deren Betrachtung zog sie in willkommener Weise von ernsteren Erwägungen ab.

Einen Schirm hatte Eva von München aus nicht

mitgenommen, die Nachmittagssonne blendete sie, und sie fühlte sich genirt, nichts in der Hand zu halten.

„Ich könnte mir einen Sonnenschirm kaufen," dachte sie. „Der einzige, den ich vom vorigen Jahre her noch habe, ist ja doch nicht mehr modern." Sie sah sich an den Schaufenstern um, bis sie gefunden, was sie suchte, und trat in ein Confectionsgeschäft ein.

Sie konnte es nicht unterlassen, einen schnellen Blick in einen der langen Wandspiegel zu werfen, die hier allerwärts angebracht waren, um ihre eigene Erscheinung zu mustern. Sie erschrak über das Bild, welches ihr das Glas zurückwarf. „O, wie ich aussehe!" dachte sie und nur um den neugierig unverschämten Blicken der Verkäuferinnen zu entgehen, die sie auf sich gerichtet fühlte, nahm sie den ersten besten Schirm, den man ihr vorlegte, bezahlte und eilte aus dem Laden.

Sie lenkte nun von der Straße in nahegelegene Anlagen ein, wo sie unbeobachtet zu sein hoffte. Es kam ihr vor, als kümmerten sich alle Passanten nur um sie und ihren Zustand. In den Anlagen selbst war es einsam, sie begegnete nur zahlreichen Mädchen mit Kindern an der Hand, auf dem Arme oder im Wagen.

Das machte sie an die Mutterfreuden denken, die ihr bevorstanden, und in zärtlicher Rührung fühlte sie urplötzlich dem kleinen Wesen entgegen, dessen Ankunft sie erwartete. „Wird es ihm wohl ähnlich sein?" dachte sie. Und der Traum des Mutterglücks kam über sie.

Vom Kinde flogen ihre Gedanken zum Vater desselben hinüber. „Was er wohl gesagt haben mag, als er meinen Brief erhielt. Das hat er mir gewiß nicht zugetraut, daß ich die Courage haben würde, hierher zu fahren. Angst hat es mich ja genug gekostet und wie oft wäre ich beinahe umgekehrt. Aber das braucht er ja nicht zu erfahren. Ich werde ihm schreiben oder noch besser telegraphiren: „Deine Mutter versöhnt mit uns, alles gut! Komme hierher." — Was er für Augen machen wird. Und das Wiedersehen. — Eva lächelte vergnügt und war sehr mit sich zufrieden, während sie weiter schritt.

Dann dachte sie an den Besuch, den sie Frau von Choiseule abstatten wollte, dessen Erfolg sie eben noch als so sicher angenommen hatte.

„Soll ich heute schon zu ihr gehen?" fragte sich Eva. Nach einigem Schwanken entschied sie. „Nein lieber erst morgen, dann aber auch ganz gewiß!"

Da es Abend zu werden begann, beschloß sie umzukehren.

Aber es ward ihr auf einmal so wunderbar zu Muthe. Schwindel ergriff sie, und sie hatte das Gefühl, als halte sie jemand an den Füßen fest. Hülfesuchend sah sie sich um, nahebei in einem Boskett stand eine Bank, mühsam schleppte sie sich dorthin und sank darauf nieder.

Die sitzende Stellung that ihr wohl, aber als sie aufstehen wollte, um ihren Weg fortzusetzen, fühlte sie erst ihre Schwäche. Etwas eigenthümliches ging mit ihr vor; sie hatte ein ähnliches Gefühl noch niemals empfunden. Es war, als würde dieses zweite Leben,

das sie beherbergte, plötzlich seiner selbst bewußt; so deutlich hatte sich seine Gegenwart noch nie zuvor fühlbar gemacht.

Ein jähes Angstgefühl machte sie auf einmal erbeben: „Wie, wenn es jetzt — hier —" und sie wollte aufspringen, um fortzueilen, aber kraftlos sank sie zurück, wieder jenes Gefühl, als halte man sie an den Füßen fest.

Sie zitterte, wie im heftigsten Fieber, eine fliegende Hitze drang ihr zum Kopfe, sie war in Schweiß gebadet und dazu diese Stiche, die ihr den Leib durchbohrten. Sie schrie aus Schmerz und Angst, aber niemand hörte die jämmerlichen Töne.

„Sie werden mich so finden," dachte Eva, „o, wie abscheulich!" und dann fing alles um sie an zu verschwimmen. Der Schmerz hörte auf, ihr wurde leicht und frei zu Muthe, sie glaubte zu fliegen, höher immer höher. Da auf einmal, als sie schon unendlich hoch war, ohne Schwindel zu empfinden, that sie einen jähen Fall. Sie erwachte, sah um sich, und bemerkte, daß sie am Boden liege. In der Ferne sah sie etwas flimmern, eine Reihe großer Lichter wie Fackeln, Schatten tanzten davor auf und ab. Sie fühlte, wie eisige Kälte aus dem Boden, auf dem sie lag, in ihren Körper zog. Sie hatte ein undeutliches Bewußtsein dessen, daß diese Kälte nicht gut für sie sei, und versuchte, sich aufzuraffen. Aber etwas, wie ein schweres Gewicht hielt sie am Boden fest. Dann überkam sie wieder jenes leichte Gefühl und ihr Kopf sank zurück.

Eva blieb in ihrer Ohnmacht, bis zufällig Vorübergehende sie liegen sahen.

Ein herbeigerufener Polizist ließ sie in einen Wagen schaffen, und brachte sie nach dem städtischen Krankenhause.

Dort wurde sie nach Namen und Adresse gefragt, aber aus ihren schon im Fieber gesprochenen wirren Reden vermochte man nur den in dem Hospital wohlbekannten Namen der Frau von Choiseule, als einzigen Anhalt für die Persönlichkeit der Gefundenen, herauszuhören.

Der Polizist erklärte, selbst zur Frau Oberregierungsrath von Choiseule gehen zu wollen, um sie von dem Vorfalle zu unterrichten.

Fünfzehntes Kapitel.

Bei Frau von Choiseule war seit einigen Tagen der Senatspräsident außer Dienst, Mörner, zu Besuch anwesend.

Mörner hatte seinen Abschied aus dem Staatsdienste aus verschiedenen Gründen genommen. Einmal war ihm das Bewußtsein peinlich, noch länger eine der höchsten Stellungen in der Richterhierarchie ein-

zunehmen, nachdem seine Ehestandstragödie durch die Verhandlung vor dem Landgerichte, allen seinen Collegen, Vorgesetzten, wie Untergebenen, soweit sie nicht schon davon wußten, bekannt gemacht worden war. Er hatte während des letzten Jahres schweres auszustehen gehabt. In jedem Blicke las er Besonderes, aus jedem Worte hörte er etwas auf ihn bezügliches heraus. Bald war es Verachtung, bald Mitleid, bald Spott, bald Neugier oder Schadenfreude, die ihn seine Einbildung in den Mienen und Reden der täglich mit ihm Verkehrenden entdecken ließ. In Wahrheit erregte sein Fall allgemeines Mitleid, denn Mörner war ein wegen seiner Herzensgüte, Lauterkeit und Schlichtheit äußerst beliebter Mann, und trotz seiner bevorzugten Stellung im öffentlichen Leben, hielten ihm gegenüber Spott und Scheelsucht ihre Pfeile zurück. Aber er legte die Zurückhaltung, die man ihm gegenüber übte, falsch aus, er glaubte, man wende sich aus Verachtung von ihm ab, er fühlte sich gedrückt und vernachlässigt.

In übertriebenem Zartgefühl ging Mörner so weit, daß er sich selbst nicht mehr für würdig hielt, den Richterstuhl innezuhaben, seit in den Augen der Welt dieser Makel an ihm hafte.

Weiter war aber noch eine andere tiefere Wandlung mit ihm vorgegangen. Er hatte in der Zeit der Einsamkeit und des Kummers, die mit Evas Flucht für ihn angebrochen, mehr über den Weltlauf und sich selbst nachgegrübelt, als er es in früheren glücklicheren Zeiten zu thun gepflegt. Er glaubte zu

erkennen, welch große Begehungs- und Unterlassungssünden er in seinem bisherigen Leben verschuldet habe. Er klagte sich der Gleichgültigkeit, des Unbedachts und des Leichtsinnes an. Und den religiösen Mann ergriff Bangen um seiner Seele Heil. Es kam dieselbe Stimmung über ihn, die vor nun vierzig Jahren seinen Vater gepackt hatte, als er sein Geschäft aufgab, und ein Mann in reiferem Lebensalter hinauszog, um Heiden zu missioniren.

Nachdem sein Abschied bewilligt, litt es ihn nicht länger in Berlin. Seinen Hausstand hatte er bereits vordem aufgelöst, er stand jetzt mit müssigen Händen da, ohne zu wissen, was mit sich anfangen. Denn Kirchenbesuch, Lectüre und Grübeln das war für den an anstrengende Thätigkeit Gewöhnten keine genügende Lebensausfüllung.

Geheime Sehnsucht trieb ihn, Frau von Choiseule, seine bewährte Freundin aus früheren Jahren aufzusuchen. Sie war ja mit seinem Unglücke nahe verknüpft, und erschien ihm als Leidensgefährtin doppelt theuer. Mit ihr gedachte er sich auch über ernste Gewissensfragen auseinander zu setzen, die ihn peinigten.

So reiste er denn zu Frau von Choiseule und wurde von der alten Dame aufs freundlichste aufgenommen.

Er fand die Freundin verändert. Sie war in den letzten schweren Zeiten bedeutend gealtert. Es lag nicht mehr jener Schimmer von Geistesfrische und Begeisterungsfähigkeit auf ihrem Gesichte, der ihr

früher einen so frappanten Stempel verliehen hatte. Ihr Auge, das ehemals so herrlich warm und milde leuchten konnte, blickte jetzt ernst, starr, oft sogar kalt. Häufig sprach ein herber Zug aus dem kleiner und faltenreicher gewordenen Gesichte der alten Frau.

Auch ihre Gesundheit war erschüttert. Sie litt jetzt zeitweise an Athmungsbeschwerden, und die schwerste Pein bejahrter Leute, die Schlaflosigkeit, quälte sie.

Aber es schien als wolle sie sich den Schwächen des Alters nicht gutwillig ergeben, mit Hartnäckigkeit führte sie die gewohnte arbeitsreiche Lebensweise weiter, stand zeitig auf, schaffte den ganzen Tag, machte Krankenbesuche, inspicirte das Wohlthätigkeitsinstitut, das ihr unterstellt war, controlirte eine weitläufige Wirthschaft, die damit zusammenhing, und führte eine rege Correspondenz.

In ihrem eigenen Haushalte hatte, seit sie Wittwe war, ein einziges Mädchen unter ihrer Leitung alles zu besorgen.

So gingen die Tage in straffer Thätigkeit für sie hin; aber womit die endlosen Nächte ausfüllen, wenn kein wohlthuender Schlaf sich auf die alten Augen senken wollte.

Frau von Choiseule hatte von jeher viel Lectüre getrieben. Früher las sie Bücher aller Richtungen, selbst solche von ausgesprochen atheistischer Tendenz; in letzter Zeit war ihre Lectüre einseitiger geworden, sie bevorzugte Bücher religiösen Inhalts, bis sie

schließlich nur noch solche las, die sich ihrer orthodoxen Richtung anpaßten.

Während es früher Bedürfniß für sie gewesen war den Kampf aufzusuchen, an fremdem Unglauben ihren Glauben zu stärken, und an der gegnerischen Kritik ihre Waffen zu schärfen, mied sie jetzt den Feind, wie ein gealterter Kriegsführer, der nicht mehr schlagen will, um die einmal geernteten Erfolge keiner Gefahr auszusetzen.

Aber die religiöse Lectüre vermochte ihr nicht über einen tiefen inneren Kummer hinwegzuhelfen, der sich um so fester bei ihr einnistete, je eifriger sie ihn bekämpfte.

Sie wollte den Schmerz um den verlorenen Sohn niederringen, sie wollte ihn todtschweigen, seine Existenz vor sich selbst verleugnen. — Vergebliches Bemühen!

Dieser Sohn, dem sie so viel von sich gegeben, war ein Theil von ihr selbst geworden. Nur mit der Vernichtung ihres eigenen Lebens konnte die Liebe zu ihm in ihrem Innersten gelöscht werden. —

In dieser Gemüthsverfassung fand Mörner seine alte Freundin.

Für ihn war es naheliegend, mit Frau von Choiseule über seine Scheidungsangelegenheit zu sprechen, aber er merkte, daß sie derartigen Gesprächen ausweiche; sie wollte offenbar in keiner Weise an ihren Sohn und dessen Gefährtin erinnert sein.

Mörner achtete ihren Wunsch, aber es konnte nicht fehlen, daß man im Gespräche öfters dieses

für beide Theile im äußersten Vordergrunde stehende Ereigniß berührte.

Am Abende jenes Tages, an welchem Eva in den Morgenstunden in die Stadt gekommen, saßen die beiden alten Leute wie gewöhnlich an dem großen, runden Mahagonitische des Wohnzimmers einander gegenüber.

Das Gespräch war auf das so oft umgangene und doch unvermeidliche Thema der Mörnerschen Scheidung gekommen, und diesmal schien Frau von Choiseule gewillt, auf dasselbe einzugehen.

Mörner hatte ausgeführt, wie er sich anfangs gegen den Gedanken einer Scheidung aufgelehnt, wie er gethan habe, was in seinen Kräften stand, um Eva zu einer Rückkehr an seine Seite zu bewegen. Dann fuhr er fort: „Als aber Monat um Monat verging, und sie sich fern hielt von mir, da wurde ich anderen Sinnes. Diese Frau, die ich so sehr geliebt, wurde mir selbst in der Erinnerung fremd. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß, nachdem eine solche Entfremdung eingetreten war, an ein eheliches Zusammenleben nicht mehr zu denken sei, und so gewöhnte ich mich allmählich an den Gedanken, der mir anfangs so schrecklich gewesen war, an die Scheidung, ja ich sah darin schließlich den einzigen Ausweg aus einem unwahren und darum unsittlichen Verhältnisse."

Frau von Choiseule unterbrach ihn mit einer Lebhaftigkeit, die an frühere Tage erinnerte; man sah es wohl, diese Angelegenheit, die sie bisher geflissent-

lich unerörtert gelassen hatte, war in Wahrheit die wichtigste ihres Lebens.

„Ich werde Ihnen darin niemals Recht geben, Mörner," erwiderte sie. „Sie durften nicht nachgeben. Mochte Ihre Frau Ihnen innerlich noch so fremd werden, mochte sie verächtlich in Ihren Augen sein, wenn sie die Treue brach, so hatten Sie nur um so fester an ihr zu halten. Ihnen lag die Pflicht ob, die Verirrte zurückzuführen auf den Weg der Tugend und Vernunft, aber niemals durften Sie durch Ihre Einwilligung in die Scheidung das geschehene Unrecht sanctioniren."

„Ich habe denselben Standpunkt vertreten, und nicht ohne schwere Kämpfe habe ich ihn anfgegeben, das können Sie mir glauben, liebe Frau von Choiseule. Aber das Ausschlaggebende, dasjenige, was mich dazu zu bringen vermochte, das Gegentheil von dem zu thun, was ich ursprünglich als Norm für meine Handlungsweise festgestellt hatte, war die Erkenntniß, daß in dieser ganzen Angelegenheit ich selbst der Hauptschuldige sei."

„Sie! — Inwiefern?"

„Erstens, weil ich als Hüter meiner Frau und ihrer Tugend meines Amtes schlecht gewartet habe. Unter meinen Augen hat sich die ganze unselige Affaire angesponnen und ich habe nichts gesehen, weil ich verblendet, vertrauensselig und leichtfertig war. Dann, weil ich es unterlassen habe, meiner Frau und ihrem Character gerecht zu werden, sie zu verstehen, und sie ihrer Eigenart gemäß zu behandeln, weil ich überhaupt

darüber niemals nachgedacht, ob sie an meiner Seite glücklich sei, und ob sie es sein könne. Schließlich und das ist die größte und schwerste Schuld, die mich trifft, daß ich Eva überhaupt geheirathet habe. Das war ein unvernünftiger, übereilter, leichtfertiger Streich. Was hat mich denn dabei geleitet? Verliebtheit, also Egoismus in höchster Potenz. Denn danach fragte ich nicht: wirst Du sie glücklich machen? Sondern ich ließ mich nur von dem Wunsche leiten, dieses junge liebreizende Geschöpf an meine Existenz zu knüpfen, mir zur Freude. Ob eine Harmonie der Empfindungen und Anschauungen vorhanden sei, darum kümmerte ich mich nicht. Darum war diese Verbindung ihrem innersten Wesen nach unsittlich, und als ich sie auflöste, befolgte ich nur eine Forderung der Vernunft und der Moral."

„Nein, Mörner, das ist Sophistik. Wenn Ihre Eheschließung auf Uebereilung beruhte, so konnten Sie das nicht durch eine Auflösung der Ehe gut machen, denn das schaffte das Unrecht und seine Folgen nicht aus der Welt. Diese Folgen aber bestanden darin, daß das Glück einer Frau zerstört, ihr Ruf geschädigt, ihre Moral verdorben war. Für das alles gab es nur eine Heilung in der bessernden Zucht, die Sie an sich und ihr zu üben hatten. Hat man ein Werk errichtet und sieht mit der Zeit ein, daß Fehler daran sind, so zerbricht man es nicht, sondern man verbessert es."

„Wie aber, wenn die Grundlagen fehlerhafte sind?"

„Dann trägt man den Bau ab, verbessert die Grundlage und setzt einen neuen an seine Stelle, aber

man überläßt es nicht fremden Händen, auf den Trümmern unseres Baues ein anderes, noch fehlerhafteres Werk aufzuführen."

„Sie verdammen mich. Und doch, mag ich in Ihren und in Jedermanns Augen noch so sehr Unrecht haben, so weiß ich doch, daß ich hierin nicht dem Antriebe meines eigenen Inneren, sondern einer Stimme gefolgt bin, die von oben her zu mir gesprochen hat."

„Woher wissen Sie, Mörner, daß das, was Sie für höhere Inspiration halten, nicht eine individuelle Regung war?"

„Ich sehe einen Beweis dafür darin, daß ich jetzt, wo ich meinen Entschluß zur Ausführung gebracht habe, mehr inneren Frieden, ja eine Art von Genugthuung fühle, während ich vordem vor Unruhe und Kummer schier an mir selbst verzweifeln wollte."

„Das ist ein schlechter Beweis. Das Gewissen ist leicht beschwichtigt, ja man kann es betrügen. Wir können Jahre hindurch in Zufriedenheit mit uns selbst dahinleben, und doch ist unser augenblickliches Wohlbefinden auf einer Lüge errichtet. Der Versucher spricht oft mit lieblicher Stimme zu uns, und wir lassen uns nur zu gern in Sicherheit wiegen. In solchen Zweifeln ist für mich allein maaßgebend das Wort Gottes. Wozu ist es uns gegeben, wenn nicht zu einer Richtschnur des Lebens, zu einem Born, aus dem wir Rath schöpfen sollen, so oft wir dessen bedürfen. Was sagt die heilige Schrift? „Was denn Gott zusammengefüget hat, soll der Mensch nicht scheiden", und „Wer sich von seinem Weibe scheidet,

der macht, daß sie die Ehe bricht". Das ist, meine ich, klar und läßt keinerlei Zweifel oder Andersdeuten zu. Was die weltlichen Gerichte für erlaubt und Recht erklären, ist für mich ohne Belang einem solchen ausdrücklichen Gottesworte gegenüber."

„Auch ich habe viel über diese Stellen nachgesonnen; das Verbot ist klar, und doch gab Moses, der Diener Gottes, Scheidebriefe und unser Erlöser nimmt an einer Stelle, wo er die Scheidung verbietet, ausdrücklich den Fall des Ehebruches aus. Es ist in der Bergpredigt und kurz vorher sagt er offenbar mit Beziehung darauf: „Aergert Dich Deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von Dir." — Nein, hierin habe ich recht gehandelt, mein Gewissen sagt es mir. Das Unrecht, das ich begangen, liegt weiter zurück. Wenn ich es doch allein wäre, den die gerechte Strafe trifft. Das ist das schwerste für mich, zu sehen, wie von denjenigen, die mir am nächsten standen, meine Fehler mitgebüßt werden. So haben Sie es wahrhaftig nicht um mich verdient, am Lebensabende noch solchen Kummer erleben zu müssen —"

„Lassen Sie das, Mörner, es geht gerecht zu auf Gottes Welt. Mich selbst trifft der Kummer, den ich an meinem Sohne erlebe, nicht unverschuldet. Wenn Sie sich der Blindheit und des Leichtsinnes anklagen, so muß ich es auch thun. Wissen Sie, daß ich das Unheil erkannt hatte, damals, als es im Entstehen war, als man noch vorbeugen konnte. Anstatt nun einzuschreiten, die Beiden, Ihre Frau und meinen Sohn, zu trennen, ließ ich mich von ihm

in Sicherheit wiegen, überließ die Beiden dem Verhängnisse. Und warum? Weil ich ihn blind liebte, seine Fehler nicht sah, oder nicht sehen wollte, weil er mein Idol, mein Abgott war. Und nun sehen Sie, Mörner, warum ich gerade in meiner Liebe zu ihm so hart gestraft worden bin. Ich habe es erleben müssen, daß dieser Sohn, auf den ich mein Vertrauen gesetzt, in dem ich die Verkörperung aller männlichen Gaben und Vorzüge sah, mich in so gewöhnlicher Weise hintergangen, getäuscht, betrogen hat, noch mehr, daß er mir trotzt, sich von mir abwendet, sein Glück bei einer Frau sucht, die seiner nicht würdig ist, offen vor aller Welt mit dieser Frau in Ehebruch dahinlebt, schamlos, ohne Religion, den Gesetzen zum Hohn — ah, ich habe von diesen Dingen nicht sprechen wollen, aber sie übermannen mich."

Frau von Choiseule war auf das äußerste erregt. Ihre Lippen zuckten, und heftige Athembeschwerden stellten sich ein. Sie schloß die Augen und führte das Taschentuch vors Gesicht, aber als Mörner zuspringen wollte, winkte sie ihm ab.

Besorgt und mitleidsvoll blickte Mörner auf die alte Dame. Als sie wieder zu sich gekommen, meinte er: „Ich habe Ihrem Sohne und auch Eva äußerlich und auch in meinem Herzen vergeben. Ueber die Beiden zu richten, kommt mir, der ich mich so schuldig fühle, nicht zu. Und Ihr Sohn wenigstens hat in letzter Zeit ehrlich gehandelt; er hat alles gethan, um Eva zu rehabilitiren. Ich habe, soweit ich es konnte, ihnen die Wege geebnet, damit ihre Verbindung durch

die Eheschließung zur legalen werden kann. Auch Sie sollten der Versöhnung nicht aus dem Wege gehen. Wenigstens, wenn sie sich reuig nahen, sollten Sie —"

„Niemals! Sie haben aufgehört für mich zu existiren, und ich will auch von niemandem mehr irgendetwas über sie erfahren. — Hören Sie, Mörner!"

Mörner erkannte seine Freundin kaum wieder, so hart war ihr Gesichtsausdruck, so schroff und unversöhnlich ihr Ton.

Schmerzlich betroffen schwieg er eine längere Zeit, dann sagte er, den Blick zum Boden gewandt, mit leisem Kopfschütteln: „Meine liebe Frau von Choiseule, das ist nicht christlich gedacht. Sie versündigen sich, wenn Sie Ihr Herz so verhärten."

Sie erwiderte nichts, und in ihren starren Zügen konnte er nicht lesen, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten.

Da erklang die Hausglocke. Das Mädchen brachte die Nachricht, ein Stadtpolizist wolle die Frau Oberregierungsrath sprechen.

Der Mann ward eingelassen und berichtete die Auffindung einer fremden Dame im Stadtpark, die ins Krankenhaus geschafft worden sei, und dort im Fieber Frau von Choiseules Namen genannt habe.

Mörner wurde abwechselnd bleich und roth während des weitschweifigen Berichtes des Sicherheitsbeamten, der es nicht unterließ, eine eingehende Schilderung von der gefundenen Dame zu geben. Frau von

Choiseule verzog keine Miene. Als der Polizist zum Schlusse gekommen, erklärte sie, sie habe nichts mit dieser Dame zu thun, man möge ihr Asyl geben, wie jeder Anderen.

Der Beamte war verwundert, denn Frau von Choiseules Herzensgüte und Hülfsbereitschaft war ja stadtbekannt. Er blieb noch zögernd stehen.

Da sprang Mörner auf, schwerathmend mit leuchtenden Blicken. „Gehen Sie,“ sagte er zu dem Manne, „in einer halben Stunde wird Frau von Choiseule bei der Dame sein“ und damit schob er ihn hinaus.

„Eva — es ist Eva!“ stieß Mörner hervor, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gehend. „Welche Fügung! Wir Beide hier zusammen von ihr sprechend, und nun das —“ Darauf blieb er vor Frau von Choiseule stehen. „Das ist höhere Schickung, sehen Sie denn das nicht,“ rief er. „Sie ist krank, schwer krank, hat zu Ihnen gewollt, ist unterwegs zusammengebrochen. Und Sie könnten so hartherzig sein, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Vielleicht stirbt sie und verlangt nach Ihnen. Gehen Sie, ich flehe Sie an. Sie würden es bitter bereuen, wollten Sie die Unglückliche so verkommen lassen. — O, das ist Gottes Finger!“

Er schritt weiter auf und ab, hocherregt. Thränen liefen ihm über die Wangen, ohne daß er es selbst merkte.

Frau von Choiseule saß in ihrem Stuhl aufrecht, unbeweglich, aber in ihren Mienen arbeitete es ge-

waltsam, sie schien einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen.

Nach einiger Zeit blieb Mörner abermals vor ihr stehen und nach ihren Händen greifend, fragte er: „Nichtwahr, Sie werden zu ihr gehen?“

„Ja, ich will,“ kam es leise über ihre Lippen.

„O, ich wußte es ja,“ jubelte er, „endlich haben Sie sich selbst wiedergefunden.“

Sechszehntes Kapitel.

Mörner begleitete Frau von Choiseule bis an das Hospital, doch ging er nicht mit hinein.

Sie fand Eva in einem Separatzimmer untergebracht. Eine Schwester und der erste Assistent waren bei ihr. Sie lag in heftigem Fieberdelirium.

Frau von Choisenle trat an das Lager. Kaum daß sie in dem dunkelrothen, aufgedunsenen Gesichte Evas Züge wiederzuerkennen vermochte. Ihr Haar war aufgelöst und lag wie ein großes dunkles Kissen unter dem Kopfe. Rastlos warf sie ihren Körper von einer Seite auf die andere, stieß die Decke weg, und schlug mit den Armen um sich. Dann wieder lag sie regungslos, wie im Starrkrampf, die

Augen weit geöffnet, den Augapfel verdrehend, so daß man zeitweise nur das Weiße sah. Ein unheimlicher Anblick.

Frau von Choiseule überkam eine Anwandlung von starkem Widerwillen gegen die Daliegende. Also das war ihre siegreiche Rivalin, das war die Frau, die ihr den Sohn geraubt hatte.

Der erste Assistent, ein jüngerer Arzt, erst vor kurzem zu diesem Posten aufgerückt, und vielleicht darum besonders pflichteifrig, trat zu Frau von Choiseule und begann seine Ansichten über den Fall zu erläutern. Von ihm erfuhr die alte Dame, daß Eva hochschwanger sei, ein Umstand, den sie zwar geahnt, aber bisher noch nicht als gewiß erfahren hatte.

Friedrichs Mutter ließ sich nicht anmerken, in welch tiefe innere Erregung sie diese Nachricht versetzte.

„Ich fürchte eine Frühgeburt ist unausbleiblich," sagte der Assistent. „Ist es das erste Kind?"

Frau von Choiseule gab ein zustimmendes Zeichen.

„Wer mag der Mann sein?" fuhr der Arzt fort. „Ich glaube, man hat die Pflicht, ihn zu avertiren, die Sache kann schnell die schlimmste Wendung nehmen."

Friedrichs Mutter erwiderte nichts.

Jetzt begann Eva zu phantasiren. „Nehmt es weg, nehmt es weg!" rief sie mehrmals laut. „Ach das böse, häßliche Thier," wimmerte sie dann kläglich, und verkroch sich mit dem Kopfe in die Kissen.

Darauf bat sie, man möchte ihr den Rosenkranz geben, sie wolle beten.

Plötzlich verklärten sich ihre Züge, sie wurde ganz ruhig, blickte mit großen, verwunderten Augen um sich, sah Frau von Choiseule, die am Fußende des Bettes stand, lange an, lächelte, schloß die Augen wieder und lispelte: „Ah, Du bist es, Friedrich.“ —

Frau von Choiseule blieb etwa eine Stunde. Als sie sah, daß die Kranke sich beruhigt hatte und schließlich in Schlaf verfiel, ging sie mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Sie traf Mörner, der noch auf der Straße vor dem Gebäude auf- und abschritt. Was er von Frau von Choiseule erfuhr, besonders über Evas Schwangerschaft, erschütterte auch ihn aufs tiefste.

Lange waren die beiden alten Leute schweigend und ohne es zu wissen, beide denselben Gedanken bewegend, nebeneinander hergegangen, als Mörner, das, was ihn beschäftigte, auszusprechen wagte: „Ist sie ihm davongelaufen, oder hat er sie verstoßen?“

„Das werde ich morgen erkunden,“ erwiderte ihm Friedrichs Mutter. —

Am nächsten Morgen fand sich Frau von Choiseule zeitig im Krankenhause ein. Die Dame habe den Rest der Nacht verhältnißmäßig ruhig verbracht, wurde ihr berichtet, und sei jetzt völlig bei Besinnung.

Frau von Choiseule trat in das Zimmer, Eva lag mit geschlossenen Augen da, ihre Züge hatten jetzt wieder ein normales Aussehen angenommen. Die

Schwester war bei ihr. Auf Frau von Choiseules Wunsch entfernte diese sich jedoch.

Als Eva die Augen aufschlug und Friedrichs Mutter vor sich stehen sah, schoß ihr eine Blutwelle ins Gesicht, sie fuhr in die Höhe, schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber eines anderen und ließ sich in die Kissen zurückfallen.

Die alte Dame sagte nichts, aber mit ihren dunklen Augen sah sie die vor ihr Liegende unverwandt an. Eva litt Folterqualen unter diesem Blicke, dem sie nicht zu entfliehen vermochte. Schließlich bedeckte sie die Augen mit den Händen.

Endlich begann Frau von Choiseule: „Wo ist Friedrich?“

Der Ton ihrer leisen Stimme hatte nichts erschreckendes, und Eva wagte darum die Hände vom Gesicht zu nehmen und zu antworten: „Er ist in München.“

„Warum sind Sie hier?“ forschte die alte Dame weiter.

Keine Antwort erfolgte, ein Zittern flog über Evas ganzen Körper.

„Hat er Sie von sich gewiesen?“

„Ich, nein —“ Eva stockte, dann sich zusammenraffend, sagte sie hastig, ohne es doch zu wagen, Friedrichs Mutter dabei anzusehen: „Ich bin hierher gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten, Friedrich sagte, er könne nicht mehr leben ohne Ihre Verzeihung, darum bin ich hierher gekommen.“ Sie

hatte etwas ganz anderes sagen wollen, aber wider ihren Willen war es so herausgekommen.

„So!“ meinte die alte Dame, und ein verächtlicher Zug legte sich um ihre Lippen. „Dazu schickt er Sie hierher.“

„Nein, nein!“ fiel Eva ein, „er hat mich nicht geschickt, ich bin ganz von selbst gekommen: er wußte nicht einmal etwas davon, ich wollte ihn überraschen.“

„Auf diese Weise sollte ich überrumpelt werden,“ sagte Frau von Choiseule bitter. „Es ging wohl nicht mehr gut bei Euch, und da besann er sich darauf, daß er noch eine Mutter habe. Das ist nur leider zu spät, seine Mutter bin ich gewesen.“

Eva begann von neuem heftig zu zittern, Thränen liefen ihr über die Wangen, sie schluchzte. Wie ganz anders hatte sie sich doch die Versöhnungsscene im Geiste ausgemalt. Auf solche Härte war sie nicht gefaßt. Wohl durch die seelische Erregung beschleunigt, begannen sich von neuem die Vorboten der Wehen bei ihr zu melden.

Das Blut stieg ihr zu Kopfe, Schweiß brach am ganzen Körper aus, sie wand sich unter der Bettdecke, stemmte den Kopf nach hinten in die Kissen ein und die Augen wie flehend nach oben gerichtet, zog sie die Oberlippe mit jenem kläglichsten Ausdrucke menschlichen Schmerzes in die Höhe und stöhnte.

Frau von Choiseule trat zu ihr. Wider ihren Willen griff sie zu, stützte die Kranke, legte ihr die Hand auf die feuchte Stirn, zog ihr die Kissen zurecht. Alles Herbe war aus ihren Mienen gewichen, sie war

jetzt ganz das mitfühlende Weib, das selbst Kindesnöthe gekannt hat.

Eva hatte ihre Hand zu erhaschen gewußt und preßte sie krankhaft. Auch als die Krämpfe nachließen, behielt sie diese Hand in der ihren, und die alte Dame entzog sie ihr nicht. Dann begann Eva in Absätzen zu erzählen:

„Wir waren so unglücklich mit einander in der letzten Zeit. — In Dresden fing es an, und in München wurde es immer schlimmer. Er war so hart gegen mich, so kalt und gleichgültig, und ich war gereizt und heftig. — Dann hat er die Hand gegen mich erhoben. Darauf ist er aus dem Hause gelaufen und ich reiste hierher, um — ach, er wünschte die Versöhnung mit Ihnen so sehr. Deshalb bin ich hierhergekommen. O, diese fürchterliche Fahrt in der Nacht. Dann wollte ich zu Ihnen und getraute mirs doch nicht — ich wurde ohnmächtig, und da haben sie mich hierher geschafft.“

Frau von Choiseule vermochte aus dem verworrenen Berichte doch eines zu erkennen; wie über alle Maaßen elend Eva und Friedrich in der letzten Zeit gewesen sein mußten. Unvermerkt schlich sich das Mitleid in ihre Seele ein.

Schon duldete sie es, daß Eva ihre Hand an die heißen Lippen zog und sie mit Küssen und Thränen bedeckte.

Die alte Dame blieb bei der Kranken, bis der Anstalts-Arzt kam. Nach einer eingehenden Unter-

suchung der Kranken erklärte er, daß Eva sich eine Unterleibsentzündung zugezogen habe. Als Ursache mochten die Eisenbahnfahrt in der Nachtkühle, oder auch das Liegen auf kaltem Erdboden zu betrachten sein. Der Arzt bezeichnete das Hinzutreten dieses Leidens zu Evas Schwangerschaft als eine „Complication höchst bedenklicher Natur.“ —

Als Frau von Choiseule Mörner mitgetheilt hatte, was sie in Erfahrung gebracht, erklärte dieser, daß seiner Ansicht nach, nunmehr Friedrich von Evas Hiersein und vor allem von der Bedenklichkeit ihres Zustandes zu benachrichtigen sei.

Frau von Choiseule sträubte sich lange gegen diesen Gedanken. In dieser Benachrichtung Friedrichs schien ihr unausgesprochen und doch ersichtlich eine Anerkennung seines Verhältnisses zu Eva zu liegen.

Mörner aber war so sehr von der Richtigkeit, ja Nothwendigkeit des von ihm vorgeschlagenen überzeugt, daß er, ohne die ausdrückliche Erlaubniß zu diesem Schritte von Frau von Choiseule erhalten zu haben, an Friedrich einen Brief richtete, in dem er ihm das Vorgefallene mittheilte. Diesen Brief schickte er an die ihm wohlbekannte Adresse Friedrichs nach München ab.

Siebzehntes Kapitel.

Die beiden Brüder, mit denen Friedrich in der Sennhüte zusammengetroffen war, hielten sich noch immer in jener Gegend der Alpen auf.

Sie trugen sich mit der Absicht, ein Werk über die gesammte Alpenwelt, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna und Flora zu veröffentlichen, und bereisten und durchforschten daher jedes Jahr einen bestimmten Abschnitt der Alpen.

Jener See, der auf Friedrich beim ersten Anblick einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er ihn nie wieder vergessen konnte, war auch diesem Brüderpaare interessant geworden, aber aus rein wissenschaftlichen Gründen.

Bei der Untersuchung des Seeufers hatte nämlich der Entomologe in einer tieferen Thonschicht mehrere Exemplare einer Muschelart in fossilem Zustande gefunden, die in nächster Verwandtschaft zu den Myaciden des Weltmeeres stand. Und nach weiterer Sondirung des Grundes und Prüfung der Wasserflora kamen die Brüder auf die Vermuthung, daß sie es in diesem Alpensee mit einem der seltenen Ueberreste jener Periode der Weltentwicklung zu thun haben möchten, wo ganz Mitteleuropa unter Salzwasser stand.

Natürlich war es für die beiden Forscher ein ver-

lockendes Problem, diese Hypothese durch Herbeischaffung weiterer Belege zur bewiesenen Thatsache zu gestalten. Daher machten sie sich denn an die Untersuchung des Uferschlammes und der gesammten Umgebung mit jenem pedantischen Forscherfleiß, dessen nur der Deutsche fähig ist. —

Eines Mittags, vier Tage, nachdem sie mit Friedrich zusammengetroffen, saßen sie beim Frühstück. Neben ihnen im Ufer angepflöckt lag ein primitiver Kahn, den sie sich in der nächsten Ortschaft in der Eile hatten zusammenzimmern lassen. Der Botaniker war, während er hie und da einen Bissen in den Mund steckte, mit der Präparirung eines Algenfadens für das Mikroskop beschäftigt, als ihn sein Bruder auf einen großen Vogel aufmerksam machte, welcher über der jenseits der Wasserfläche aufsteigenden Felswand langsame Kreise zog.

Sie beobachteten das Thier eine Weile voller Interesse.

„Es ist eine Geierart," sagte der Botaniker.

„Jawohl, ein Gänsegeier," bestätigte der Bruder. „Selten genug, daß sie sich soweit nördlich verfliegen. Ein schönes Exemplar, über zwei Meter Spannweite."

„Er muß dort etwas erspäht haben," meinte der Botaniker. „Sieh, er kommt tiefer und tiefer. Vielleicht sehen wir, wo er sich niederläßt, das wäre interessant."

„Er hat ein Aas gewittert," unterbrach ihn der Andere, „ich bin dessen sicher. Der Geruchssinn

dieser Thiere ist viel schärfer als ihr Auge.“ Dabei holte er ein Fernrohr herbei, zog es auseinander und richtete es erst auf den Vogel, dann auf die Felswand, über der er schwebte.

Plötzlich fuhr er, wie erschreckt, zusammen und setzte ab.

„Was giebt's denn,“ fragte der Bruder.

Der Entomologe erwiderte nichts, blickte von neuem durch das Glas, und sich abwendend, mit bleichem, gänzlich veränderten Gesichte rief er: „Ein menschlicher Leichnam zwischen den Felsen.“

Der Andere fuhr auf: „Wo?“ und nahm seinerseits das Glas zur Hand.

„Tiefer, tiefer,“ erklärte der Bruder, „kaum zwanzig Meter über dem Wasserspiegel.

Endlich hatte auch der Botaniker die Stelle gefunden. „Wahrhaftig!“ rief er, „ein Mann, ich erkenne den Stiefel, ah — und eine Hand.“

„Ob er schon lange daliegt?“

„Mir scheint es nicht so.“

„Was ist zu thun?“

Und nach kurzer Berathung beschlossen sie, Leute mit Stricken und Leitern herbeizuholen, um die steile Wand ersteigen und die Leiche herunterholen zu können. —

Am Abende dieses Tages lag Friedrichs Leichnam an dem Ufer jenes Sees, auf dessen Grunde er ewigen Schlummer zu finden gehofft hatte. Ein Kreis von Leuten stand um den Todten, unter ihnen das Brüderpaar.

Die Beiden hatten in dem Todten denselben Mann wiedererkannt, dessen flüchtige Bekanntschaft sie in der Sennhütte gemacht.

Der Botaniker meinte: „Armer Mensch, wer hätte das gedacht. Er war ein prächtiger Bursche — und wie sieht er jetzt aus. Jedenfalls ist er abgestürzt.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte sein Bruder.

„Wieso?“ fragte jener.

„Nun, ich glaube, es ist kein Zufall hier im Spiel. Hast Du nichts bemerkt, neulich Abends. Sein Wesen war so eigenthümlich.“

Nachdenklich betrachtete der Andere die Leiche. „Wirklich, meinst Du das?“ sagte er. „Vielleicht hat er sich doch nur zu weit vorgewagt, ist ausgerutscht und gestürzt. — Auf jeden Fall müssen wir erkunden, wer er gewesen ist. Besinnst Du Dich noch auf den Namen, den er uns nannte?“

„Nein!“

„Ich auch nicht.“

„Laß uns seine Kleider durchsuchen. Vielleicht finden wir einen Anhalt. Der Sprache nach war er ein Norddeutscher.“

Die Untersuchung ergab, daß die Taschen völlig leer waren. Kein Notizbuch, kein Portemonaie, nicht der geringste Gegenstand, der auf eine Spur hätte leiten können, selbst an den Fingern nicht einmal ein Ring.

Dieser Befund verstärkte die Vermuthung des

Entomologen nahezu zur Gewißheit. „Laß uns seine Körperlänge messen,“ meinte er, „und die Zähne untersuchen, damit man ein vollständiges Signalement hat.“

Nachdem dies geschehen, untersuchten sie die Wäsche. „Hier ist eine Spur,“ rief einer der Brüder. „F. v. Ch.“ seine Namenschiffre, und hier der Stempel der Wäschefabrik. Er kommt aus Berlin. Nun wird es nicht schwer fallen, seine Herkunft ausfindig zu machen.“ —

Sie ließen den Leichnam nach dem nächsten Dorfe schaffen, avertirten die Behörde in Kufstein, gaben, was sie wußten, zu Protocoll, und richteten dann ein Schreiben an die Polizeidirection in Berlin, dem sie das Signalement der Leiche beifügten.

Nachdem sie sich dann noch um die Einsargung und Beisetzung des Todten gekümmert hatten, begaben sie sich wieder an ihre Forschungsarbeit.

Achtzehntes Kapitel.

Evas Leiden schien inzwischen eine Wendung zum Besseren nehmen zu wollen, jedenfalls hatte sich ihr Zustand nicht verschlimmert, und das, was der Arzt

anfangs befürchtet hatte, eine Frühgeburt, war nicht eingetreten.

Aber noch etwas anderes hatte sich vollzogen, das niemand hätte voraussagen können, Frau von Choiseules Herz war für Eva gewonnen worden. Das Mitleid, welches die Kranke in ihrer Hülflosigkeit der alten Dame eingeflößt, hatte den Weg zur Liebe angebahnt.

Friedrichs Mutter wollte Anfangs nichts von dieser weicheren Regung wissen, sie sprach mit Eva nur das nöthigste, auf deren Leiden bezügliche, und wo sie ihrem innersten Hange nach hätte hingebend und mitfühlend sein mögen, zeigte sie nur Ernst und Strenge in ihren Mienen und Worten. Aber dieses Versteckenspielen mit den eigenen Gefühlen war auf die Dauer nicht durchführbar, es war ein geheimer instinctiver Trieb, der sie zu Eva hinzog: Das Bewußtsein, daß jenes Werdende, das immer mehr dem Eintritte ins Leben zudrängte, ihr Enkelkind sein werde.

Evas Leiden erforderte eine stets wachsame und aufopfernde Pflege; Frau von Choiseule hatte diese fast ganz aus den Händen der Schwester in die eigenen genommen. Mehr und mehr trat Evas Befinden für sie in den Vordergrund aller Interessen.

Eva lohnte ihr mit enthusiastischer Liebe. Sobald sie die anfängliche Scheu vor Friedrichs Mutter abgestreift, begann sie den lebhaften Drang zu fühlen, dieser die geheimsten Falten ihres Herzens zu eröffnen. Sie suchte einen Beichtiger, dem sie ihr ganzes Elend bekennen wollte. Mit einer Offenherzigkeit, wie sie sie

bisher vielleicht noch niemals, selbst Friedrich gegenüber nicht, an den Tag gelegt hatte, erzählte sie der alten Dame ihr gesammtes Leben, die Ehestandsepisode, und schließlich auch die Geschichte ihrer Liebe zu Friedrich; alles ohne Rückhalt, ohne Beschönigung.

Frau von Choiseule beschränkte sich darauf, ihr zuzuhören, daß hier nicht der Ort zum Tadeln und zu Vorwürfen sei, die ihr oft genug auf den Lippen schwebten, sah sie ein.

Aber, was sie von Eva erfuhr, gab ihr zu denken. Wie klar schien ihr jetzt dieser ganze unselige Handel, der ihr den Sohn entfremdet hatte, wie scharf erkannte sie die Fehler, die jeder einzelne der darin Handelnden begangen hatte, und allmählich änderte sich die Stellung, welche sie zu dem Vorgegangenen bisher eingenommen. Von dem Augenblicke an, wo sie es über sich gewonnen hatte, der erkrankten Eva ihre Fürsorge zuzuwenden, verlor der Widerstand seinen Sinn, den sie vordem einer Verbindung ihres Sohnes mit dieser Frau entgegengesetzt. Unmerklich und doch unaufhaltsam schmolz das Eis ihres Starrsinnes dahin, und allmählich begann sie einzusehen, daß Mörner Recht habe, hier blieb für sie nur eins zu thun, und das hieß: Vergeben und versöhnen. —

Für Eva war diese Zeit vielleicht die zufriedenste ihres Lebens. Sie fühlte, daß sie gesiegt habe. Sie hatte das erreicht, weshalb sie hierher gekommen. Denn wenn Frau von Choiseule bisher auch noch nicht mit Worten zugestanden hatte, daß sie ver-

ziehen habe, aus dem Verhalten der alten Dame ihr gegenüber konnte Eva es entnehmen. Und durch dieses Bewußtsein fühlte sie sich im Geiste auch mit Friedrich versöhnt, jene innigen Gefühle, welche sie in den ersten Tagen ihres Liebesglückes für ihn empfunden, schienen neu in ihr erwacht, aller Streit, all das Häßliche, das zwischen ihnen vorgefallen, war vergessen, die Zukunft sollte all die Widrigkeiten des Vergangenen ausgleichen.

Und dazu kam noch ein anderer Umstand, der beitrug, sie einen vordem nie gekannten Seelenfrieden genießen zu lassen. Frau von Choiseule war es gelungen, Eva für einen wirklich lebendigen Glauben zu gewinnen.

Diese alte erprobte Christin hatte gar bald herausgefunden, wie völlig unbebaut Evas Sinn auf religiösem Gebiete sei. Das wenige, was sie sich im Laufe des letzten Jahres von katholischem Wesen angewöhnt, war schnell beseitigt, denn es war nur durch Persönlichkeiten, mit denen sie zufällig in Berührung gekommen, in sie hineingetragen worden, ohne dort festere Wurzel gefaßt zu haben.

Nachdem es Friedrichs Mutter aber einmal gelungen, das religiöse Bedürfniß, das so lange unbethätigt in Eva geschlummert, zu wecken, war das Verlangen nach der neuen Nahrung bei dieser schier unersättlich. Und die Einsamkeit des Krankenlagers, wo nichts sie von der frommen Beschaulichkeit abzog, die Schmerzen, welche sie weich und trostbedürftig machten, die bevorstehende Gefahr, die sie angstvoll

nach Hülfe ausschauen ließ, sie alle trugen dazu bei, die Kranke in ihrer religiösen Schwärmerei zu erhalten und weiter zu treiben.

Frau von Choiseule ging mit Eifer an das Missionswerk. Sie erklärte ihrer Schülerin das gesammte System des Christenthums, die Fundamente des evangelischen Glaubens, las ihr aus der Bibel vor und veranlaßte Eva, das Abendmahl zu nehmen, an dem sie selbst theilnahm. —

Von Mörners Anwesenheit hatte Friedrichs Mutter der Kranken nichts mitgetheilt. Auch in Mörners Dasein bildete jetzt Evas Befinden das erste Interesse.

Er begleitete Frau von Choiseule zum Krankenhause, holte sie zu bestimmten Zeiten ab, und ging oft ganze Stunden lang in dem Garten des Institutes umher, oftmals nach jenem Fenster im ersten Stock mit dem herabgelassenen Rouleau blickend.

Die Liebe für Eva, die er tief in seinem Inneren begraben zu haben vermeinte, war doch noch nicht abgestorben. Eine mächtige Sehnsucht erfüllte ihn im Geheimen, die Züge Derjenigen wieder zu sehen, die seine Frau gewesen.

Einmal, als er Frau von Choiseule im Vorzimmer abholte, erzählte diese, Eva sei soeben in festen Schlaf gesunken. Da offenbarte Mörner, wie ein Mädchen über und über erröthend, der alten Freundin seinen geheimen Wunsch.

Frau von Choiseule kehrte sofort um, und leise die Thür öffnend trat sie, von dem vor Erregung

zitternden Mörner gefolgt, in das Zimmer der Kranken.

Angethan mit einer weiten Flanelljacke ruhte Eva bis zur Brusthöhe wohl zugedeckt in den Kissen, die Arme hatte sie gleichmäßig von sich gestreckt, und die feinen Händchen lagen platt auf dem Deckbett. Regelmäßig hob sich ihr Busen unter den tiefen Athemzügen des Schlafes. Mit ihrem halb zur Seite gefallenen Kopfe, den geöffneten zu leichtem Lächeln verzogenen Lippen, und den rosig angehauchten Wangen hatte sie etwas von einem schlummernden Kindchen an sich.

Mörner ergriff dieser Anblick im Innersten. Schluchzend, mit gefalteten Händen stand er an dem Lager, und Frau von Choiseule, welche besorgte, die Kranke möchte erwachen, hatte Mühe, ihn hinwegzuführen. —

Mörner erwartete täglich Friedrichs Ankunft. Als aber weder Friedrich noch eine Antwort von ihm kam, schrieb er einen zweiten Brief. Da erhielt er beide Briefe von München aus zurückgeschickt, mit dem Bemerken, der Adressat sei seit vierzehn Tagen verschwunden, unbekannt wohin.

Mörner erschrak heftig, was hatte das zu bedeuten? Umgehend schrieb er an die Polizeidirection in München, forderte sie zu Nachforschungen wegen Friedrichs Verbleib auf und erbat sich Benachrichtigung.

Er befürchtete das Schlimmste, doch schwieg er Friedrichs Mutter gegenüber; sie in Sorge und

Kummer zu versetzen, ehe er gewisse Nachrichten erhalten, hielt er nicht für angebracht. —

Inzwischen kam der Termin von Evas Entbindung heran.

Eines Morgens als Frau von Choiseule, wie gewöhnlich gegen acht Uhr ins Krankenhaus kam, erkannte sie schon an dem Gesichte der ihr entgegenkommenden Wärterin, daß etwas außergewöhnliches vorgehe. „Die Nacht war sehr schlecht, gnädige Frau,“ sagte die Frau im Flüstertone, „heute wird's wohl werden —“

Frau von Choiseule fand Eva im Bette kauernd, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Seiten mit den Händen haltend. Ihr Gesicht war hochroth gefärbt und die Augen leuchteten in fieberischem Glanze.

„Was geht mit mir vor — was ist das?“ stöhnte sie.

Frau von Choiseule brachte sie durch Zureden und sanfte Handgriffe dazu, wieder die liegende Stellung einzunehmen.

„O, ich sterbe, ich sterbe,“ jammerte Eva. „Das ist zu fürchterlich — verlassen Sie mich nicht,“ und sie erhaschte den Arm der alten Dame, an den sie sich krampfhaft klammerte.

„Gottvertrauen, liebe Eva,“ sagte Friedrichs Mutter mit bleicher, aber fester Miene. „Wenn der Herr es so will, werden Sie unversehrt durch dieses schwere Leid gehen.“

„Nein, nein, ich werde sterben,“ rief sie. „Ich

weiß es ganz gewiß," und sie sah starren und entsetzten Blickes ins Leere.

Nach einer Weile veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, sie rief die alte Dame mit leiser Stimme zu sich heran, als wollte sie ihr etwas besonderes anvertrauen, und obgleich niemand anderes im Zimmer anwesend war, flüsterte sie kaum vernehmbar: „Wo ist er — weiß er, wie krank ich bin?"

„Mein Sohn hat nichts von sich hören lassen," erwiderte Friedrichs Mutter.

Verwundert, als könne sie nicht fassen, was die andere gesagt, blickte Eva vor sich hin. Und Frau von Choiseule, die jetzt neben dem Lager Platz genommen, hörte, wie sie im Selbstgespräche sagte: „Ach, könnte ich ihn doch noch einmal sehen — Friedrich, — er konnte so lieb sein, wenn er wollte, so lieb und gütig — Verzeihung!"

Dann wandte sie sich von neuem zu Frau von Choiseule und fragte: „Wollen Sie mit mir beten?"

Die alte Dame kniete neben dem Bette nieder und sprach ein inbrünstiges Gebet mit lauter Stimme, das ihr Eva nachsprach. Aber mitten im Beten unterbrach Eva Friedrichs Mutter und sagte: „Wir wollen auch für ihn beten."

Da begannen die Wehen von neuem und setzten nicht wieder aus. Der geburtshelfende Arzt erschien und die Wärterin hielt sich zur Stelle.

Eva litt furchtbar. Frau von Choiseule war an den Anblick menschlicher Leiden in jeder Form gewöhnt, aber das, was sie hier mit ansehen mußte, zerriß ihr

das Herz. Sie bat den Arzt mit ihr ins Nebenzimmer zu kommen, sie wünschte ihn dort ohne Zeugen zu sprechen.

„Haben Sie denn kein Mittel, den Qualen der Unglücklichen ein Ende zu machen?“ fragte sie den Mann, am ganzen Körper vor Erregung zitternd.

„Ich warte noch eine Viertelstunde,“ erwiderte der Arzt, „wenn dann noch keine Aussicht auf Besserung eingetreten ist, muß ich zur Perforation schreiten, sonst stirbt mir die Frau unter den Händen.“

Da kam Mörner, sein Gesicht war bleich, die Augen geröthet, er mußte geweint haben. Zaudernd blieb er stehen, als er Frau von Choiseules ansichtig wurde.

Der Arzt kehrte wieder zu der Kreißenden zurück, während die alte Dame auf Mörner zueilte und ihm berichtete, wie es mit Eva stehe.

Aber er achtete kaum auf ihre Worte, was mit Eva vorging schien augenblicklich von ganz nebensächlicher Bedeutung für ihn zu sein. Endlich fiel Frau von Choiseule sein verstörtes Wesen auf.

„Was ist geschehen?“ fragte sie.

„Schlechte, sehr schlechte Nachrichten von Ihrem Sohne — fassen Sie sich,“ brachte er stockend hervor und schwieg.

Frau von Choiseule sah ihm scharf prüfend ins Gesicht, er senkte den Kopf vor ihrem Blicke, und ohne daß er es hindern konnte, begannen seine Kinnladen krampfhaft zu zucken, und verriethen seinen Schmerz.

Friedrichs Mutter wandte sich ab, schwankte einige Schritte vorwärts, und ließ sich schwer in einen Stuhl sinken, sie bedeckte die Augen mit den Händen.

Ein Stöhnen schreckte Mörner auf, er eilte zu ihr.

„Todt?“ fragte sie.

Mörners Schweigen bejahte ihre Frage.

„Selbst— Selbst—“ und endlich brachte sie es über ihre Lippen: „Selbstmord?“

„Man hat ihn an einer Felswand in den Alpen gefunden,“ erwiderte Mörner, „vielleicht ist er abgestürzt.“

„Im Sünden dahingefahren,“ heulte die Mutter auf, „mein Sohn — selbstentleibt.“

Und in ihr Klagen mischten sich jetzt Töne aus dem Nebenzimmer, die Mörner erbeben machten. Waren das menschliche Laute?

Das währte nicht lange. Alles wurde plötzlich todtenstill, die Thür that sich auf und mit düsterer Miene trat der Arzt heraus. „Das Kind lebt,“ sagte er, „aber die Mutter ist todt.“

Frau von Choiseule verstand ihn nicht. „Wollen Sie nicht hereinkommen?“ fragte der Arzt. „Es ist ein Knabe.“

Friedrichs Mutter blickte ihn wie geistesabwesend an.

Da tönte durch die offengebliebene Thür ein Geräusch ganz eigener Art, durchdringend und jämmerlich, eines Kindchens Stimme.

Bei diesen Tönen schien Leben in die alte Frau zurückzukehren, sie lauschte.

Mörner faßte sie am Arme und führte sie ins Nebenzimmer. Unter einem weißen Tuche, das die Wartefrau über sie gebreitet hatte, lag die, welche einstmals seine Frau gewesen war.

„Wollen Sie die Todte sehen?" fragte die Frau.

Mörner, jedes Wortes unfähig, winkte mit der Hand ab.

„Es war schnell mit ihr aus," schwatzte die Frau, „so schnell habe ich noch keine verlöschen sehen, wie ein Licht — ja, ja, das ist der Herzschlag, ich dachte mirs gleich — aber der Junge ist ein Prachtkerl."

Mörner wandte sich nach dem Kinde um. Er sah in Frau von Choiseules Händen ein kleines, röthliches, zappelndes Wesen. Sie hielt es in zitternden Armen, und benetzte es mit ihren Thränen.

Der Anblick erschütterte Mörner mehr als alles voraufgegangene. „Das Kind der Schande in ihren Armen!" dachte er.

Das Kindchen dehnte sich und schlug die Augen auf.

„Sehen Sie, sehen Sie doch!" hauchte Frau von Choiseule. Mörner trat hinzu. „Die Augen — seine Augen!"

„Es ist Ihr Enkelsohn," sagte Mörner. „Lassen Sie uns dieses Kind gemeinsam zu einem tüchtigen, christlichen Manne erziehen."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Druck von Gebr. Adolph & Co., Löbtau.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Polenz, Wilhelm <<von>>,

Sühne Roman

Bd.: 2. Band

1890

P.o.germ. 1790 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675042-4